

PETER
DUFFY
DIE
BIELSKI
BRÜDER



Die Geschichte
dreier Brüder,
die in den Wäldern
Weißrusslands
1200 Juden vor den
Nazis retteten

EIN BUCH ÜBER DEN MUT UND DIE
KRAFT DREIER MENSCHEN, DIE DARAN
GLAUBTEN, DASS JEDER EINZELNE
DIE WELT VERÄNDERN KANN.

Weißrussland, Spätherbst 1941: Vor den Augen
der Brüder Tuvia, Asael und Zus werden Eltern
und Geschwister von der Gestapo abgeführt;
den drei Brüdern gelingt die Flucht in die
Wälder. Es ist der Anfang einer unglaublichen
Rettungsaktion.

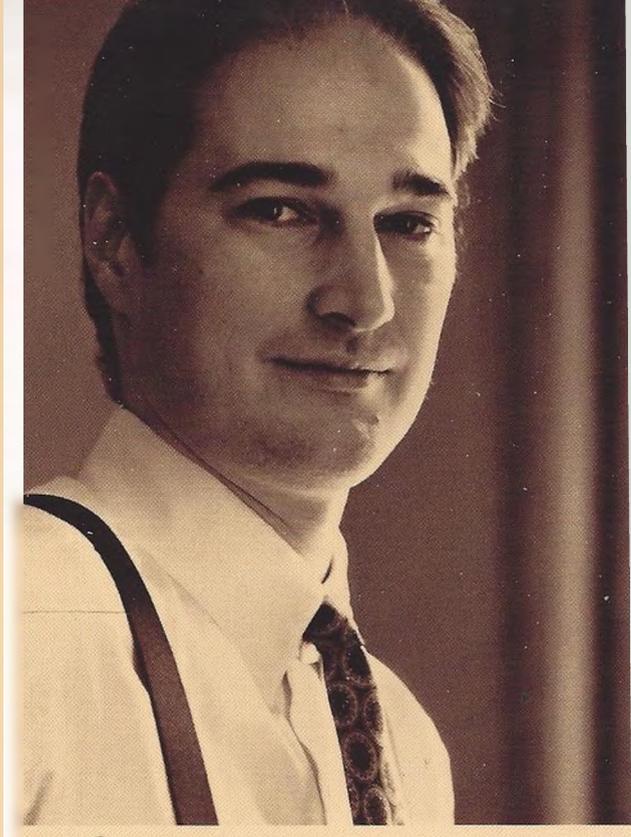
Inmitten der Wildnis versammelten die Bielski-
Brüder über 1 200 Juden und errichteten dort
eine funktionierende Dorfgemeinschaft mit
Synagoge, Krankenhaus, Schule, einer Zeitung,
einem Badehaus und sogar einem Theater.
Zweieinhalb Jahre entgingen diese jüdischen
Partisanen mitten im Zweiten Weltkrieg dem
Tod und der Gefangennahme.

Eine wahre Geschichte, die wie ein Märchen
klingt, in einer Zeit des Schreckens, der Gewalt
und der Zerstörung.

Dieses Buch wirft ein Schlaglicht auf die Geschichte der jüdischen Partisanen. Es erzählt die Geschichte der Brüder Tuvia, Asael und Zus Bielski, die während des Zweiten Weltkriegs in Weißrussland über 1 200 Juden vor dem Holocaust retteten.

Die Bielski-Brüder, selbst Juden, führten als Partisanen ihren ganz eigenen Krieg gegen die Nazis. Doch beließen sie es keinesfalls dabei, sich nur zu verstecken. Sie sammelten andere Versprengte um sich, organisierten Waffen und Ausrüstung und begannen eine Art privaten Guerilla-Krieg gegen die deutschen Besatzer. Schließlich verhalfen sie Hunderten von Juden aus den nahe gelegenen Ghettos von Lida und Nowogródek zur Flucht.

Das Dorf in den Wäldern, das sie errichteten, blieb bis zur Befreiung Weißrusslands durch die Rote Armee unentdeckt.



PETER DUFFY ist Journalist und schreibt für die New York Times, die New York Post und Newsday und wurde für seine Beiträge mehrmals ausgezeichnet. Er ist verheiratet und lebt in New York.

Umschlaggestaltung:

Gundula Hißmann und Andreas Heilmann, Hamburg

Umschlagabbildung: Patricia McDonough / photonica

Peter Duffy

Die Bielski-Brüder

Die Geschichte dreier Brüder,
die in den Wäldern Weissrusslands
1'200 Juden vor den Nazis retteten

Aus dem Amerikanischen
von Michael Schmidt

Scherz

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel «The Bielski Brothers»
im Verlag HarperCollins

www.fischerverlage.de

Erschienen bei Scherz, ein Verlag
der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Copyright © 2003 by Peter Dufiy

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 2005
Satz: H & G Herstellung, Hamburg
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm
Printed in Germany
ISBN 3-502-18160-8

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Für meine Mutter und meinen Vater

«Der Wald war uns vertraut, und im schlimmsten Fall konnten wir hinter den Bäumen verschwinden.»

TUVIA BIELSKI, aus seinen unveröffentlichten Erinnerungen, 1955

«... [Die] Wälder waren foris, ‚ausserhalb‘. In ihnen lebten die Ausgestossenen, die Wahnsinnigen, die Liebenden, Banditen, Einsiedler, die Heiligen, die Aussätzigen, der Maquis, Flüchtlinge, Aussenseiter, Verfolgte, wilde Männer. Wo sollten sie sonst hin? Wer sich ausserhalb des Gesetzes und der menschlichen Gesellschaft bewegte, gehörte in den Wald. Aber der Wald bot ein grausiges Asyl. Im Wald konnte man nicht Mensch bleiben – man hatte nur die Wahl, sich über das Menschsein zu erheben oder tief zu sinken.»

ROBERT POGUE HARRISON, aus: *Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur*, 1992

«Im Vergleich zu den Ghettos fühlte man sich wie im Himmel. In den Wäldern waren wir frei. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Wir hatten Freiheit.»

CHARLES BEDZOW

PROLOG

«Wenn ich tot hin, werde ich berühmt.»

Tuvia Bielski

DREI MÄNNER, BRÜDER, haben im Zweiten Weltkrieg ebenso viele Juden gerettet wie Oskar Schindler; sie organisierten eine militärische Truppe, die fast so viele feindliche Soldaten tötete wie die Kämpfer im Warschauer Ghettoaufstand. Sie hiessen Tuvia, Asael und Zus Bielski. Für die zwölfhundert Juden, die im Juli 1944 aus den weissrussischen Wäldern kamen, sowie für die Nachkommen dieser Überlebenden waren diese Männer eine Legende und wurden als Helden verehrt. Aber ausserhalb dieses engeren Kreises blieben die Anführer der grössten und erfolgreichsten jüdischen Kampf- und Rettungstruppe fast völlig unbekannt – in den sechzig Jahren, die seither vergangen sind, schildern nur ein paar Bücher ihre Taten, und kaum eine Gedenktafel trägt ihre Namen.

Ich stiess auf diese Geschichte während einer zufälligen Suche im Internet. Ein Hinweis auf «Forest Jews» («Waldjuden») weckte meine Neugier und brachte mich auf eine Fährte, der ich drei Jahre lang folgte – und die mir die einmalige Gelegenheit gab, die Geschichten von Überlebenden des Holocaust aus deren eigenem Mund zu hören, und zwar in einigen Fällen nur Monate, ja, Wochen vor ihrem Tod.

Und so stand ich nach Dutzenden von Interviews, bei denen ich vieles über das Leben in den Wäldern im Westen des heutigen Weissrussland zu hören bekam, wo der Widerstand der Bielskis gegen die Deutschen

zur Errichtung eines Dorfes mit behelfsmässigen Werkstätten und primitiven Behausungen führte, am 27. Juni 2001 selbst am Rand des grössten dieser Wälder. Geführt von einer älteren Polin namens Leokadia Lankowitsch, konnte ich mir nun vorstellen, wie dieses Leben gewesen sein musste.

Allerdings wies nichts an diesem «Nalibocka-Puscha» – *Puscha* bedeutet im Polnischen, Russischen, Weissrussischen und Ukrainischen so viel wie ‚dichter Wald‘ – daraufhin, dass sich hier einst etwas Aussergewöhnliches abgespielt hatte, denn er sah aus wie ein x-beliebiger Wald. Und doch waren zwischen diesen Kiefern und Tannen einige der herausragendsten, von Mut und Einfallsreichtum zeugenden Taten im Krieg vollbracht worden.

Die Bielski-Gruppe umfasste, als sie die Wälder im Sommer 1943 erreichte, die erstaunliche Zahl von achthundert Juden. Über ein Jahr zuvor hatten die Brüder mit mehreren Verwandten in den Wäldern nahe dem Anwesen der Familie Bielski einen Stützpunkt errichtet. Tuvia, der Älteste und Klügste der drei, hatte darauf bestanden, die Gruppe müsse offen für alle Juden sein, ob sie nun jung oder alt, gesund oder krank, Soldat oder Invalide waren. «Ich würde lieber eine alte Jüdin retten», pflegte er zu sagen, «als zehn deutsche Soldaten töten.» Nach und nach fanden sich immer mehr von Bielski-Kämpfern aus den Ghettos gerettete Menschen ein, bis die Flüchtlingsgruppe gewaltige Ausmasse angenommen hatte; den Deutschen immer einen Schritt voraus, zog sie von Wald zu Wald.

Im August 1943 schickte Hitler seine rücksichtslosesten und blutrünstigsten Truppen in diesen *Puscha*, die jedes Mitglied der Bielski-Gruppe töten sollten. In ihrem verzweifelten Kampf ums Überleben führten die Brüder alle achthundert Flüchtlinge durch endlose Sümpfe, während ihnen die Kugeln um die Köpfe piffen und ihnen das Geschrei feindlicher Soldaten in den Ohren gellte. Schliesslich erreichten sie eine abgelegene Lichtung mitten im grossen Wald, wo sie lautlos und ohne Lebensmittel durchhielten, bis die Nazis ihre Jagd aufgaben. Nicht ein einziger Flücht-

ling kam ums Leben. Es war eine Flucht von atemberaubender Kühnheit.

Später entdeckten die drei Brüder eine sichere, trockene Stelle im *Puscha*, wo sie eine winzige Stadt errichten liessen. Sie verfügte über Unterkünfte, Werkstätten für Schneider, Schuhmacher, Näherinnen und Tischler, ein grosse Herde Kühe und Pferde, eine Schule für sechzig Kinder, eine Hauptstrasse und einen Hauptplatz, ein Theater für Musik und Schauspiel und eine Gerberei, die auch als Synagoge diente. Die erschöpften Flüchtlinge, die dem Tod durch die Flucht aus Ghettos und Arbeitslagern um Haaresbreite entronnen waren, fühlten sich wie in eine andere Welt versetzt, ein Paradies, in dem Juden mitten im von den Nazis beherrschten Europa in Freiheit leben konnten.

Frau Lankowitsch, eine untersetzte Polin mit einem ansteckenden Lachen und dem Hang zu ununterbrochenem Redefluss, versprach, mich genau dorthin zu führen, wo einst das jüdische Dorf gestanden hatte. Nachdem wir über eine Strasse geholpert waren, die mitten in die Wälder führte, wies sie den Fahrer des russischen Militägeeps an, zu halten. «In dieser Gegend war es», sagte sie, während sie aus dem Fahrzeug kletterte und auf die Bäume deutete.

Wie beflügelt von der Erinnerung lief Frau Lankowitsch trotz ihres Alters so rasch durch das dichte Gebüsch, dass ich ihr nur mit Mühe folgen konnte. «An dieser Stelle hatten sie eine Erdhütte», sagte Frau Lankowitsch und wies auf eine kleine, mit Regenwasser gefüllte Grube. Sie sah genauso aus wie all die anderen Löcher in den Wäldern. Aber Frau Lankowitsch liess sich nicht beirren.

Beim Gehen schob sie die Zweige vor ihrem Gesicht beiseite und blieb hin und wieder stehen, um Beeren zu pflücken und auf Spuren von weiteren Bielski-Behausungen hinzuweisen. Währenddessen sprach sie un-aufhörlich weiter. «Wenn ich zum Lager kam, durfte ich mich nicht einfach frei bewegen. Die Wachen hielten mich an. Ich erklärte ihnen, dass

ich meine Freundin Sulia besuchen wolle. Dann schickten sie jemand nach ihr, und Sulia kam und nahm mich ins Lager mit. Es war wunderschön», sagte sie. «Wie in Minsk.»

Ich versuchte mir vorzustellen, wie diese Wälder vor über einem halben Jahrhundert ausgesehen hatten. Wie war es wohl in der geschäftigen Küche zugegangen? Wie ich erfuhr, unterstand sie einem ungehobelten Mann mit einer ständig blutigen Schürze, der wild mit einem langen Holzlöffel in einer Reihe von Töpfen herumrührte. Worüber unterhielten sich die Menschen in ihren Unterkünften, mit Holzdächern bedeckte Erdlöcher, in denen oft Menschen aus demselben Dorf oder mit dem gleichen Beruf Unterschlupf gefunden hatten? Wie schaffte es der Büchsenmacher, dessen Hämmern den ganzen Tag zu hören war, die kaum benutzbaren Flinten zu reparieren, die man einfach in der Landschaft gefunden hatte? Da die Vegetation jahrelang alles überwuchert hatte, war es schwer, Spuren vom Stützpunkt der Brüder ausfindig zu machen.

Und genauso schienen die Brüder selbst nach dem Krieg verschwunden zu sein. Asael schloss sich der Roten Armee an und fiel im Kampf gegen die Nazis in Ostpreussen, nur sieben Monate nachdem er den Wald verlassen hatte. Tuvia und Zus gingen nach Israel, wo sie als einfache Arbeiter tätig waren. Mitte der Fünfzigerjahre lebten beide in einem Mittelschichtviertel von Brooklyn in New York und gründeten Familien mit Frauen, die sie damals im Wald kennengelernt hatten. Zus war der Erfolgreichere und besass schliesslich ein kleines Speditions- und Taxiunternehmen, während Tuvia, der grosse Feldherr auf seinem weisen Pferd, sich schwerer tat. Er fuhr einen Lieferwagen und hatte Mühe, seine Familie zu ernähren. Tuvia starb 1987, Zus 1995. Ihre Heldentaten gerieten in Vergessenheit, und sie waren ganz normale Einwanderer, die wollten, dass ihre Kinder es einmal besser haben sollten.

Auf der Suche nach den immer weniger werdenden Zeugen ihrer Geschichte machte ich die Witwen der beiden Brüder, stolze Hüterinnen

des Gedenkens an ihre Ehemänner, sowie den vierten Bruder ausfindig, Aron (Bielski) Bell, der in den Kriegsjahren schon mit zwölf ein schneidiger Waldpfadfinder gewesen war. Ich befragte über fünfzig Überlebende aus den Lagern der Brüder und suchte nach Dokumenten, Erinnerungen und Fotografien, die mit den Erlebnissen im Wald im Zusammenhang standen. Dann sprach ich mit nichtjüdischen Partisanen und Bauern, die teils Verbündete der Brüder, teils ihre Feinde gewesen waren. Und zu guter Letzt entdeckte ich ein Manuskript in Buchlänge, das Tuvia Bielski geschrieben hatte, das aber nie ins Englische übersetzt worden war und das nicht einmal seine Familie kannte.

Es war eine aufwühlende Reise, und ich wurde durch sie vom unberührten Aussenstehenden zu einem Menschen, der sich dieser Gemeinschaft, ihrer Geschichte und ihren Mitgliedern zutiefst verbunden fühlte. Und als diese grossartigen Überlebenden schliesslich starben, wie abzu-sehen gewesen war, empfand ich grosse Trauer, nicht weil ich sie als wichtige Quellen betrachtet hatte, sondern als Freunde.

Und so fühlte ich mich geehrt und zugleich ein wenig unwürdig, als ich in diesem riesigen *Puscha* an der Stätte des grössten Triumphs der Brüder Bielski stand, an einem der heiligsten Orte des Zweiten Weltkriegs – dem Schauplatz jüdischen Lebens, nicht jüdischen Sterbens. Als ich die Augen schloss und den Stimmen der Überlebenden lauschte, konnte ich die Siedlung fast sehen, die so viele von ihnen schliesslich ihr «Jerusalem» nannten.





1

VOM ZAREN ZUM FÜHRER

ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS siedelten sich Elisheva und Zusya Bielski, die Grosseltern von Tuvia, Asael und Zus, auf einer Parzelle in dem kleinen Dorf Stankewitsch in der Region Weissrussland des zaristischen russischen Reiches an. Eigentlich handelte es sich weniger um ein Dorf als um eine Ansammlung von rund einem Dutzend Holzhäusern auf einer Hügelkuppe in einer der ärmsten, rückständigsten Ecken Europas. Das Haus der Bielskis stand ein wenig abseits unten am Hang, auf der anderen Seite eines kleinen Sees, der von einem Fluss gespeist wurde. Und die Bielskis waren tatsächlich Aussenseiter: Sie waren die einzigen Juden im Ort.

Auf dem Grund der Familie, der ihnen von einem verarmten polnischen Adeligen mit einem Hang zum Trinken und Glücksspiel verpachtet worden war, befanden sich eine Wassermühle und zwei Ställe. Und so betätigten sich Zusya und sein jüngster Sohn David nicht lange nachdem sie mit einem Pferdekarren ins Dorf gekommen waren, als Müller.

Elishevas und Zusyas übrige Kinder waren schon verheiratet und lebten in Städten, wie die meisten Juden, die sich innerhalb des riesigen Siedlungsgebiets von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer aufhielten, das der Zar allen Juden zugewiesen hatte. In diesem grossen Ghetto waren sie einer erschreckenden Zahl von diskriminierenden und sich ständig ändernden Erlassen unterworfen, mussten die verschiedensten erdrü-

ckenden Steuern zahlen, durften in der Öffentlichkeit ihre Muttersprache Jiddisch nicht sprechen und nicht einmal niedere Beamtenposten bekleiden. Die zaristischen Restriktionen erschwerten es Juden auch, in ländlichen Gebieten zu leben, aber Elisheva und Zusya waren seit Langem daran gewöhnt, fernab der Ballungszentren den Boden zu bestellen.

Nicht lange nachdem die Familie nach Stankewitsch gekommen war, erliess der Zar eine weitere Reihe antijüdischer Dekrete, darunter eines, das Juden verbot, ländlichen Besitz zu kaufen, zu verkaufen, zu verwalten oder zu pachten. Das alte Ehepaar war sehr erschrocken darüber und befürchtete, nun aus seinem Haus vertrieben zu werden.

Aber dank des Einfallsreichtums, den ein Jude brauchte, um unter dem Zaren zu überleben, hatte David eine Idee, wie die Familie in Stankewitsch bleiben konnte. Er verabredete mit einem Nachbarn, einem Polen namens Kushel, den Besitz auf den Namen des Nichtjuden eintragen zu lassen. Der Mann war damit einverstanden, nur nomineller Besitzer zu sein, und so konnte die Familie Bielski weiter ihren Lebensunterhalt verdienen. Allerdings war Elisheva, die unter einer Reihe von Beschwerden litt, dem Druck gesundheitlich nicht gewachsen. David sorgte zwar dafür, dass seine Mutter mehrere Ärzte konsultierte, aber vergebens. Sie starb in einem Krankenhaus in Wilna, der im Norden gelegenen Hauptstadt von Litauen.

Um die Jahrhundertwende war der junge David bereit, eine eigene Familie zu gründen. Er heiratete Beyle Mendelawitsch, die Tochter eines Ladeninhabers im nahen Petrewitsch, führte fortan zufrieden das Leben eines Müllers und übernahm den Betrieb seines alten Vaters, der seinerseits zufrieden das Entstehen einer neuen Generation beobachtete. Als der alte Zusya 1912 starb, hatte Beyle vier Kinder – Velvel, Tuvia, Taibe und Asael – zur Welt gebracht und erwartete ein fünftes. Zu Ehren von Davids Vater wurde dieses Kind, ein Sohn, Zusya genannt und abwechselnd Zusya, Zissel oder Zus gerufen.

Die Kinder wurden in ein einfaches Landleben hineingeboren, lange bevor es in der Region Weissrussland, die jahrhundertlang von ihren grösseren Nachbarn Russland, Polen und Litauen beherrscht wurde, Elektrizität oder fliessendes Wasser gab. Es war eine Welt der primitiven strohgedeckten Holzhäuser, in der der wertvollste Besitz eines Bauern sein Pferd und ein vierrädriger Holzkarren war. Im Laufe der Jahre erwarb die Familie Nutztiere aller Art, darunter ein paar Pferde, mehrere Kühe und einige Schafe; alle Lebensmittel hatten sie mit eigenen Händen erzeugt. Die Eltern hatten ein eigenes Zimmer, während sich die Kinder den verbleibenden Raum teilten und zu mehreren im selben Bett schliefen oder im Sommer nach einem langen Arbeitstag müde ins Stroh in der Scheune sanken.

Die Kinder genossen eine unterschiedliche Schulbildung und schlossen zumeist keine kirchliche oder weltliche Schule ab. Hin und wieder liess David einen Lehrer ins Haus kommen. Gelegentlich wurde ein Kind zu Verwandten in Nowogródek geschickt, der nächstgelegenen Stadt mit einer beträchtlichen jüdischen Bevölkerung, um dort zur Schule zu gehen. In dieser Stadt befand sich auch die nächste Synagoge, doch da die Fahrt mit dem Pferdekarren über die fünfzehn Kilometer lange Strecke drei Stunden dauerte, hatte die Familie Mühe, regelmässig den Gottesdienst zu besuchen. Stattdessen diente ein Privathaus als Gotteshaus. Am Sabbat und an hohen Feiertagen suchten die Bielskis die Familie Dziencielski auf, die zwei Kilometer weiter im Dorf Gross-Izwa lebte und über einen Pfad durch die Wälder zu erreichen war. Die Dziencielskis betrieben wie die Bielskis eine Mühle und waren die einzigen Juden in ihrem Ort.

Manchmal übernahm David die Rolle des Vorbeters und benutzte dazu eine Thorarolle, die im Haus der Dziencielskis aufbewahrt wurde. Er war zwar nicht sehr gebildet, aber er hatte eine melodische Stimme und beherrschte die heiligen Texte.

Die Kinder erlernten die in dieser Gegend gesprochenen Sprachen – Weissrussisch, Russisch und Polnisch – viel fliessender als die meisten

weissrussischen Juden, die in den jüdischen Vierteln der Städte lebten. Davids Tätigkeit brachte es mit sich, dass die Familie ständig Kontakt zu ihren Nachbarn hatte, christlichorthodoxen Weissrussen und katholischen Polen. Wohl wissend, dass er als Jude ohne Verbündete in einer Zeit lebte, in der antijüdische Gewalt an der Tagesordnung war, entwickelte er ein versöhnliches Naturell und ging Streit lieber aus dem Weg.

Als Beamte der zaristischen Regierung erschienen und erklärten, sie hätten den Verdacht, dass die Familie trotz des Zarenerlasses das Land bestelle, luden David und Beyle sie an ihren Tisch ein. Das Paar bewirtete die Beamten so lange mit Essen und Alkohol, bis sie im Vollrausch aus dem Haus taumelten. Die Männer des Zaren schrieben keinen Bericht mehr. Wenn Banditen kamen und Geld oder Beute forderten, behandelte das Paar sie mit ähnlicher Freundlichkeit und holte den Wodka für besondere Gelegenheiten heraus.

David Bielski war kein Kämpfer.

Im ersten Jahr des Ersten Weltkriegs, als die Kinder noch klein – zu jung, um in die zaristische Armee eingezogen zu werden –, kämpften die deutschen Streitkräfte gegen das russische Reich. Es war ein verheissungsvoller Auftakt zu turbulenten sechs Jahren für die Menschen in dem Bezirk, wo die Bielskis lebten. Die Invasionsarmee nahm, wie so viele Armeen vor ihr, die kürzeste Route zur russischen Hauptstadt, also mitten durch Weissrussland. Die Region um Stankewitsch verwandelte sich während der Sommeroffensive von 1915 in eine Besatzungszone.

Die Deutschen verhielten sich gegenüber der jüdischen Bevölkerung weniger hart als die Romanows. Zar Nikolaus II. hatte die Vertreibung von rund einer halben Million Juden aus seinen Ländereien befohlen, da er an ihrer Loyalität zweifelte. Die Besatzer legten einen gemässigten Führungsstil an den Tag, indem sie antijüdische Massnahmen aufhoben und sogar ein Freundschaftsabkommen verkündeten.

Nicht weit vom Hof der Bielskis wandelte eine Gruppe deutscher Soldaten ein grosses verlassenes Haus in einen Militärstützpunkt um. Der kaum zehn Jahre alte Tuvia hatte am Schulunterricht wenig Interesse; stattdessen freundete er sich mit den Männern an und kam bald jeden Tag zu ihnen. Die Deutschen mochten den Jungen und gaben ihm Zigaretten für seinen Vater und boten ihm gelegentlich ein Stück Wildfleisch an. «Ich fragte nicht danach, ob das kosher oder nicht kosher war», berichtete er. «Es war doch Krieg.» Seine Besuche dauerten zwei Jahre, lange genug, um die deutsche Sprache recht gut zu erlernen.

Der Grosse Krieg stürzte das gesamte Russische Reich in tiefes Chaos und Elend. Die Industriearbeiter lebten von ihren kümmerlichen Löhnen mehr schlecht als recht, Soldaten desertierten angesichts der blutigen Kämpfe, und die Bauern konnten sich kaum selbst ernähren. Der Winter 1916, einer der härtesten in der russischen Geschichte, verstärkte die allgemeine Not. Doch dank der alten Mühle war die Familie Bielski in der Lage, die Entbehungen zu überstehen. Schliesslich mussten die Kunden ihren Weizen und Roggen noch immer zu Mehl mahlen lassen. Oft bezahlten die Bauern mit dem Einzigen, was sie hatten: Weizen, Roggen oder Mais. Was auch geschah – die Bielskis hatten immer etwas zu essen.

Die Not in dem riesigen Reich führte schliesslich zu Unruhen, die das Land in noch grösseren Aufruhr stürzten. Im Februar 1917 dankte der Zar ab, und eine provisorische Regierung, die demokratische Reformen versprach, wurde gegründet. Aber sie war nicht viel besser als ihre Vorgängerin. Am 25. Oktober (nach dem modernen Kalender am 7. November) stürzten die Bolschewiki, angeführt von einem 47-jährigen politischen Agitator namens Wladimir Iljitsch Uljanow, der sich Lenin nannte, die von einer Krise in die andere taumelnde provisorische Regierung. Lenin schickte sich an, seine lang ersehnte Diktatur des Proletariats zu errichten.

Da die Bolschewiki nicht in der Lage waren, dem Kampf gegen die Deutschen viel Energie zu widmen, baten sie um Frieden. Im Vertrag von Brest-Litowsk, der am 3. März 1918 unterzeichnet wurde, trat Lenin Weissrussland an eine neue, von den Deutschen kontrollierte polnische Regierung ab. Aber die politischen Führer in Minsk ignorierten das Abkommen und riefen am 25. März rasch einen «freien und unabhängigen Staat» aus. Zum ersten Mal in der Geschichte trug eine Nation den Namen Weissrussland. Doch das Land existierte gerade lange genug, dass seine Führer für Fotos posieren konnten. Als die Alliierten Deutschland noch im selben Jahr besiegten, ignorierte Lenin sowohl den Friedensvertrag wie auch die Unabhängigkeitserklärung Weissrusslands. Das Land wurde im Januar 1919 von der jungen Sowjetunion vereinnahmt.

Nicht so schnell, meinten die Polen, die gerade aus den Trümmern des Kriegs nach über hundert Jahren der Nichtexistenz einen unabhängigen Staat errichten wollten.

«Trunken vom neuen Wein der Freiheit» – wie es ein Staatsmann formulierte –, wollten die Polen Weissrussland, zusammen mit Litauen, Galizien und der Ukraine – lauter Länder also, die in früheren Jahrhunderten zu Polen gehört hatten – vereinnahmen, um die Ostgrenzen ihres Landes zu verstärken. Weissrussland war lange die Heimat einer reichen polnischen Schicht gewesen, der adeligen Grundbesitzer dieses armen Landes, die ihr Herrschaftsgebiet zurückforderten.

Angeführt von Marschall Jozef Pilsudski, der dem Kaiser die Gefolgschaft verweigert und deshalb das Ende des Grossen Krieges in deutscher Festungshaft verbracht hatte, marschierten polnische Truppen 1919 und Anfang 1920 in Weissrussland und Teilen von Litauen ein. Sie hatten kaum Schwierigkeiten, die Region zu besetzen, vor allem, weil grosse Teile der Roten Armee weiter im Osten in einen Bürgerkrieg verstrickt waren. Im August 1919 eroberten die Polen Minsk, die Hauptstadt Weissrusslands.

Der polnisch-sowjetische Krieg wurde auf Gebieten mit grossen jüdischen Bevölkerungen ausgetragen. Die meisten verhielten sich neutral, was die Polen verärgerte, weshalb es in mehreren Städten zu antisemitischen Ausschreitungen kam. Auch die Familie Bielski wollte nicht Partei ergreifen, selbst als die Kämpfe um ihr Dorf Stankewitsch tobten. Die Bolschewiki beschlagnahmten ein Pferd samt Karren, die der Familie gehörten. Da der junge Tuvia um keinen Preis auf ihr Eigentum verzichten wollte, arbeitete er sechs Wochen lang als polnischer Dolmetscher bei den Russen, bevor er mit Pferd und Karren nach Stankewitsch heimkehrte.

Nach ihren Erfolgen im Norden marschierten Pilsudskis Legionen, wie sie genannt wurden, gen Süden, wo sie im Mai 1920 Kiew in der Ukraine einnahmen. Aber die Rote Armee, die aus dem Bürgerkrieg als Sieger hervorgegangen war, zog ihre Streitkräfte zusammen und startete einen Gegenangriff. Kiew, das die Polen kaum einen Monat gehalten hatten, wurde von den anstürmenden Bolschewiken zurückerobert, die innerhalb von sechs Wochen bis an die Tore von Warschau vorgestossen waren. Lenin wollte die Revolution unbedingt ausweiten und den Kommunismus in Mitteleuropa einführen. Aber Pilsudski hatte andere Pläne. Seine rebellischen Truppen griffen die Rote Armee von Süden her an und brachten ihr genügend Verluste bei, um Lenin an den Verhandlungstisch zu zwingen – ein Triumph, den die Polen «das Wunder an der Weichsel» nannten.

Nach monatelangen Verhandlungen wurde am 18. März 1921 der Friedensvertrag von Riga unterzeichnet. Laut diesem Abkommen fiel der westliche Teil Weissrusslands, einschliesslich des kleinen Dorfs, in dem die Bielskis lebten, an die neu errichtete Zweite Republik Polen.

Es war eine merkwürdige Zeit, in der man in Stankewitsch den Aufruhr weit entfernt glaubte. Selbst zwischen grossen Städten gab es kaum Telegrafverbindungen, und wenn Zeitungen die ländlichen Regionen erreichten, dann nur zerschnitten und als Zigarettenpapier benutzt. Die

Bielskis waren von der Welt abgeschnitten, aber was mussten sie denn schon wissen? Die neuen Herrscher würden ihnen gegenüber genauso herzlos und misstrauisch sein wie die alten.

Während dieser Kriegsjahre konnte David Bielski seine «Partnerschaft» mit seinem polnischen Nachbarn Kushel beenden und das Anwesen auf seinen eigenen Namen eintragen lassen. Er erweiterte sein Geschäft mit Hilfe seiner Frau und seiner Kinder und lieferte seine Waren bis in die Kreisstädte Nowogródek und das dreissig Kilometer nordwestlich gelegene Lida. Die Bauern in der Nachbarschaft waren von seinem Fleiss beeindruckt, und viele hielten die Familie für wohlhabend. Die Bielskis waren zwar nicht wirklich reich – sie lebten auch nicht im Überfluss –, aber es ging ihnen doch erheblich besser als den bettelarmen Leuten in ihrer Umgebung.

«Wir hatten in unserem Dorf auch eine kleine Mühle, aber sie war nicht wie ihre», erinnerte sich Maria Nestor, eine 1911 geborene Weissrussin, die in der Nähe von Stankewitsch aufgewachsen war. «Sie hatten eine richtige Mühle, und sie war sehr beliebt.»

Beyle Bielski, eine warmherzige Frau und offener und kontaktfreudiger als ihr Mann, brachte weiterhin regelmässig Kinder zur Welt. Vier weitere wurden zwischen 1912 und 1921 geboren, drei Jungen, von denen einer kurz nach der Geburt starb, und ein Mädchen, die zweite Tochter des Paares.

Die älteren Kinder waren inzwischen Teenager. Velvel, der Älteste, entwickelte sich zu einem ernsthaften jungen Mann, der ganz in seinem Studium aufging, während der 1906 geborene Tuvia ein abenteuerlustigeres und kämpferischeres Naturell an den Tag legte. Anders als sein Vater war er nicht bereit, die Beleidigungen der Bauerntölpel abzutun, die nur zu gern jene quälten, die Schwäche zeigten.

Nachdem einige einheimische Bauern den Bielskis eine Fuhre Heu gestohlen hatten, bezichtigte Tuvia die Männer unbeirrt des Diebstahls.

«Hau ab», sagte ein Bauer, «oder ich verpass dir eine Tracht Prügel.»

Der Junge ging nach Hause – «Ich war allein und wollte keine Szene machen.» – und berichtete Velvel von der Drohung des Mannes. Sein älterer Bruder zuckte bloss die Schultern. Aber Tuvias kleinere Brüder, der zwei Jahre jüngere Asael und der sechs Jahre jüngere Zus, waren über die Geschichte empört, und die drei beschlossen, sich zu rächen.

Mit Sensen bewaffnet, begaben sie sich zu den Feinden der Familie. Nach einem erregten Wortwechsel holte einer der Brüder mit der Sense nach einem der Bauern aus. Er verfehlte ihn zwar, doch der Mann war so eingeschüchtert, dass er, gefolgt von seinen Freunden, die Flucht ergriff.

Als sich später herausstellte, dass ein Bauer, der einen Teil der Wiese der Familie gepachtet hatte, ebenfalls Heu von den Bielskis stahl, zog Tuvia wieder los, um die Sache zu bereinigen. Erneut trat der Junge mit einer Sense dem Dieb, der sich auf gleiche Weise bewaffnet hatte, und vier von dessen Freunden entgegen.

«Verswinde oder ich bring dich um», brüllte der Bauer.

Tuvia ignorierte die Drohung, schlug den Mann zu Boden und bearbeitete ihn mit den Fäusten.

Die vier Bauern lachten laut über den Anblick ihres verprügelten Freundes. «Ein junger Jude hat einem im ganzen Dorf gefürchteten Halunken das Handwerk gelegt», sagte einer von ihnen.

Von diesem Tag an war das Heu der Bielskis sicher. Tuvia war fortan für seine Wildheit bekannt – und zum ersten Mal blitzte sein «jüdischer Stolz» auf, wie er es später nennen würde.

Die neue Regierung der Region, in der die Bielskis lebten, war nicht besonders freundlich gegenüber ihren jüdischen Bewohnern eingestellt, sodass behördlich angeordneter Antisemitismus an der Tagesordnung blieb. Es änderte sich nichts an übermässig hohen Steuern und beruflichen Einschränkungen. Ein strenges Quotensystem begrenzte den Zu-

gang von Juden zu polnischen Universitäten, und diejenigen, die es dennoch geschafft hatten, waren gezwungen, in den Hörsälen auf so genannten «Ghettobänken» zu sitzen. (Viele blieben aus Protest lieber stehen.) Jüdische Handwerker, die den Grossteil der Handwerkerschaft des Landes ausmachten, mussten sich einer diskriminierenden Eignungsprüfung in polnischer Sprache unterziehen, obwohl das Jiddische ihre Muttersprache und oft die einzige Sprache war, die sie beherrschten.

Allerdings war das Leben in mancherlei Hinsicht besser als unter dem Zaren. Den jüdischen politischen, kulturellen und religiösen Organisationen sowie den Bildungseinrichtungen wurden grössere Freiheiten eingeräumt als unter dem Despoten. Bald erlebten sie eine Blüte in Nowogródek, von seinen jüdischen Bewohnern Navaredok genannt, wo es seit dem 16. Jahrhundert eine jüdische Gemeinde gab.

Die jüdische Bevölkerung hatte im Laufe ihrer langen Geschichte zahllose Krisen überstanden, so zum Beispiel Mitte des 16. Jahrhunderts, als der litauische König, der damalige Herrscher, seine jüdischen Nowogródecker in ein Ghetto pferchen lassen wollte. Ausserdem waren sie der Willkür der nacheinander einfallenden Armeen ausgeliefert – nach dem Ausbruch des russisch-polnischen Kriegs 1655 wurde Nowogródek besetzt und im Laufe von vier Jahren zweimal von jeder Armee zurückerobert – die stets eifrig dem Marodieren und Plündern frönte.

Im 18. Jahrhundert, während einer Phase polnischer Herrschaft, verschlimmerte sich die Armut der jüdischen Bevölkerung, weil städtische Beamte ihre Teilnahme am Wirtschaftsleben verhinderten. Die Machtübernahme des Zaren im Jahre 1795 führte zu weiteren Problemen. Dennoch wuchs die Gemeinde und brachte mehrere hoch angesehene Rabbiner hervor. Dazu gehörte auch Rabbi Yechiel Michel Epstein, ein Autor von jüdischen Gesetzestexten, der als einer der bedeutendsten Rabbiner

Russlands galt. Mit seinem Satinmantel und dem breitrempigen, pelzverbrämten Hut strahlte Rabbi Epstein die majestätische Würde eines Monarchen aus, wenn er, gefolgt von seinen Gemeindemitgliedern, nach dem Sabbatgottesdienst seine Synagoge verliess. «Mein Herz schwall vor Stolz, wann immer ich ihn gewahrte», schrieb ein Zeitgenosse.

1896 eröffnete Rabbi Josef Yozeł Horowitz, einer der Führer einer orthodoxen Bewegung, die grossen Wert auf ethisches Verhalten legte, eine Jeschiwa in Nowogródek. Reb Yozeł, wie er genannt wurde, entwickelte die so genannte «Navaredok-Schule» der Mussar-Bewegung. Seine Schüler widmeten sich nicht nur dem Studium von Texten, sondern wurden auch angewiesen, sich unangenehmen öffentlichen Situationen auszusetzen – etwa in Lumpen unter gut gekleidete Menschen zu gehen, einen Zug ohne das nötige Fahrgeld zu besteigen oder sich in einer Unterhaltung an einer Strassenecke merkwürdig zu benehmen. Sie sollten auf diese Weise lernen, auf Spott mit Gelassenheit zu reagieren. Reb Yozeł vertrat die Auffassung, dass man sich von Eitelkeit und Stolz freimachen müsse, um sich entschieden für das wahre Judentum einsetzen zu können.

Seine Schüler waren so fleissig, dass man sie bis in die frühen Morgenstunden die heiligen Texte intonieren hörte.

Als die Bielski-Kinder die Stadt etwa ein Jahrzehnt später besuchten, waren über die Hälfte der Bevölkerung und ein Grossteil der Händler, Handwerker und Ladenbesitzer von Nowogródek Juden. Ihre Geschäfte lagen am mit Kopfstein gepflasterten Marktplatz im Zentrum der Stadt, und zwar an einem ihrer höchsten Punkte, unweit der Ruinen einer jahrhundertealten Burg, dem bedeutendsten Wahrzeichen von Nowogródek. (Der siebentürmige Bau hatte zwar im Laufe seiner Geschichte den Überfällen teutonischer Ritter und auch den Tataren widerstanden, wurde aber 1706 von schwedischen Eroberern fast völlig zerstört.) An den Markttagen, also montags und donnerstags, strömten Juden und Nichtjuden aus

der ganzen Region durch die Strassen, die aus allen Richtungen zum Marktplatz führten, um die verschiedensten Waren zu kaufen und zu verkaufen.

«Die Bauern brachten immer Butter, Kartoffeln, Mehl, Gemüse und Obst mit», berichtete Sonya Oshman, die aus der Stadt stammte. «Alles, was der Boden hergab. Es war ein Treffpunkt für die Menschen, zumeist Hausfrauen und Bäuerinnen.

Man sah zumeist nur die Frauen, da die Männer tagsüber bei der Arbeit waren.»

«Als Kinder liebten wir es», erzählte Morris Schuster, der ebenfalls in Nowogródek geboren war. «Es war herrlich. Die Lebensmittel kamen direkt aus der Natur – Himbeeren, Erdbeeren und Brombeeren. Sie sammelten sie im Wald. Nichts war künstlich. Ach, diese Butter! Dieses Brot!»

Die meisten Häuser der Stadt waren feuchte, einstöckige Gebäude, die mit Kerzen oder Öllampen beleuchtet und in kalten Winternächten mit grossen Holzöfen beheizt wurden. Die Bewohner holten ihr Wasser an überall in der Stadt verteilten Brunnen oder liessen es sich von einem Wasserträger mit breitem Rücken liefern. Da es in den Häusern keine Sanitäreinrichtungen gab, gehörten Aussentoiletten zum Haus jeder Familie.

Als die Polen 1921 wieder an die Macht kamen, besass die Stadt mehrere Synagogen, die sich fast alle gleich hinter dem Marktplatz, am sogenannten Synagogenplatz, befanden. Die Metzger, Schneider, Flickschuster und kleinen Geschäftsleute hatten alle ihre eigene «Schul» nebst angrenzendem Studierhaus. Am grössten war die Alte Synagoge, die mehrere hundert Menschen fasste; allerdings wurden dort nur am Sabbat Gottesdienste abgehalten. In dem Gebäude, das auch «Kalte Synagoge» genannt wurde, weil es unbeheizt war, spukte es angeblich. Kinder hatten Angst, nachts daran vorbeizugehen. Jeden Morgen klopfte der Kustode drei Mal ans Tor, bevor er mit lauter Stimme verkündete: «Begeht euch zur Ruhe, ihr Toten!»

Die Tolerierung jüdischer Lebensformen durch die neue Regierung war ein Segen für den Zionismus, die zunehmend an Einfluss gewinnen-

de Bewegung, die sich für die Rückkehr der Juden ins Land Israel einsetzte. Die örtlichen Zionisten teilten sich in mehrere Fraktionen, von denen einige angegliederte Jugendgruppen unterhielten. Weiterhin gab es eine verwirrende Auswahl religiöser Parteien, die den Zionismus zum Teil ablehnten, sowie weltlicher Parteien, von denen einige die Rettung der Juden im Sozialismus sahen.

Die neuen Freiheiten führten zur Errichtung weltlicher jüdischer Schulen, die rasch im ganzen polnischen Gebiet wie Pilze aus dem Boden schossen. Am beliebtesten in Nowogródek war die Tarbut-Schule, die sich auf zionistischen Unterricht auf Hebräisch spezialisierte, der heiligen Sprache, die damals gerade in eine Alltagssprache umgewandelt wurde. Viele junge Juden besuchten auch die polnischen Volksschulen, die im Unterschied zu den jüdischen weltlichen und religiösen Schulen kein Schulgeld verlangten. Eine kleinere Gruppe ging auf die exklusive staatliche Oberschule, die nach dem angesehensten Sohn von Nowogródek, dem grossen polnischen Dichter Adam Mizkiewitsch, benannt war und wo die Schüler ordentliche schwarze Uniformen mit Abzeichen am rechten Ärmel trugen.

Diese grösseren Freiheiten führten allerdings nicht zu einem höheren Lebensstandard. Nachdem die polnischen Behörden in den frühen Zwanzigerjahren die Reisebeschränkungen gelockert hatten, konnten Ausländer die Stadt besuchen, und viele waren über die Armut erschrocken, der sie dort begegneten. Menschen, die aus Nowogródek stammten und inzwischen weggezogen waren, beschlossen zu helfen. Der in Nowogródek geborene Alexander Harvaky, ein New Yorker Schriftsteller und Linguist, der den Don Quijote und andere Werke der klassischen Literatur ins Jiddische übersetzt hatte, organisierte eine Hilfsaktion über die Nowogródecker Synagoge in der Lower East Side in Manhattan, der viertausend emigrierte Nowogródecker Juden angehörten. Harvaky rief zu Spenden für die «Unglücklichen, Verarmten, Verfolgten und Unterdrückten» ihrer Heimatstadt auf. Am Ende kamen über 40'000 Dollar zu-

sammen, die zur Einrichtung verschiedener Institutionen in der Stadt beitrugen: einem Waisenhaus, einer Suppenküche und einer Bibliothek.

In der Stadt mit ihren gut zehntausend Einwohnern lebten auch Polen, die die herrschende Klasse der Landbesitzer stellten (von denen viele aufgrund einer staatlichen Initiative zur Verstärkung der polnischen Bevölkerung in diese Gegend gezogen waren), Weissrussen aus der Arbeiterschicht sowie ein paar hundert muslimische Tataren. Ungeachtet seiner erheblichen nichtjüdischen Bevölkerung war Nowogródek in den Zwanziger- und Dreissigerjahren, ja, eigentlich während eines Grossteils seiner Geschichte, ein quirliges Zentrum jüdischen Lebens. Ein ehemaliger Bewohner erinnerte sich, dass an Sabbat alles ruhig war. Sogar die Nichtjuden respektierten den Feiertag.

Nach dem Anschluss an Polen gebar Beyle zwei weitere Kinder, 1924 Yakov und 1930 Aron, so dass sie insgesamt zwölf Kinder hatte, von denen elf überlebten. Die älteren Geschwister nutzten, sofern sie nicht in der Mühle arbeiten mussten, die neuen Möglichkeiten der Stadt, in der sie von den vergleichsweise besser gestellten Stadtjuden als armes Landvolk angesehen wurden. Zus besuchte fünf Jahre lang die Tarbut-Schule und nahm auch an ein paar Versammlungen der Betar – der mit dem militanten Zweig der zionistischen Bewegung verbundenen Jugendgruppe – teil. Tuvia schloss sich der Mizrachi-Organisation an, die aus streng religiösen Zionisten bestand, und dachte vorübergehend daran, nach Palästina auszuwandern. Aber als eines der Mizrachi-Mitglieder ihn dabei ertappte, wie er an Sabbat eine Zigarette rauchte, wurde er aufgefordert, nicht mehr an den Sitzungen teilzunehmen.

Denn trotz ihres durchaus entschiedenen Stolzes auf ihre jüdische Identität war die Ehrfurcht der meisten Bielski-Kinder gegenüber religiösen Geboten äusserst schwach ausgeprägt. Obwohl David und Beyle ein koscheres Haus führten, versteckten die Jungen oft Speck im Stall und verputzten ihn, wenn die Eltern nicht in der Nähe waren. Einer von

Davids älteren Brüdern, ein ultraorthodoxer Jude, war entsetzt, dass sich die Bielskis kaum von ihren bäuerlichen Nachbarn unterschieden. «Gib mir eins von den Kindern, und ich werde einen richtigen Juden aus ihm machen», erbot er sich. Also gab David ihm einen der kleineren Jungen mit. Joshua fuhr mit seinem Onkel nach Nowogródek, wo er eine gründliche religiöse Erziehung genoss und auf die besten Rabbinerschulen geschickt wurde. Mit 22 war er ein Rabbi.

1927 war Tuvia 21, über einen Meter achtzig gross, dunkel und gut aussehend. Er brannte darauf, der bäuerlichen Enge zu entrinnen und etwas von der Welt jenseits des kleinen Dorfs zu sehen. Er wurde in die polnische Armee eingezogen und in Warschau stationiert, dem kosmopolitischen Zentrum polnischen Lebens, wo er beim 30. Infanteriebataillon diente. Schon nach einem halben Jahr wurde ihm wegen seiner hervorragenden Leistungen die Ausbildung neuer Rekruten übertragen.

Allerdings lernte er in Warschau den Antisemitismus, dem er in Stanekewitsch entronnen war, aus erster Hand kennen. Als er einen Koch bat, ihm etwas Hühnerschmalz auf sein Brot zu schmieren, erwiderte der Mann: «Raus hier, du rüudiger Jude.» Kurzerhand packte Tuvia ihn mit der rechten Hand und verdrosch ihn mit der linken. Dann stiess er ihn gegen einen Tisch und ergriff ein grosses Messer – von dem er allerdings trotz seines Zorns keinen Gebrauch machte. Stattdessen schnappte er sich einen Stuhl und zertrümmerte ihn auf dem Gesicht des Kochs.

Als dieser nach zwei Wochen das Krankenhaus verliess, war er so leichtsinnig, sich erneut mit seinem Feind anzulegen. «Denk daran, Jude», sagte er, «ich werd dich schon kriegen, und dann bring ich dich um.»

«Wenn du mir noch einmal damit drohst», erwiderte Tuvia, «werde ich dich lebendig begraben.»

Der Vorfall zog eine gründliche Untersuchung nach sich. Gegenüber einem vorgesetzten Offizier erklärte Tuvia, wie stolz er darauf sei, in der Armee zu dienen und sein Land zu verteidigen.

Die Beleidigung des Kochs habe nicht nur ihm gegolten, sagte er schlaue, sondern auch der polnischen Armee an sich. «Ich bin bereit, die Ehre meiner Uniform zu verteidigen.» So kam er ungeschoren davon.

Nach zwei Jahren eines ansonsten ereignislosen Militärdienstes kehrte er im Rang eines Korporals nach Hause zurück. Er liess sich ein wenig Zeit, bevor er sich entschloss, sein Leben in die Hand zu nehmen. Mit Hilfe eines Heiratsvermittlers fand er eine Frau namens Rifka und zog von Stankewitsch in das rund fünfzig Kilometer nördlich gelegene Städtchen Subotniki. «Ob sie hübsch war? Ich will nicht lügen», sagte Tuvia. «Sie war nicht sehr hübsch.» Aber ihrer Familie gehörte ein grosser, gut gehender Laden, der grösste im Städtchen, und auf einmal war Tuvia ein bekannter Geschäftsmann. Liebe sei nie im Spiel gewesen. «Ich dachte an mein eigenes Leben», gestand er.

Wie der Militärdienst bot ihm die Ehe die Chance, mehr von der Welt kennen zu lernen. Oft fuhr er aus geschäftlichen Gründen nach Wilna, das grosse jüdische Zentrum, das Jerusalem von Litauen. Auf einer dieser Reisen kaufte er ein Radio, das erste in seinem Städtchen. Das Ehepaar, zu dem sich immer wieder die Nachbarn gesellten, lauschte den Rundfunksendungen aus Moskau, Berlin und Warschau. Tuvia las regelmässig mehrere Tageszeitungen, in verschiedenen Sprachen, und war ein fesselnder Erzähler, der mit Geschichten aus heiligen jüdischen Schriften aktuelle Probleme veranschaulichte. Der gut aussehende Sohn eines bescheidenen Müllers – manche nannten ihn den «Clark Gable der Bielskis» – legte eine unbeschwerter Art, einen wachen Verstand und tadellose Manieren an den Tag, die seine hinterwäldlerischen Anfänge vergessen liessen. Er hatte auch etwas Besonnenes an sich und vermittelte den Eindruck, dass er über tiefe Quellen der Weisheit verfügte und sich ernsthafte Gedanken über die Fragen des Lebens machte. Wer ihn kennen lernte, hatte unweigerlich das Gefühl, dass er zu etwas Grösserem berufen war, als einen Laden in der Provinz zu betreiben.

Anfang und Mitte der Dreissigerjahre veränderte sich das Leben daheim in Stankewitsch. Der Familie Bielski ging es mittlerweile so gut, dass sie ein Dienstmädchen und dazu einen Helfer für die Mühle einstellen konnte. Der Mühlenarbeiter hiess Adolf Stischok und war ein blonder, bärtiger Weissrusse, der im Laufe der Zeit genügend Jiddisch aufschnappte, um sich mit seinen Arbeitgebern in ihrer Muttersprache zu unterhalten.

Tuvia war fortgezogen. Asael, der zwei Jahre jüngere, zurückhaltende Bruder, engagierte sich im Familienbetrieb, zu dem inzwischen zwei weitere Mühlen in Nachbardörfern gehörten, und sein vier Jahre jüngerer draufgängerischer Bruder Zus unterstützte ihn im Tagesgeschäft.

Ihr Vater David zog sich, wie man das heute nennen würde, in den Vorruhestand zurück, und die Dorfbewohner erinnern sich noch daran, wie er am Stock herumspazierte. Die anderen Kinder gingen ihre eigenen Wege. Velvel und ein anderer Bruder wanderten nach Amerika aus. Eine Schwester besuchte einen Grossteil des Jahres eine Schule in Wilna. Die kleineren Kinder blieben zu Hause. Sie wuchsen in einem Haushalt auf, der so ganz anders war, als ihn ihre älteren Geschwister erlebt hatten, besonders als der praktisch veranlagte Asael zunehmend eine führende Rolle in der Familie spielte. Er wurde für die Jüngeren so etwas wie eine Vaterfigur, insbesondere für Aron, der über zwanzig Jahre jünger war. Als der Junge die Schule schwänzte, hielt ihm nicht etwa sein Vater, sondern sein älterer Bruder eine ordentliche Standpauke. Asael nahm sogar bei den älteren Kindern Davids Stelle ein. Als seine Schwester Taibe verkündete, sie beabsichtige, ein Mitglied der Familie Dziencielski zu heiraten, einem Clan aus dem nahen Gross-Izwa, der jahrzehntelang der nächste jüdische Nachbar der Bielskis gewesen war, handelte Asael die Mitgift mit dem Vater des Bräutigams aus.

Für Aron war Asael der Vater des Hauses – derjenige, der die Felder bestellte, sich um die Tiere des Hofes kümmerte und die Sommerhelfer einstellte. Er war stets für seine Familie da.

Asael, dessen dichte schwarze Augenbrauen eine breite Stirn begrenzten, trug auch die Verantwortung für die Verwaltung der Familienfinanzen, wobei er daran dachte, die Mühle von seinem Vater zu übernehmen. Da er keine Ahnung von Buchhaltung hatte, bat er ein halbwüchsiges Mädchen aus der Sippe der Dziencielskis um Hilfe. Haya hatte einen wachen Verstand und war politisch aktiv und schlagfertig. Während sie gemeinsam Defizite und Ausgaben berechneten, verliebte sich Asael in das sechs Jahre jüngere Mädchen. Aber Haya war gebildet und weltgewandt, ja, für ihre Zeit radikal, und fasziniert von den Ideen der verbotenen Kommunistischen Partei – während Asael nichts weiter war als ein einfacher Bauer.

«Er verliebte sich in mich, aber ich interessierte mich für einen anderen», erzählte die schwarzhaarige Haya, das jüngste von elf Kindern. «In Nowogródek gab es einen Mann, der viel intelligenter als Asael war, ein ganz anderes Kaliber. Ich machte mir damals nichts aus Asael. Wir waren miteinander aufgewachsen, und ich sah nichts anderes als einen Freund in ihm.»

Dabei hatte er durchaus anderweitig Chancen. Asael war beliebt bei den Mädchen im Dorf und stets Gast bei den Tanzveranstaltungen, wo Adolf Stischok, der Mühlenhelfer der Bielskis und ein begabter Akkordeonspieler, manchmal zur Unterhaltung beitrug. Die nichtjüdischen Dorfbewohner erinnern sich noch gut daran, dass Asael trotz seiner reservierten Art ein feuriger Tänzer war und sich gern amüsierte. Zur Bestürzung seiner Eltern hatte er keine Skrupel, mit nichtjüdischen Mädchen herumzuschmusen.

Im Gegensatz zu dem warmherzigen und engagierten Asael war Zus grossspurig und streitlustig. Er hatte eine dröhnende, tiefe Stimme, ein wildes Lachen und eine kräftige Singstimme, ein Erbe seines Vaters, die er gern ertönen liess, wenn er getrunken hatte. Aber im Unterschied zu seinem Vater war er eine Kämpfernatur – wenn man ihn herausforderte, schlug er sofort zu.

Wegen Tuvias Abwesenheit übernahmen Asael und Zus, die trotz ihres unterschiedlichen Naturells zusammenhielten wie Pech und Schwe-

fel, die Rolle der Hauptverteidiger des Familienbesitzes. Ihre Weitsicht war schwarz-weiß – sie waren unerschütterlich loyal gegenüber ihren Freunden und nachtragend gegenüber ihren Feinden. Und wie auch ihr älterer Bruder scheuten die beiden nicht davor zurück, sich mit denen zu prügeln, die der Familie Ärger bereiteten.

Einmal kam ein Dorfbewohner, der der Familie Geld geliehen hatte, angetrunken zum Haus der Bielskis und verlangte sein Geld zurück. «Wenn du mir das Geld nicht gleich gibst», sagte er zu David, «hack ich dich in Stücke.» Zus, der noch ein Teenager war, eilte aus dem Zimmer nebenan herbei und packte den Mann, einen berüchtigten und viel älteren Streithahn aus Gross-Izwa. David schaltete sich ein und verhinderte so einen Boxkampf. Ein andermal wurde Zus verhaftet, weil er einen Mann, der ihn in einem Krämerladen mit einem antijüdischen Spruch beleidigt hatte, niederschlug. Noch mehr Ärger handelte er sich ein, als er dem Beamten, der ihn verhaftete, drohte: «Wenn ich dir eine verpasse, machst du dir in die Hosen.» Daraufhin wanderte er für zwei Wochen ins Gefängnis, was gar nicht so schlecht gewesen sei, wie er erzählte, weil er den ganzen Tag mit anderen Insassen Karten gespielt habe.

Ein anderer Mann, der Streit mit David hatte, drohte damit, den Teil der Mühle zu beschädigen, der die Wassermenge regulierte, die das Rad benötigte, damit es sich drehte. Als er sich, eine Axt in der Hand, dem Gebäude näherte, schlich Asael sich von hinten an und stiess ihn in den Bach, der ihn mitriss. «Ihm ist nichts weiter passiert», erzählte Aron, «aber er hat bis an sein Lebensende nicht vergessen, dass er sich nie wieder mit den Bielskis anlegen soll.»

Irgendwann eilte ihnen ihr Ruf voraus: Mit Zus und Asael – ja eigentlich mit allen Bielskis – sei nicht zu spassen. «Ich bin mit Gangstern aufgewachsen», berichtete Zus später. «Ich hielt es genau wie sie: Wenn dich jemand angreift, schlägst du zurück.» Es gab sogar unbestätigte Gerüchte, dass Asael und Zus einen Mann getötet hätten.

Im Laufe der Dreissigjahre wurde die politische Stabilität des Landes auf eine schwere Probe gestellt. Die zunehmend autoritäre polnische Regierung manipulierte die Wahlen und unterdrückte jegliche politische Opposition. Die Wirtschaftskrise verschlechterte den ohnehin schon kärglichen Lebensstandard in Polen, was wiederum zu einem Anwachsen des politischen Extremismus beitrug. Gegen Ende der Dreissigjahre nahmen die antisemitischen Übergriffe immer mehr zu. In regelmässigen Abständen zogen nationalistische Polen durch die Strassen von Nowogródek, forderten lautstark die Deportation aller Juden oder riefen zu einem Boykott ihrer Geschäfte auf. Vor dem Pessachfest 1939 kursierte in der Stadt das Gerücht, dass ein Pogrom angezettelt werden sollte. Es zeigten sich auch tatsächlich einige herumziehende Banden, aber die örtliche Polizei verhinderte jede Gewalt.

Jenseits der Grenzen Polens sah es nicht besser aus. Im Westen konsolidierte Hitlers Nazideutschland seine Macht und plante die Weltherrschaft. Im Osten hatte sich die Sowjetunion zu einer ausgewachsenen Diktatur unter der eisernen Faust von Jossif Stalin entwickelt, der im vergangenen Jahrzehnt die Einkerkung, Folterung und Hinrichtung aller (echten wie eingebildeten) Gegner des Staats angeordnet hatte. Zwar misstrauten beide Führer einander – Hitler sah in der Unterwerfung des marxistischen Russland eines seiner Hauptziele; Stalin verabscheute den Nazifaschismus und seinen tyrannischen Führer –, gleichwohl gingen sie im August 1939 einen Nichtangriffspakt ein, und zwar wenige Monate nachdem Hitler die Tschechoslowakei annektiert hatte. Hitler wollte nicht, dass sich Stalin auf die Seite seiner Feinde schlug, während der Sowjetführer hoffte, einen deutschen Einmarsch in sein Land zu verhindern.

Sieben Tage nach der Unterzeichnung des Pakts, am 1. September 1939, marschierten die Nazis – die nun sicher waren, dass sich die Sowjetunion heraushalten würde – in den Westteil Polens ein und besiegten mühelos die polnische Armee. Diese Invasion hatte ihrerseits Kriegser-

klärungen von Seiten Grossbritanniens und Frankreichs zur Folge, so dass aus dem kurzen Kampf um Polen das erste Scharmützel des Zweiten Weltkriegs wurde. Schliesslich marschierten eine Million sowjetischer Soldaten in Polen von Osten her ein, rückten in die Westgebiete von Weissrussland und der Ukraine vor und eroberten damit jene Gebiete, die die Sowjetunion im polnisch-sowjetischen Krieg von 1919/20 verloren hatte. In dieser kurzen Operation rissen sie 200'000 Quadratkilometer an sich und sicherten sich 13,5 Millionen zusätzliche Bürger, wobei sie nur etwa siebenhundert Soldaten verloren. Zu den neuen Sowjetbürgern gehörte auch die Familie Bielski in Stankewitsch.

In Nowogródek strömten die jüdischen Einwohner auf die Strassen, um den Durchzug der Roten Armee zu beobachten. «Es dauerte wohl zwei Wochen – und zwar Tag und Nacht –, bis die Russen durch unsere Stadt marschiert waren», erinnerte sich Jack Kagan, der damals ein kleiner Junge gewesen war. «Ich hatte noch nie so viele Panzer durch Nowogródek rollen sehen. Wir hielten sie für so stark und unbesiegbar.» In Dörfern in ganz Weissrussland hiessen viele Juden die Soldaten mit Blumen, Küssen und Applaus willkommen, weil sie froh waren, ihre polnischen Schinder loszuwerden.

Doch die Freude währte nicht lange. Den Soldaten folgten Funktionäre der Kommunistischen Partei, die leidenschaftliche Reden über die Vorzüge des Sowjetstaats hielten und sich anschliessend daran machten, die Gesellschaft nach dem russischen Vorbild umzubauen. Die politisch verdächtigen zionistischen Organisationen wurden aufgelöst, die hebräische Sprache wurde verboten. Man schloss die Schulen und wandelte sie dann in russische Lehranstalten um, in denen Parteideologen unterrichteten. Ortsgruppen des Komsomol (des Kommunistischen Jugendverbands) entstanden und predigten den jungen Menschen die Grösse Stalins.

Noch bedrohlicher war es, dass sich Agenten des NKWD, der Vor-

läuferorganisation des Geheimdienstes KGB, jener anzunehmen begannen, die als Feinde des neuen Regimes galten, wobei insbesondere die Polen zur Zielscheibe ihres Zorns wurden. Man stempelte jüdische Ladenbesitzer zu Spekulanten ab und plünderte ihre Läden. Zionisten wurden schikaniert und verhaftet und in einigen Fällen nach Sibirien verbannt. Die Ausübung der Religion war zwar nicht ausdrücklich verboten, aber erheblich eingeschränkt. In mehreren Synagogen von Nowogródek fanden keine Gottesdienste mehr statt. Die Alte Synagoge, in der einst Gespenster herumgespukt hatten, wurde in einen Kornspeicher umgewandelt.

«Ich weiss noch, wie glücklich wir waren, weil die Russen uns von der antisemitischen polnischen Regierung befreiten, und wie wir uns freuten, dass die Deutschen nicht unsere Gegend von Weissrussland besetzten», berichtete Charles Bedzow aus Lida, einer Stadt nordöstlich von Nowogródek, die ebenfalls auf eine ereignisreiche jüdische Geschichte zurückblicken konnte. «Aber als dann die Russen kamen, nahmen sie meinem Vater sein Geschäft weg. Als junger Bursche musste ich anschliessend auf eine russische Schule gehen statt auf die Tarbut. Die Russen zwangen meinen Vater, für sie zu arbeiten. Er musste die Fussböden fegen, weil er ein Kapitalist, ein Bourgeois war. Er schuftete in seinem eigenen Laden als Hilfsarbeiter. Das fiel ihm sehr schwer.»

Jüdische Handwerker wie Schneider, Schmiede, Schuster, Hutmacher, Tischler waren zwar nicht so verhasst wie Ladenbesitzer, zogen sich aber ebenfalls den Zorn der neuen Regierung zu. Sie mussten sich Kooperativen anschliessen und bekamen ein festes (und nicht gerade fürstliches) Gehalt. Bald lag die Wirtschaft der Region aufgrund dieser Veränderungen am Boden, und die Lebensmittelknappheit zwang alle, sich stundenlang für die mageren staatlichen Zuteilungen anzustellen.

Tuvia, der noch immer mit seiner Frau in Subotniki lebte, wusste, dass er als Geschäftsmann ein potenzielles Ziel des NKWD war. Nachdem er

den gemeinsam mit seiner Frau geführten Laden veräussert hatte, trennte er sich von Rifka, mit der er nicht mehr zurechtkam und die sich weigerte, ihre Familie zu verlassen, und setzte sich ins nahegelegene Lida ab.

Da das Familienunternehmen der Bielskis überaus nützlich war, blieb die Mühle vom Eifer der Sowjetideologen verschont. Asael konnte die Mühle behalten und wurde sogar zum Vorsitzenden eines Verwaltungsrats ernannt, den das neue Regime für Stankewitsch und die benachbarten Dörfer einrichtete. Einen solchen Posten hätte er unter einer polnischen Regierung niemals bekleiden dürfen, und darum genoss er sein neues Ansehen sehr. Zus, der ebenfalls dem Rat angehörte, bekam bald eine Stelle bei einer Konsumkooperative in Nowogródek, wo er eine Frau namens Cila kennenlernte und sie heiratete.

Tuvia, der mittlerweile dreiunddreissig war, mietete sich ein Zimmer in Lida und fand eine Anstellung als Hilfsbuchhalter, obwohl er kaum eine Ahnung von dieser Tätigkeit hatte. Der Oberbuchhalter brachte ihm die nötigen Grundkenntnisse bei, und Tuvia war ein Jahr lang dort beschäftigt. Danach bekam er eine ähnliche Stelle in einem anderen Unternehmen in Lida. Er führte ein unauffälliges Leben und versuchte, dem NKWD aus dem Weg zu gehen.

«Er wohnte in einem Zimmer im Haus meiner Freundin, und ab dem Augenblick, als ich ihn das erste Mal sah, war es um mich geschehen», erzählte Lilka Tiktin, damals ein schüchternes halbwüchsiges Mädchen mit rehbraunen Augen. «Ich war verrückt nach ihm. Absolut verrückt. Für mich war er der schönste Mann der Welt. Es war Liebe auf den ersten Blick. Ich dachte sofort, kein anderer Mann wäre wie er. Aber unser Altersunterschied war gross. Er war so freundlich zu uns. Meine Mutter war gestorben, und ich war ausgehungert nach Freundlichkeit. Er war so aufmerksam, während sich sonst niemand um mich kümmerte. Er ging mit meiner Freundin und mir ins Kino – russische Liebesfilme. Er brachte uns immer Bonbons und Pralinen mit. Manchmal stieg ich auf eine Leiter

und schaute durchs Fenster in sein Zimmer. Ich wollte nachsehen, ob er da war, ob er gerade schlief. Ich war verknallt.»

Das Mädchen war viel zu jung, um Gefühle in Tuvia zu wecken. Dann jedoch begegnete er auf einer Geschäftsreise einer Frau in seinem Alter, die es ihm sofort angetan hatte. Sie hiess Sonia Warschawsky und war gross und blond, eine schöne Frau, die es an Schlagfertigkeit mit Tuvia aufnehmen konnte. Manche unterstellten ihr eine gewisse Überheblichkeit, ja, sogar Arroganz, aber Tuvia scherte sich nicht darum. Er war völlig vernarrt in sie. Wie sich herausstellte, war Sonia mit der kleinen Lilka entfernt verwandt. Als Sonia erfuhr, dass Lilka Tuvia oft besuchte, bat sie das Mädchen, ihm Botschaften zu überbringen und ihn im Auge zu behalten. Lilka hatte nichts dagegen. Nur zu gern tat sie alles, was es ihr ermöglichte, diesen faszinierenden Mann öfter zu sehen.

Tuvias Verhältnis mit Sonia gab ihm eine Begründung, die Scheidung von seiner ehemaligen Frau in Subotniki einzureichen, mit der er keine Kinder hatte. Er wollte so schnell wie möglich ein neues Leben mit Sonia beginnen. Die unruhigen Zeiten verhinderten zwar eine offizielle Trauung, aber von da an bezeichnete Tuvia Sonia stets als seine Frau.

Der Krieg rückte langsam näher. In den grösseren Städten wurden Luftschutzübungen abgehalten, und jeden Tag flogen Militärflugzeuge über die Häuser hinweg. In Nowogródek wurde ein Behelfslazarett für Soldaten der Roten Armee eingerichtet, die beim Einmarsch der Sowjetunion in Finnland im Winter 1940 verwundet worden waren – für die Einwohner ein erster Vorgeschmack auf die zu erwartenden Kriegsoffer.

Während des Winters 1940 strömten Flüchtlinge aus den von den Nazis besetzten Teilen Polens in die Region, und viele wussten Geschichten von Gräueltaten der Nazis zu erzählen. Abraham Bielski, der ein Jahr älter als Zus war, heiratete eine Frau, die aus Warschau geflohen war. Sie erzählte der Familie, die Deutschen würden Juden «schlimmer als Hunde» behandeln, wie Zus sich später erinnerte. «Wir glaubten von all-

dem nur sehr, sehr wenig», gestand er. Die staatlich kontrollierten Medien berichteten nichts über das, was im Westen geschah, da Nazi-Deutschland schliesslich ein Verbündeter der Sowjetunion war. «Meine Mutter erklärte uns immer, wir sollten nicht auf diese Geschichten über deutsche Verbrechen hören», erzählte Sulia Rubin, die damals als junges Mädchen in Nowogródek lebte. «Sie sagte uns, die Deutschen seien ein intelligentes, kultiviertes Volk und würden solche Dinge nie tun.»

Anfang 1941 wurden Zus und Asael in die Rote Armee eingezogen. Zus' Einheit befand sich über hundert Kilometer weiter westlich, in der Nähe der Stadt Tykozyn, unweit der Grenze zu dem von den Deutschen kontrollierten Teil Polens. Asael war näher an seinem Zuhause stationiert, nördlich von Stankewitsch, während die Eltern sich um die Mühle und den elfjährigen Aron und den 17jährigen Yakov kümmerten, ein aufgeweckter Teenager, der sich zu einem engagierten Zionisten entwickelt hatte und ganz versessen auf die Alija war – die Auswanderung nach Palästina. Der dreissigjährige Abraham zog mit seiner Frau nach Nowogródek.

Und dann, am 22. Juni 1941, starteten die Nazis einen Überraschungsangriff auf die Sowjetunion und erklärten ihrem bisherigen Verbündeten aus heiterem Himmel den Krieg. Es war einer der schrecklichsten Tage in der Geschichte der Kriegführung. Der Historiker Alan Clark schrieb darüber: «Was die Truppenstärke, das Gewicht der Munition, die Länge der Front, die verzweifelten und erbitterten Kämpfe angeht, wird es nie wieder einen Tag wie den 22. Juni 1941 geben.» Über drei Millionen Mann waren, unterstützt von Luftstreitkräften, über eine 1'500 Kilometer lange Front verteilt und überrumpelten die Rote Armee. Der Krieg hatte begonnen.

JUNI BIS DEZEMBER 1941

TUVIA BIELSKI SCHLIEF tief und fest in seinem Zimmer in Lida, als das ohrenbetäubende Dröhnen eines Motors ihn aus dem Schlummer riss. Der Fünfunddreissigjährige lief zum Fenster, durch das er zu seinem Entsetzen brennende Häuser und verzweifelt Schutz suchende Menschen sah. «Die Angst und die Panik waren unglaublich, und es lag etwas von einer ungeheuren Katastrophe in der Luft, als ob der Jüngste Tag angebrochen sei», schrieb er später. Wenige Stunden darauf hörte er in Radio Moskau, dass die Deutschen die grösseren Städte der Region bombardiert hatten.

Er erhielt sofort seinen Einberufungsbefehl und bekam den Auftrag, weitere Rekruten anzuwerben. Gegen Mittag dann stürzten sich Dutzende von Luftwaffenbomben auf Lida und warfen Brandbomben ab, die in Sekundenschnelle die Holzhäuser ganzer Stadtviertel in Brand setzten. Ganze Strassenzüge gingen in Flammen auf. Tuvias Kommandeur erteilte den Befehl zum Rückzug in einen nahegelegenen Wald; bald jedoch wurden sie von einer zweiten Welle deutscher Jagdbomber angegriffen, die diesmal die Wälder ins Visier nahmen.

Es herrschte grosse Verwirrung, denn nicht einmal der Kommandeur wusste, wie er sich verhalten sollte. «Genossen, jeder Mann ist auf sich allein gestellt», erklärte er. «Also los mit euch!» Für die meisten Männer – auch für Tuvia – war dies der Freibrief, sich um den Schutz ihrer Familien zu kümmern.

Tuvia eilte zurück nach Lida, wo sein Haus in Flammen stand. Sonia befand sich allerdings in Sicherheit; also nahmen sie von ihrem Hab und Gut so viel mit, wie sie tragen konnten, und schlossen sich den Tausenden von Menschen an, die eiligst die Stadt verliessen. Das Paar fand eine abgelegene Stelle am Fluss Lida, wo sie ihre Habe versteckten, und brachte sich in Sicherheit. Bevor der nächste Morgen graute, warf eine weitere Welle von Luftwaffenbomben ihre tödliche Fracht auf die Stadt ab.

Mittlerweile zogen sich die Soldaten der Roten Armee und die sowjetischen Funktionäre, die der Blitzangriff völlig unvorbereitet getroffen hatte, aus der Gegend zurück. In einer grossen, ungeordneten Karawane zogen sie, gefolgt von Lastwagen, auf denen sich Güter stapelten, nach Osten. In dem Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung nach den Bombenangriffen machten sich die wahren Gefühle einiger Polen rasch bemerkbar; sie verhöhnten ihre jüdischen Mitbürger, vielleicht aus Groll darüber, dass diese 1939 die Sowjets mit offenen Armen empfangen hatten. «He, ihr kleinen Juden, wo sind denn jetzt eure grossen Panzerdivisionen? Der Tag des Jüngsten Gerichts ist da.»

Das Paar machte sich auf den Weg nach Stankewitsch zu Tuvias Eltern, «um ihr Schicksal mit ihnen zu teilen». Tuvia glaubte, in dem Dorf, wo er geboren war, am sichersten zu sein. Die Reise dauerte mehrere Tage, und Tuvia war gezwungen, sich erst gegenüber einem deutschen Offizier als nichtjüdischer Bauer und später gegenüber einem sowjetischen Funktionär als Soldat der Roten Armee auszugeben, der von seiner Einheit getrennt worden war.

Zus befand sich im über einhundert Kilometer entfernten Tykozin, als die Angriffe aus dem Westen begannen. Er beendete gerade seinen miternächtlichen Wachdienst auf einem Flugplatz, den er mit seinen Kameraden in den Wochen vor dem Angriff angelegt hatte, als drei Flugzeuge – zwei deutsche und ein russisches – am Himmel auftauchten und einander kurz beschossen.

Im Laufe der nächsten beiden Stunden bombardierten über zwanzig deutsche Flugzeuge die Kaserne und den Flugplatz und beschädigten beides schwer.

Die Soldaten erhielten den Befehl zum Rückzug nach Osten in die Stadt Bialystok, wo man sie mit Waffen und Nachschub versorgen würde. Nach einem ermüdenden Fussmarsch von mehreren Stunden wurde der Befehl widerrufen und die Rückkehr nach Tykocin angeordnet. Zus bemerkte Scharen von Soldaten der Roten Armee, die sich auf dem Rückzug befanden, und fragte sich, warum seine Einheit stattdessen dem Feind entgegensog. Es dauerte auch nicht lange, bis die Befehle erneut geändert wurden: zurück nach Bialystok.

Bald kam die Stadt in Sicht, und Zus sah, dass sie lichterloh brannte. Im nächsten Augenblick schwenkten deutsche Jagdflieger in Richtung seiner Einheit, und alles eilte in die Wälder, um in Deckung zu gehen. In einem Dickicht zusammengekauert, vernahm Zus das dumpfe Grollen von Kanonendonner. War das die sowjetische Flak?, fragte er sich. Oder waren deutsche Bodentruppen bereits so weit vorgestossen?

Als der Angriff nachliess, sammelten sich die Soldaten wieder und zogen rasch durch Bialystok, wo freundliche Einheimische ihnen Zigaretten und Konserven schenkten. Nach einem langen, ermüdenden Marsch fanden sie einen Platz zum Biwakieren, fünfzehn Kilometer östlich der Stadt. Mit neuen Waffen versorgt, zettelten die Männer ein paar Scharmützel mit dem Feind an, der tatsächlich in die Region vorgerückt war. Aber ohne klare Befehle von einer Oberbefehlsleitung kämpfte Zus' Abteilung ohne ein klares Ziel vor Augen.

In ihrer Verzweiflung vertauschten Zus und einige seiner Kameraden die Uniformen mit Zivilkleidung und gaben sich als Polen aus. Sie wussten, dass einem von den Deutschen aufgespürten russischen Frontkämpfer grössere Schwierigkeiten drohten als einem polnischen Zivilisten, auch wenn Deutschland beiden Ländern den Krieg erklärt hatte.

Und tatsächlich wurden sie von einem deutschen Offizier entdeckt, der wissen wollte, wer sie seien.

«Wir waren bei den Russen gefangen», behauptete Zus.

«Was habt ihr gemacht?», fragte der Deutsche.

«Zwangsarbeit», erwiderte Zus.

Der Offizier winkte sie weiter. «Geht nach Hause», sagte er.

Ein paar Augenblicke später bemerkten sie vier jüdische Soldaten, die ihre Uniformen nicht ausgezogen hatten. Eine andere Gruppe von Deutschen befahl diesen Männern, sich hinzuknien, und erschoss sie aus nächster Nähe.

Ein paar Tage später sprach Zus einige russische Soldaten an, weil er dachte, er und seine Männer könnten sich ihnen vielleicht anschliessen. Ein sowjetischer Leutnant fragte, wer sie seien.

«Ich bin Jude», sagte Zus, weil er wusste, dass das ratsamer war, als sich als Pole auszugeben.

Der Leutnant war skeptisch, weil er ihn für einen Nazi-Kollaborateur hielt, der sich ins Land einschleichen wollte. «Wir erschiessen solche Juden», drohte er und rief ein jüdisches Mitglied seiner Einheit herbei, der sich mit Zus auf Jiddisch unterhielt und seine Identität bestätigte. Einmal mehr hatte seine Geistesgegenwart Zus das Leben gerettet.

Als er schliesslich Nowogródek erreichte, machte er sich auf die Suche nach seiner Frau Gila und erfuhr, dass sein Haus bei den Bombenangriffen zerstört worden war. Obwohl er völlig verdreckt und hungrig war, machte er sich sofort allein auf den Weg nach Stankewitsch zu seinen Eltern, während Gila, im achten Monat schwanger, bei Verwandten in der Stadt blieb.

Der stets so fürsorgliche Asael, dessen Einheit sich in dem Chaos nach dem Angriff ebenfalls aufgelöst hatte, hatte einen viel kürzeren Weg nach Stankewitsch und befand sich bereits in der Mühle, ebenso wie zahlreiche andere Verwandte. Eigentlich waren es zu viele, und da das Haus für alle zu klein war, mussten die Überzähligen mit den Ställen der Familie vorliebnehmen.

Aber Stankewitsch blieb nicht lange eine sichere Zufluchtstätte. Am 1. Juli erreichte eine Wehrmachteinheit das Grundstück der Bielskis, und ein deutscher Offizier kam ins Haus gestürmt.

«Wer sind all diese Leute hier im Haus?», wollte er auf Polnisch wissen.

«Das ist David Bielski mit seiner Familie, der Besitzer des Hauses, der Felder und der Mühle», erklärte Tuvia. «Wir haben uns wegen des Kriegs ins Haus geflüchtet.»

Der Deutsche bemerkte, dass Tuvia nicht wie ein einfacher Bauer gekleidet war. «Wer sind Sie?»

«Ich bin aus Lida», erwiderte Tuvia. «Aber ich bin hierher zurückgekehrt, als die Stadt bombardiert wurde. Ich wollte zu meinem Vater.»

«Was haben Sie in Lida gemacht?»

«Ich war Buchhalter, Hilfsbuchhalter», sagte Tuvia.

Mittlerweile errichtete die Militäreinheit Zelte auf dem Gelände und wandelte die Scheune in ein behelfsmässiges Hauptquartier um. Der Deutsche verkündete, dass alle, die nicht ihren ständigen Wohnsitz in der Mühle hätten, eine Viertelstunde Zeit erhielten, um ihre Sachen zu packen und zu verschwinden. Wer nicht gehorchte, würde erschossen.

Die Eltern Bielski reagierten mit Bestürzung, und die besorgte Beyle weinte vor Angst um ihre Kinder. Die beiden waren so ausser sich, dass Tuvia sich wegen ihres Geisteszustands Sorgen machte. Frau Bielski beschwor ihre Söhne, zu fliehen und ihre jüdische Ehre zu schützen, wie sie es nannte. «Geht so weit weg, wie ihr könnt», sagte sie.

Um sich in Sicherheit zu bringen, fuhren Tuvia und sein Bruder Abraham mit dem Pferdekarren nach Nowogródek, wo Tuvia bei einem Freund unterzukommen hoffte. Bei ihrer Ankunft in der Stadt sahen die beiden jedoch, wie die Deutschen durch die Strassen der zerbombten Stadt marschierten, die nach Tuvias Meinung allerdings nicht so schwer getroffen worden war wie Lida. Die Fenster am Haus des Freundes waren

zwar während der Bombardierung zu Bruch gegangen, aber das Haus selbst war bewohnbar. «Zieht ein, wenn ihr wollt», forderte der Freund die Brüder auf. «Und macht euch wegen der Miete keine Sorgen.»

In diesem Augenblick erschien ein Pole mit einer weissen Armbinde, die ihn als einen von den Deutschen rekrutierten Milizionär auswies, und forderte die beiden Bielskis auf, sich zur Arbeit an einem Gebäude im Stadtzentrum zu melden. Als Tuvia einwandte, er sei kein Bewohner von Nowogródek, zischte ihn der Pole an, er würde erschossen, wenn er den Befehl nicht befolgte.

In einem zuvor von sowjetischen Regierungsbeamten besetzten Verwaltungsgebäude erhielten die Brüder und eine Gruppe von fünfzig weiteren Juden den Auftrag, Möbel in ein anderes Gebäude zu schaffen und Porträts von Sowjetführern auf einen Scheiterhaufen zu werfen. Als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, bildete sich ein Grüppchen Polen, die dem beaufsichtigenden Nazi-Offizier gratulierten und ihm dafür dankten, dass er «uns vom jüdischen Joch befreit» habe.

«Unter deutscher Herrschaft werden Juden nur noch auf der Kinoleinwand zu sehen sein», erklärte ihnen der Deutsche. «So lauten Hitlers Befehle, und wir werden mit ihnen abrechnen.»

Von den Deutschen ermutigt, begannen die Polen, die jüdischen Arbeiter zu verhöhnen und mit Stöcken und Ledergürteln zu verprügeln. Auch die beiden Brüder wurden geschlagen. Obwohl Tuvia innerlich vor Wut kochte, reagierte er nicht. Am Ende des Tages wurde die Gruppe in Zweierreihen aufgestellt und erhielt den Befehl, zum nächsten Arbeitseinsatz zu marschieren. Einen der Arbeiter wies man an, die Marschierenden mit einem kleinen Strauch in der Hand anzuführen, um die würdevolle Prozession ins Lächerliche zu ziehen, während die Deutschen und Polen die Männer weiter verhöhnten und schlugen.

Tuvia und Abraham stahlen sich im Schutz der Dunkelheit davon, fanden ihren Pferdekarren wieder und fuhren nach Stankewitsch zurück.

Wenn ich euch wiedersehe, dachte Tuvia, werde ich eine Waffe in der Hand haben.

Als die beiden bei der Mühle ankamen, stellte sich heraus, dass die Deutschen weitergezogen waren. Tuvia hielt es für das Beste, sich im Wald beim Haus zu verstecken. Zus und Asael hatten den gleichen Gedanken gehabt – sie lebten bereits in den Wäldern. In den beiden Wochen seit dem Einmarsch der Deutschen hatten sich die Lebensbedingungen der Brüder radikal geändert, und sie mussten sich entscheiden, wie sie mit dieser neuen Wirklichkeit umgehen wollten.

Den Rundfunksendungen, die die Familie hörte, war zu entnehmen, wie Menschen wie die Bielski-Brüder nach den Vorstellungen der sowjetischen Regierung reagieren sollten. «In den vom Feind besetzten Gebieten», erklärte Stalin am 3. Juli in einer Ansprache, «müssen Partisaneneinheiten, beritten und zu Fuss, gebildet werden. Man muss Störgruppen organisieren, die die feindlichen Truppen bekämpfen, den Partisanenkrieg überall anheizen, Brücken und Strassen sprengen, Telefon- und Telegrafeneleitungen beschädigen, Wälder, Depots und Züge in Brand setzen. In den besetzten Gebieten muss das Leben für den Feind und seine Kollaborateure unerträglich gemacht werden. Überall, wo sie sind, muss man sie verfolgen und vernichten und all ihre Absichten durchkreuzen.»

Zus, der kein Risiko scheute, kehrte tollkühn nach Nowogródek zurück, um nach seiner Frau zu sehen. Als nichtjüdischer Bauer verkleidet, schlich er sich in die Stadt und zu dem Haus, wo sie wohnte. Die deutsche Wehrmacht hatte die Stadtverwaltung übernommen, und Zus erfuhr, dass sie Vorschriften erlassen hatte, um die jüdische Bevölkerung in Schach zu halten. In den ersten Tagen der Besatzung machten Nazi-Funktionäre prominente Juden ausfindig, die dem Judenrat angehören sollten. Seine Mitglieder würden dafür zuständig sein, die Befehle der deutschen Besatzer der jüdischen Gemeinde zu übermitteln und unter Androhung der

Todesstrafe dafür zu sorgen, dass sie vorschriftsgemäss befolgt wurden. Der Judenrat und eine jüdische Polizeitruppe, die ihn unterstützen sollte, wurden gebildet, nachdem die Deutschen viele der zunächst Einberufenen misshandelt und umgebracht hatten. Es lag auf der Hand, dass die Deutschen nicht mehr so viel Milde würden walten lassen wie während der Okkupation im Ersten Weltkrieg.

Eine Reihe antijüdischer Massnahmen wurde angeordnet. Die Juden mussten vorn und hinten an ihrer Kleidung einen gelben Davidsstern tragen. Es war ihnen verboten, die Bürgersteige zu benutzen. Sie durften mit Nichtjuden weder sprechen noch Geschäfte mit ihnen machen. Ausserdem waren sie einer strengen Ausgangssperre unterworfen. Und zu guter Letzt wurde Männern und Frauen aller Altersgruppen befohlen, sich jeden Morgen zur Zwangsarbeit zu melden.

Sie mussten niedrigste Arbeiten leisten und dabei die kränkendsten Demütigungen über sich ergehen lassen. Einige Männer zwang man, sich bis auf die Unterwäsche auszuziehen und mit ihrer Kleidung deutsche Autos zu polieren, während betrunkene Nazis sie mit Stöcken schlugen und ihnen die Schuld am Krieg gaben. Eine kleinere Gruppe wurde abgeordnet, die Strassen während eines heftigen Gewitters mit blossen Händen zu säubern. Einem Mann band man ein Elektrokabel um und liess ihn in einen Brunnen hinab, um ein paar hineingefallene Werkzeuge herauszuholen.

Die Deutschen wurden bei ihren Machenschaften von einer Polizeitruppe aus weissrussischen und polnischen Freiwilligen unterstützt. Auch die Einheimischen liessen es nicht an Hilfsbereitschaft mangeln und zeigten alle Juden an, die die neuen Gesetze umgingen.

Zus, der sich mit seiner Frau versteckt hielt, konnte sich den Schikannen der Behörden entziehen; allerdings wurde er am 26. Juli, am Sabbat, Zeuge eines unfassbaren Beispiels für nationalsozialistischen Regierestil. Als er in der Nähe des Stadtzentrums unterwegs war, sah er

mehrere Menschen vom Marktplatz fliehen. Er näherte sich dem Platz, wo er einige Juden – darunter viele Ärzte, Anwälte und andere Akademiker – erblickte, die in fünf Reihen standen und von einheimischen Polizisten und deutschen Soldaten umringt waren. Die Männer waren beschmutzt und benommen und offenbar schwer misshandelt worden. Gleich daneben spielten deutsche Musiker – so schilderte es mindestens ein Zeuge – beschwingte Strauss-Walzer.

Ein Wagen fuhr heran, in dem ein Nazi-Offizier sass. Er stieg aus, zog seine Pistole und schoss in die Luft. Darauf eröffneten die Soldaten das Feuer auf die erste Reihe von zehn Juden, die in sich zusammensackten. Das Schauspiel wiederholte sich mehrmals. Kurz bevor die letzten Schüsse fielen, beobachtete Zus, wie ein Junge in der letzten Reihe sich an seinen Vater wandte und flüsterte: «Vater, sie töten uns.» Als die Schiesserei vorbei war, lagen 52 Leichen auf dem Platz.

Einer Schar jüdischer Mädchen wurde befohlen, die Leichen auf einen Pferdekarren zu laden. Eines der Mädchen, Rae Kushner, blickte in die leblosen Gesichter, die über die Seiten der Karren hingen, und erkannte viele von ihnen. Die Mädchen wurden angewiesen, das Blut von den Pflastersteinen zu schrubben, während die Mörder ausgelassen feierten. «Die Deutschen gaben einen Ball», berichtete Kushner. «Sie tanzten auf dem Platz.»

Das Verbrechen ging wahrscheinlich auf das Konto einer der Mörderbanden, die das Oberkommando der Nazis als Nachhut der Wehrmacht in die Sowjetunion geschickt hatte. Vier so genannte Einsatzgruppen, bestehend aus Angehörigen verschiedener Organisationen von Heinrich Himmlers gefürchteter SS – SD (Sicherheitsdienst), Orpo (Ordnungspolizei), Waffen-SS und Kriminalpolizei – hatten in den Tagen nach dem Einmarsch mit ihren Massakern begonnen. Offiziell hiess es, es ginge gegen kommunistische Funktionäre, polnische Intellektuelle und Partisanenkämpfer, aber überwiegend wurden jüdische Zivilisten hingerichtet.

Sechs Tage zuvor waren jüdische Honoratioren in der 45 Kilometer südöstlich gelegenen Stadt Mir niedergemetzelt worden, und neun Tage davor fand eine ähnliche Gräueltat in der 5 Kilometer südwestlich gelegenen Stadt Slonim statt.

Inzwischen war Zus also Zeuge von zwei grausigen Verbrechen gegen Juden geworden – das erste war die Hinrichtung der vier jüdischen Soldaten während seines Rückzugs von seiner Einheit bei der Roten Armee gewesen –, und er zweifelte nicht mehr daran, dass die Nazis auf die Vernichtung seines Volkes aus waren. Als ein Mitglied des Judenrats ihn aufforderte, sich einer Arbeitseinheit von 250 Juden anzuschließen, weigerte er sich und drängte den Mann, dies auch zu tun.

Später erfuhr Zus von einem jungen Vetter, dass zwei einheimische Polizisten ihn gesucht hätten. Hier war es also offensichtlich nicht mehr sicher für ihn. Also beschloss er, nach Stankewitsch zurückzukehren, während seine Frau, die wegen ihrer Schwangerschaft nicht reisen konnte, in der Stadt blieb, eine Entscheidung, die ihm, wie er sagte, schwer fiel. Auf seinem Weg aus der Stadt hinaus musste er einen Bogen um einen mit den Nazis kollaborierenden Einheimischen machen, den er durch die fast verlassenen Strassen patrouillieren sah. Ein Stück weiter stellte sich ihm ein zehnjähriger Pole in den Weg. «Du bist ein unerwünschter Jude und hast auf dem Bürgersteig nichts zu suchen!», schrie der Junge ihn an.

Zus knallte der «kleinen Kröte», wie er den Jungen nannte, eine und setzte den Fussmarsch zu seinem Elternhaus in Stankewitsch fort. Es war Abend, als er ankam. Vorsichtig pirschte er sich heran, und als er durch ein Fenster schaute, sah er, dass das ganze Haus auf den Kopf gestellt worden war. Drinnen fand er seine Mutter allein und verängstigt. Sie erzählte, dass die mit den Nazis verbündete Polizei den Schaden angerichtet habe. Aber schlimmer noch: Sein Vater war in Untersuchungshaft genommen worden.

Inzwischen war Tuvia mit seiner Frau Sonia nach Lida zurückgekehrt, denn sie wollte unbedingt bei ihrer Familie sein. Wie Nowogródek war auch Lida kurz nach der ersten Bombardierung vom deutschen Militär besetzt worden, und die grosse jüdische Gemeinde hatte die gleichen anti-jüdischen Massnahmen hinnehmen müssen. Einjudenrat mit einem Lehrer als Oberhaupt war gebildet worden, und Zwangsarbeiter wurden abkommandiert, um den Schutt aus der von Luftwaffenbomben fast völlig zerstörten Stadt zu räumen. Auch die bedeutendste Synagoge von Lida lag in Schutt und Asche.

Wie in Nowogródek erschien eine Todesschwadron, um Mitglieder der jüdischen Intelligenzia zu beseitigen. Kurz nachdem die Wehrmacht am 27. Juni die Kontrolle über Lida übernommen hatte, wurden mehrere Angehörige des Einsatzkommandos 9 der Einsatzgruppe B in die Stadt geschickt. Unter Führung von Dr. Alfred Filbert, einem SS-Veteranen und promovierten Juristen, der fließend Englisch und Französisch sprach, erreichte die Hauptgruppe der Kommandoeinheit das Städtchen Varina am 1. Juli. Von dort aus schickte Filbert ein Teilkommando von 15 bis 20 Mann, die sich aus SS-, Gestapo-, Kripo- und SD-Beamten und –Offizieren zusammensetzten, nach Lida, wo es in mehreren Lastwagen am Morgen des 5. Juli eintraf.

Rund dreihundert Juden wurden aus ihren Häusern abgeholt und zu einem Schulgebäude gebracht, um von Angehörigen des Teilkommandos verhört zu werden. Gelernte Arbeiter und Handwerker, etwas über zweihundert Personen, wurden freigelassen, während man etwa neunzig Personen mit höherer Schulbildung an einen Ort ausserhalb der Stadt schaffte. Den Juden wurde befohlen, sich in Fünfergruppen vor grossen Bombentrichtern aufzustellen. Dann erschossen Scharfschützen des Teilkommandos sie von hinten. Da die meisten Leichen nicht in die Gruben fielen, wurde die nächste Fünfergruppe gezwungen, sie in die Bombentrichter zu stossen, bevor sie sich für ihre eigene Hinrichtung aufstellten.

Am nächsten Tag, dem 6. Juli, schrieb ein Deutscher namens Dr. Andreas Hanslmeir, der bei der Aktion anwesend war, einen Brief an seine Frau in der Heimat: «Gestern Nachmittag wurde ich Zeuge eines Vorgangs, den ich nie vergessen werde», hiess es darin. «Die Hinrichtung von Menschen. Mehr möchte ich darüber nicht schreiben.»

Die Tötungen waren ein schwerer Schlag für die jüdische Gemeinde, aber viele meinten, die übrig Gebliebenen wären nun sicher. Sonia begab sich nach Lida zu ihren Verwandten, während Tuvia beschloss, in einem nahegelegenen Dorf im Hause eines jungen Mannes unterzuschlüpfen. Es handelte sich um Arkady Kissal, dem er fünfzehn Jahre zuvor das Leben gerettet hatte. Der damals zehnjährige Arkady war in einen Fluss unweit der Mühle der Bielskis gefallen, worauf Tuvia voll bekleidet ins Wasser sprang, den Ertrinkenden am Haarschopf packte und ihn ans Ufer zog. Nun begrüßte die Familie Kissal den Retter und gab ihm ein warmes Bett. Er schlief einen ganzen Tag lang.

Bei seinem Besuch in Nowogródek hatte Tuvia die Deutschen zur Genüge kennen gelernt. Er schwor sich, nie wieder das Opfer ihrer Grausamkeiten zu werden.

Von nichtjüdischen Kontakten bekam er falsche Papiere – das eine Dokument wies ihn als Weissrussen, das andere als ehemaligen Offizier der polnischen Armee namens Andzoi aus. Er liess sich einen Schnurrbart wachsen und verdiente seinen Lebensunterhalt, indem er Bäume fällte und Feuerholz hackte.

Daheim in Stankewitsch wurde David Bielski am Tag nach seiner Verhaftung aus dem Gefängnis entlassen. Er ging die paar Kilometer von der Polizeiwache zur Mühle zu Fuss und berichtete seiner Frau, dass die Beamten ihn geschlagen hätten. Allerdings seien sie nicht an ihm interessiert – sie hätten es auf Zus und Asael abgesehen.

Mehrere Einheimische, die sich der mit den Nazis kollaborierenden Polizei angeschlossen hatten, planten eine Suchaktion nach den beiden

Brüdern. Die Männer hatten den Deutschen erklärt, die Bielskis hätten Posten in der sowjetischen Verwaltung bekleidet, und tischten sogar die alte Geschichte von der angeblichen Ermordung eines Dorfbewohners auf. Anscheinend nutzte jeder Einheimische mit einem Groll gegen die Familie die Gelegenheit, sie bei den antisemitischen Behörden anzuschwärzen, die schutzlose Juden nur zu gern schikanierten.

Einer der Polizisten, die die Aktion leiteten, war Vatyta Kushel, ein Nachkomme jenes Polen, der David Bielski geholfen hatte, die Mühle weiterzubetreiben, nachdem der Zar Juden den Besitz von Land verboten hatte. Kushel hatte die deutschen Behörden gedrängt, eine Weisrussin zu verhaften, die in der sowjetischen Verwaltung mit Zus und Asael gearbeitet hatte. Die Brüder hatten gehört, er habe die Frau und ihre Schwester persönlich hingerichtet. Nun nahm der ehemalige Freund der Familie die Bielskis aufs Korn.

David liess seinen Söhnen eine einfache Botschaft zukommen: Bleibt in den Wäldern. Dieser Krieg wird nicht ewig dauern.

Zus und Asael standen nun vor der schwierigen Aufgabe, Unterschlupf zu finden, während sie von Menschen gejagt wurden, die die Gegend genauso gut kannten wie sie.

An manchen Abenden erschienen sie an der Hintertür ihres Elternhauses, um sich von ihrer Mutter etwas zu essen geben zu lassen, während sie draussen in dem Waldgebiet in unmittelbarer Nähe kampierten. Dann wieder hielten sich die beiden, meist getrennt, bei freundlichen Nichtjuden auf, die früher treue Kunden der Mühle gewesen waren oder auf deren Töchter sie früher ein Auge geworfen hatten. Sie suchten sich bevorzugt Familien aus, deren Söhne bei der Roten Armee dienten, Bauern, die die Hilfe zweier kräftiger Männer gut gebrauchen konnten. Dabei betraten sie ein Haus nur dann, wenn sie sich zuvor einen Fluchtweg in die Wälder zurechtgelegt hatten.

Eines Tages war Zus gerade dabei, bei einer Bauernfamilie eine Mahlzeit aus frischem Fleisch, Brot und Erbsen zu verzehren, als er sah, wie

sich ein Trupp Polizisten dem Haus näherte. Der Bauer schlug ihm vor, sich in der Vorratskammer zu verstecken. Die Polizisten klopfen an die Tür; allerdings interessierten sie sich gar nicht für Zus – der Essensgeruch hatte sie angelockt. Während die Männer sich an den Tisch setzten, schlüpfte Zus durch ein rückwärtiges Fenster hinaus und verschwand im Wald.

Asael war eine Woche lang als Bauarbeiter in einem Nachbardorfbeschäftigt, erregte aber trotz seines unauffälligen Auftretens Verdacht und wurde an die Polizei verraten. Er machte sich aus dem Staub, bevor er festgenommen werden konnte.

Der flinke einährige Aron, der die Pfade durch die Wälder sogar besser kannte als seine älteren Brüder, fungierte als Bote zwischen Zus, Asael und seinen Eltern und schlich wie ein Geheimagent zwischen der Mühle und den verschiedenen Verstecken hin und her. Doch auch er wusste nie so recht, wie er seine Brüder finden sollte, und musste sich auf seinen Instinkt verlassen – er ging einfach zu einer Stelle im Wald, wo er sie vermutete, und wartete darauf, dass einer von beiden vorbeikam. Meistens tauchte wirklich einer der Brüder auf.

Asael und Zus gelang es mehrere Wochen lang, eine Gefangennahme zu vermeiden, so dass sich die Polizei in ihrer Erbitterung an den Familienmitgliedern schadlos hielt, die sie finden konnte. Abraham, der zarter war als seine älteren Brüder, war zu Hause bei Aron und dem siebzehnjährigen Yakov geblieben, der sich am Fuss verletzt hatte, und wurde so Zielscheibe von Polizeigewalt.

Nachdem mehrere berittene Polizisten den Hof umstellt hatten, versuchte Abraham zu entkommen, indem er geduckt in die Felder lief, während die Kugeln ihm um die Ohren piffen. Aber die Beamten holten ihn ein, hielten ihm einen Revolver an die Kehle und schleppten ihn zum Haus zurück. Dennoch weigerte er sich, irgendwelche Informationen über seine Brüder preiszugeben, und wurde daraufhin verhaftet und zur Polizeiwache gebracht. Dort misshandelte man ihn so übel, dass er nach seiner Heimkehr das Bett hüten musste.

Auch David wurde Opfer weiterer Prügel. Ein weissrussischer Polizist, der die Familie seit Jahren kannte, schubste den gebrechlichen Familienvater an die Wand und stiess ihm den Gewehrkolben in die Rippen. Entsetzt musste der kleine Aron mit ansehen, wie sein Vater vor Schmerzen zusammensackte, weil ihm mehrere Rippen gebrochen worden waren.

Dann erschien ein Trupp von Deutschen und Polizisten in der Mühle, zerrte Abraham und Yakov aus ihren Betten und verschleppte sie zur Polizeiwache in Nowogródek, also weit entfernt von der Wache, in deren Nähe die Bielskis wohnten.

Da Frau Bielski das Schlimmste befürchtete, begann sie sofort auf ihre Freilassung hinzuwirken. Sie sammelte Unterschriften bei einflussreichen Nichtjuden, die sich für die Unschuld ihrer Söhne verbürgten. Ausserdem liess sie ihnen etwas zu essen schicken, das allerdings konfisziert wurde.

In Arons Begleitung fuhr sie nach Nowogródek und in andere Städte und besuchte Verwandte, Judenratsmitglieder und andere Personen, die ihnen vielleicht helfen konnten. Bei einer dieser Fahrten in die Stadt ging Aron auf dem Bürgersteig (er trug den gelben Judenstern nicht), während seine Mutter auf der Strasse blieb, wie es die Rassengesetze der Nazis verlangten. Ein Stück voraus erkannte der Junge den Polizisten von Stankewitsch, Vatyá Kushel, und sah, wie der Pole zwei deutschen Soldaten etwas zurief und in Arons Richtung deutete.

Die Deutschen eilten herbei, packten Aron und schleppten ihn auf die Polizeiwache, wo er einen flüchtigen Blick auf einen seiner Brüder erhaschen konnte. Dann wurde er von einem Trupp deutscher Soldaten hinausgeführt und erhielt die Anweisung, mit blossen Händen ein Loch zu graben. Während er sich an die Arbeit machte, fingerten die Soldaten an ihren Gewehren herum, und die metallischen Geräusche hallten in den Ohren des kleinen Jungen wider. «Sag uns, wo deine Brüder sind, oder wir töten dich», drohten die Soldaten.

Aron grub und grub, bis das Loch so gross war, dass er hineinpasste. Die Deutschen befahlen ihm, sich in das provisorische Grab zu legen, und dann fragten sie ihn erneut, wo Zus und Asael zu finden seien. Aber Aron schwieg eisern.

Schliesslich holten die Soldaten ihn aus dem Loch und zertritten ihn in die Wache. «Lauf nach Hause», schnauzte ein Deutscher ihn an.

Obwohl Frau Bielskis Kampagne zur Befreiung ihrer Söhne bis dahin kein Erfolg beschieden war, wollte sie nicht aufgeben. Als sie hörte, dass der Gefängnisaufseher bestechlich war, brachte sie ihm alles, was sie im Haus auftreiben konnte – ein Kissen, Küchenutensilien, Arbeitsstiefel. Doch er hatte kein Interesse an Naturalien. Er wollte Gold. Also verkaufte sie Haushaltsgegenstände und kratzte ein wenig Geld zusammen. Nicht genug, sagte man ihr.

Wochen vergingen, ohne dass ihre Bemühungen etwas gefruchtet hätten. Das Schicksal der Brüder war besiegelt: Abraham und Yakov kamen im Oktober ums Leben, als sie während der Verlegung in ein anderes Gefängnis zu fliehen versuchten.

Tuvia, der sich die meiste Zeit in der Gegend um Lida versteckt hielt, war wie vor den Kopf gestossen, als er vom Tod seiner Brüder erfuhr. Er konnte einfach nicht verstehen, was diese jungen Männer getan haben könnten, um ein so grausames Schicksal zu verdienen.

Während ihn diese Gedanken quälten, zog er von Ort zu Ort und verliess sich dabei auf ein Netzwerk nichtjüdischer Bekannter aus seiner Zeit in Subotniki, Lida und Stankewitsch. Da die Polizei mit der Suche nach Zus und Asael beschäftigt war, fühlte er sich sicher genug, um hin und wieder nach seinen Eltern in der Mühle zu sehen. Aber diese Besuche waren stets nur von kurzer Dauer.

Auch er hatte Gelegenheit gehabt, Bekanntschaft mit den Besatzern zu machen. Ihn rettete seine Fähigkeit, sich als Christ auszugeben. Er sah

nicht «typisch jüdisch» aus und beherrschte die Sprachen der Nichtjuden akzentfrei.

Eines Tages kam er in ein Dorf, in dem es von deutschen Soldaten wimmelte. Diese bemerkten ihn, bevor er eine Chance hatte zu fliehen. Lässigkeit vorspiegelnd, schlenderte er die Hauptstrasse entlang, wobei er ihre bohrenden Blicke im Rücken spürte. Aber sein Herz raste. Als er das Haus eines weissrussischen Freundes betrat, sah er dort zwei Deutsche am Tisch des Mannes sitzen und Milch trinken. Der Freund begrüßte Tuvia rasch auf Weissrussisch und stellte ihn den Besuchern als Nachbarn vor.

«Wie steht es denn an der Front?», fragte Tuvia die Deutschen, nachdem er sich zu den anderen an den Tisch gesellt hatte.

«Der Führer hat der Armee den Befehl erteilt, Moskau innerhalb von zwei Wochen einzunehmen», erwiderte einer der Soldaten.

Tuvia merkte an, alle seien ja so froh, dass die Deutschen dem russischen Kommunismus ein Ende bereiten würden.

Nachdem die Deutschen fertig gegessen hatten, verliessen sie das Haus. Tuvias erleichterter Freund bat ihn, ebenfalls zu gehen, weil er um ihrer beider Leben fürchtete.

Als Tuvia an einem anderen Tag bei nichtjüdischen Bekannten anklopfte, rief eine Stimme auf Deutsch «Herein». Der kalte Schweiß brach ihm aus, als er der Aufforderung folgte. Drinnen sassen vier deutsche Offiziere und vier einheimische Frauen beim Essen. Auf Deutsch wünschte Tuvia ihnen guten Appetit.

«Ist das dein Bruder?», fragte ein Deutscher eine der Frauen.

«Ja», erwiderte diese.

Nachdem Tuvia seinen Mantel ausgezogen und an die Wand neben die Waffen der Deutschen gehängt hatte, bot ihm einer der Nazis ein Glas Kognak an; Tuvia akzeptierte, und dann stiessen sie alle auf seine «Schwester» an. Anschliessend setzte er sich an den Tisch und beteiligte sich an der Mahlzeit und am Gespräch.

Auf Deutsch erzählte er, wie gut er sich an ihre Landsleute aus dem

Grossen Krieg erinnere. Dann erkundigte er sich nach den Fortschritten an der Front.

«Unsere Kanonen beschliessen Moskau», erwiderte einer der Deutschen. «Unsere Luftwaffe bombardiert die Hauptstadt. Die Stadt brennt. Der Sieg ist sicher, Russland ist kaputt.»

«Gut!», sagte Tuvia.

Im Laufe der Unterhaltung, bei der alle dem Alkohol reichlich zusprachen, beschloss Tuvia, das Thema Juden anzuschneiden. «Warum jagen die Deutschen eigentlich die Juden?», fragte er. «Könntet ihr sie nicht dafür einsetzen, Güter fürs Militär zu produzieren?»

Einer der Deutschen erging sich in antisemitischen Hasstiraden über jüdische Spekulanten und Profiteure und deren Kontrolle über die deutsche Industrie. Der Mann behauptete, dass auch der britische Premierminister Winston Churchill Jude sei und die Preise für die Erträge einer Kaffeeplantage, die er in Indien besitze, in astronomische Höhen getrieben habe. «Wie kann man so einen Spekulanten bloss am Leben lassen?», rief der Deutsche.

Dann trank der Mann auf den Tod der Juden. «Mir brannte die Erde unter den Füßen», erinnerte sich Tuvia. Nachdem er eine weitere halbe Stunde dieses absurde Gerede über sich hatte ergehen lassen, verabschiedete er sich von allen am Tisch per Handschlag und entkam dieser «Schlangengrube», wie er es nannte.

Allerdings gelang es Tuvia stets, während dieser und ähnlicher Begegnungen gelassen und selbstbewusst aufzutreten. Es wurde klar, dass er über eine überdurchschnittliche schauspielerische Begabung, List und Selbstbeherrschung verfügte.

Im Herbst kam es zu Veränderungen in der Nazi-Verwaltung von Nowogródek. Die Wehrmachtsangehörigen wurden von einer zivilen Verwaltung abgelöst. Sie setzte sich aus loyalen Parteigenossen zusammen, denen Hitler die Überwachung seiner neuen Territorien anvertraute. Die Angehörigen des Gebietskommissariats (GebK) waren leicht zu er-

kennen an ihren honigfarbenen Uniformen und Hakenkreuzbinden – deutsche Soldaten und Zivilisten nannten sie «Goldfasane».

Eines Tages im Oktober zog der Gebietskommissar des GebK Nowogródek, Wilhelm Traub, in die Stadt ein. Er war der neue oberste Nazi für das Gebiet, der Mann, der für die Verwaltung der Stadt und der Umgebung verantwortlich sein würde. Die nächsten zweieinhalb Jahre unter Traub zeichneten sich durch eine Schreckensherrschaft von beinahe unvorstellbarer Grausamkeit aus.

Traub war 31 Jahre alt und mittelgross, hatte eine lange römische Nase und dunkelblondes Haar und stammte aus der Region um Stuttgart. Nach seinem Abitur in Cannstadt studierte er ein paar Semester lang Mathematik und Physik an der TH in Stuttgart. Aber er ging zu sehr im Militärdienst auf, um sich auf ein Studium zu konzentrieren. Mit 21 trat er in die SA, Hitlers paramilitärische Terrortruppe, ein, wo er bis 1937 diente, bis er in die SS aufgenommen wurde. Bei seiner Versetzung nach Nowogródek bekleidete er den Rang eines Sturmbannführers und hatte zuvor eine Reihe von Posten beim SD, dem Sicherheitsdienst der SS, innegehabt.

Er wurde von seiner Frau Svea Wierss begleitet, die «dem Reichsführer persönlich bekannt ist», wie er auf einem standesamtlichen Eheantragsformular vom 12. September 1940 prahlte. «Die Ehe», fügte er hinzu, «ist vom Reichsführer bereits persönlich genehmigt.»

Traub, ein arroganter Mann mit fast unbegrenzter Macht, nahm sein Gebiet in Augenschein und machte sich sofort daran, seine Vorstellung von absoluter Herrschaft zu verwirklichen. In den ländlichen Kleinstädten setzte er Nazi-Bürgermeister ein und gründete Behörden zur Koordination der land- und forstwirtschaftlichen Produktion sowie des Steuerwesens. Weiterhin führte er eine Strafgerichtsbarkeit ein, eröffnete deutsche Gendarmerieposten in der Stadt und in den kleineren Ortschaften und besetzte sie mit Nazi-Polizeikräften und einheimischen Freiwilligen.

Traub machte sich die uralten Spannungen in Nowogródek zu Nutze und schürte den Konflikt zwischen polnischen und weissrussischen Eliten, die die neuen Herrscher davon zu überzeugen hofften, den Angehörigen ihrer Volksgruppen Privilegien einzuräumen. Und zu guter Letzt wandten er und seine Männer ihre Aufmerksamkeit der jüdischen Gemeinde zu.

«Eines der vorrangigen Ziele der deutschen Massnahmen muss in der rigorosen Trennung der Juden von der übrigen Bevölkerung bestehen», hiess es in den an GebK-Beamte wie Traub am 3. September 1941 herausgegebenen Richtlinien. «Jede Nachsicht gegenüber Juden muss sofort aufhören. Die Errichtung von Ghettos soll in Angriff genommen werden [...] in Weissrussland wird dies durch das Bestehen mehr oder weniger geschlossener jüdischer Siedlungen erleichtert. Die Arbeitskräfte [...] sollen unter Bewachung zu produktiver, grösstenteils körperlicher Arbeit eingesetzt werden (Strassenbau, Eisenbahnbau, Kanalbau, Landwirtschaft usw.). Jüdische Facharbeiter, Handwerker und Heimarbeiter (in Produktionseinheiten) dürfen weiterhin ihren gewohnten Berufen nachgehen.»

Der Mann, der in Traubs Stab für die jüdische Bevölkerung zuständig war – der so genannte Judenreferent –, war ein SS-Offizier namens Wilhelm Reuter. Er war etwa dreissig Jahre alt, gross und stämmig, hatte kastanienbraunes Haar und trug eine Brille. Auch er wurde von seiner Frau begleitet. Beide unternahmen jeden Morgen vor dem Frühstück einen gemächlichen Ausritt, bevor Reuter sich dem Alltagsgeschäft widmete.

Manche Juden hofften, dass die neue Verwaltung ihnen das Leben erleichtern würde. Schliesslich waren die Besatzer von der Wehrmacht einfache Soldaten gewesen, während die GebK-Funktionäre ranghöher und gewiss gebildeter waren. Allerdings waren diese Hoffnungen nicht von langer Dauer. Eine der ersten Massnahmen der neuen Herrscher war die Hinrichtung des gesamten Judenrats, dem man Ungehorsam vorwarf. Dann besetzten die Deutschen den Rat mit Juden, die sie selbst aussuchten.

Fortan gehörten Schikanen und willkürliche Tötungen zum Alltag, und allmählich fiel den Menschen auf, dass kranke Juden von Krankenhausaufenthalten nie zurückkehrten.

In der Gemeinde gingen auch Gerüchte über Massenhinrichtungen von Juden in anderen Städten um. Als das Vorrücken der Wehrmacht nach Osten nach einigen siegreichen Monaten schliesslich ins Stocken geriet, wurden viele Angehörige der mobilen Einsatzgruppen auf Ämter überall in den Besatzungszonen verteilt, wo sie in Zusammenarbeit mit der örtlichen Polizei, GebK-Angehörigen und der deutschen Gendarmerie antijüdische Massnahmen durchführten. Die Einheiten erhielten zusätzlich Verstärkung durch Tausende von SS-Leuten, die erst kürzlich in die Sowjetunion abgeordnet worden waren.

Das für Nowogródek und Lida zuständige Büro war ein SD-Stützpunkt, der im Herbst 1941 in Baranowitsch eingerichtet worden war. Bald arbeiteten dort fünfzehn Angehörige der Waffen-SS, diverse Kripo-, SD- und Gestapoleute sowie Mannschaften litauischer und lettischer Hilfskräfte.

Im November machte eine Geschichte über ein Gemetzel in Slonim unter den Nowogródeker Juden die Runde. Die Hinrichtungen wurden am 14. des Monats von Mitarbeitern des SD-Amtes in Baranowitsch mit Unterstützung von deutschen und nazifreundlichen Beamten in der Stadt durchgeführt. Gerhard Erren, der Gebietskommissar von Slonim, brüstete sich damit, das Blutbad habe das ihm unterstellte Gebietskommissariat von 8'000 «unnützen Fressern» befreit. Ein weiteres Gerücht kursierte über ein Massaker in Mir. Es wurde am 9. November von einer Kompanie von Wehrmachtssoldaten und der örtlichen Polizei verübt, anscheinend ohne Mithilfe der erfahrenen Mörder der SS. Über 1'500 Juden kamen dabei um.

Die Einzelheiten waren den Bewohnern von Nowogródek natürlich nicht bekannt, und solange sichere Beweise fehlten, konnten viele die Geschichten kaum glauben. Gewiss, sie werden einige Juden umbringen, sagten die Leute, aber dZ/eJuden? Das ist doch sinnlos. Sie brauchen uns

als Arbeiter. Überdies gab es in jenen Monaten auch andere, hoffnungsvoller stimmende Gerüchte. Als man erfuhr, dass der Vorstoss der Deutschen nach Russland ins Stocken geraten war, spekulierten viele darauf, dass die Sowjets bald kommen würden, um die Stadt zu befreien. Einige religiöse Juden sagten, sie hätten Zeichen gesehen, dass der Messias erscheinen und die Juden aus der deutschen Sklaverei retten würde.

Die Berichte über das Elend in der Stadt erreichten auch Zus und Asael Bielski in ihren Verstecken. Zus quälte die Sorge um seine Frau Cila, die, wie er erfuhr, ein Mädchen zur Welt gebracht hatte. Er musste sich Gedanken um die Zukunft seines erstgeborenen Kindes machen, während er in den Ställen fremder Leute im Heu schlief und sich vor Menschen versteckte, die ihm den Tod wünschten.

Während den Juden in der Stadt eindeutig Gefahr drohte, hofften die beiden Brüder, dass zumindest die Juden in den Dörfern – David, Beyle und Aron Bielski sowie die Angehörigen der Familie Dziencielski, die noch in Gross-Izwa wohnten – durch ein Wunder von den Brutalitäten der Nazis verschont bleiben würden. Ausserdem hofften sie, dass sie ihr Nomadenleben auch während des kalten weissrussischen Winters würden durchhalten können.

Zu Hause tat der kleine Aron sein Bestes, um seine gramgebeugten Eltern zu trösten. Seine Mutter war untröstlich über den Verlust ihrer Jungen. Sein Vater, der noch immer unter den Folgen der Misshandlung durch die Polizei litt, war fast völlig ans Bett gefesselt. Da der Betrieb in der Mühle weitergehen musste – schliesslich lebten sie davon –, erledigte ihr langjähriger Mühlenarbeiter Adolf Stischok, der von den neuen Behörden nichts zu befürchten hatte, den Grossteil der anfallenden Aufgaben.

An einem Tag Anfang Dezember, gegen drei Uhr nachmittags, es fiel leichter Schnee, hörte Aron, der gerade von der Mühle zum Stall ging, das Geräusch eines Motors. Als er sich umdrehte, sah er einen deutschen

Lastwagen, der auf der Brücke, die zum Anwesen der Familie führte, stehengeblieben war. Mehrere Soldaten und Ortspolizisten sprangen vom Fahrzeug und marschierten zielstrebig zum Haus.

Aron liess fallen, was er in der Hand hatte, rannte in die Wälder und beobachtete, hinter einem Baum versteckt, was nun geschah.

Auf die Befehle der Soldaten hin kam Beyle mit Stischok aus dem Haus, und beide halfen David auf die Ladefläche des Lastwagens. Beyle stieg zu ihrem Mann auf das Fahrzeug. Dann wandte sie sich zu Stischok um und bat ihn, ihr aus dem Haus ein Paar Galoschen zu holen.

«Wo du hinfährst, brauchst du keine Galoschen», erwiderte er.

Als der Lastwagen davonratterte, wusste Aron sofort, was geschehen war. Er lief los, um Asael und Zus zu suchen, die sich in einem nahegelegenen Haus eines Nichtjuden aufhielten. Zus, der neben der Tür stand, bemerkte in der Ferne eine Gestalt, die auf sie zueilte. Als sie sich näherte, erkannte er seinen kleinen Bruder, der ihnen wohl etwas Dringendes mitteilen wollte. Asael blickte von seinem Teller auf.

«Unsere Eltern wurden in einem Lastwagen weggebracht», rief Aron atemlos.

Seine beiden älteren Brüder sahen einander wortlos an.

Rasch erkundigten sie sich bei freundlichen Nachbarn und erfuhren, dass die Nazis noch nicht damit fertig waren, die Juden auf dem Land zusammenzutreiben. Da sie Stankewitsch hinter sich hatten, war nun das Dorf Gross-Izwa an der Reihe, was hiess, dass der Familie Dziencielski – den einzigen Juden in dem etwa fünfzig Häuser umfassenden Ort – Gefahr drohte. Bei dieser Familie hielt sich ausserdem die älteste Schwester der Brüder, Taibe, auf, die Abraham Dziencielski geheiratet hatte. Inzwischen hatte das Paar ein kleines Mädchen.

«Wir mussten handeln», erinnerte sich Zus später.

Kurz nach Mitternacht weckten die Brüder die Familie und forderten sie auf, ihre Habseligkeiten zu packen. Alle Bewohner des Hauses – von

des Hauses – von Taibes Baby bis zu den Eltern Dziencielski – versammelten sich, und dann flüchtete die Gruppe in den Wald. Sie marschierten fast die ganze Nacht und machten nur hin und wieder Rast, damit Taibe das Baby stillen konnte. Schliesslich schlugen sie an einem Bach ihr Lager auf und kuschelten sich, voller Angst vor der Zukunft, am Feuer zusammen, um die kalte Nacht zu überstehen.

«Keine Sorge», beruhigten die Brüder die Familie. «Wir werden unsere Freunde um Hilfe bitten; die werden uns bestimmt Unterschlupf gewähren.»

In Nowogródek wiesen in der ganzen Stadt plakatierte Verlautbarungen, die vom Gebietskommissar Traub unterzeichnet waren, die Juden an, am nächsten Morgen nicht am Arbeitsplatz zu erscheinen. Die jüdische Bevölkerung war vor Angst erstarrt, zumal man munkelte, dass Nichtjuden am Stadtrand grosse Gruben ausgehoben hätten. Viele schlossen daraus, dass eine Massentötung geplant war. Wehrmachtssoldaten sperrten alle Strassen, die aus der Stadt hinausführten, und die vielen Juden, die zu fliehen versuchten, wurden erschossen.

Am Freitag, dem 5. Dezember, gingen Nazi-Funktionäre zusammen mit der örtlichen Polizei und Judenratsmitgliedern abends von Haus zu Haus und befahlen jüdischen Männern, Frauen und Kindern, sich beim Gericht, das eigentlich ein Komplex aus mehreren Gebäuden war, oder bei einer Schule zu melden, die von einem katholischen Nonnenorden, den Schwestern der Heiligen Familie von Nazareth, geleitet wurde. Jeder durfte ein kleines Gepäckstück mitbringen. Im Laufe des Tages, während nasser Schnee fiel, versammelten sich rund 6'000 Juden auf dem Gerichtsgelände, bevor sie am späten Abend die Gebäude betreten durften. Eine viel kleinere Anzahl wurde in die katholische Schule gebracht.

Die 19-jährige Raya Kaplinski meldete sich nicht, wie befohlen, beim Gericht, sondern versteckte sich zusammen mit mehreren Verwandten in einem kleinen Zimmer im Haus der Familie.

Eine weitere Familie mit einem kleinen Kind fand ein Versteck im Keller des Gebäudes. Einige Deutsche wurden auf sie aufmerksam, als das Kind zu weinen begann. «Kommt raus, sonst erschossen wir euch alle!», brüllten die Deutschen.

Raya Kaplinski und ihre Familie folgten dem Befehl. «Ein Deutscher schlug meinen Onkel mit einem Totschläger auf den Kopf, und mein Onkel stiess einen solchen Schrei aus, dass ich glaubte, er wäre tot», berichtete sie. «Wir waren alle kreideweiss vor Angst.»

Die Familie wurde zum Gericht geschickt, wo Tausende in Räume eingepfercht waren, die die vielen Menschen kaum fassen konnten. Nur wenige fanden in dieser entsetzlichen Nacht Schlaf. Sie konnten hören, wie die Deutschen draussen miteinander sprachen, Zigaretten rauchten und an die Wände urinieren.

Am Sonntag, dem 7. Dezember, dem Tag also, an dem die Japaner Pearl Harbor bombardierten und damit die USA in den Krieg hineinzogen, wurden hundert Juden aus dem Gericht geholt und gezwungen, einen Zaun abzubauen, der rings um den Marktplatz verlief. Die Teile mussten sie in ein heruntergekommenes Viertel namens Pereschika bringen, das aus etwa vierzig Häusern bestand. Berittene Wehrmachtssoldaten und örtliche Polizisten trieben die Arbeiter mit Eisenstangen, Gewehrkolben und Stöcken an. Wenn jemand stürzte, wurde er auf der Stelle hingerichtet, und die Überlebenden mussten den Leichnam zu einer Grabstätte tragen. Die Dämmerung brach an, als die Gruppe zum Gericht zurückkehrte, erschöpft von den Misshandlungen und der Trauer um die Toten.

Am Montagmorgen erschienen GebK-Angehörige, darunter auch Reuter und Traub, zusammen mit SS-Offizieren und litauischen und lettischen Kommandos im Gericht. Sie stürmten in die Gebäude und ordneten an, dass jedes Familienoberhaupt von einem SS-Beamten vernommen wurde. «Was bist du von Beruf?», wollte der Nazi wissen. «Wie viele Kinder hast du?» Dann wies der Deutsche mit einem Wedeln seiner

behandschuhten Hand jedes Familienmitglied an, sich auf die rechte oder linke Seite zu stellen. Facharbeiter kamen meistens nach rechts. Fast alle anderen mussten nach links gehen und wurden zu Lastwagen gebracht, die draussen mit laufenden Motoren warteten.

«Genauso war es, wir wurden in zwei Gruppen eingeteilt, und die Menschen begannen zu schreien und zu weinen», berichtete Sonya Oshman, die damals ein junges Mädchen war. «Die Nazis sagten: ‚Ihr braucht nicht zu weinen. Wir wollen euch nur für eine Weile trennen. Wir werden euch Häuser geben. Ihr werdet alles haben. Keine Sorge. Wir werden uns um die Frauen und Kinder kümmern. ‘ Und das taten sie auch. Die Lastwagen warteten neben dem Gerichtsgebäude.»

In Gruppen zu etwa fünfzig Personen wurden die Menschen auf der linken Seite und auch die aus der Nonnenschule auf Lastwagen verladen und ein paar Kilometer südwestlich der Stadt zu der abgelegenen Ortschaft Skridlewo gefahren. Nachdem die Fahrzeuge die Kaserne passiert hatten, die von den Russen erbaut worden war, bog sie nach rechts von der Strasse ab und fuhren, durch Schlaglöcher rumpelnd, einen gewundenen Weg leicht bergab durch die Wälder. Als sie eine kleine Lichtung erreichten, mussten die Juden vom Lastwagen steigen und wurden von den Soldaten beschimpft und geschlagen.

Bei einer Temperatur weit unter null befahl man den Juden, sich auszuziehen und sich vor zwei vierzig mal drei Meter grosse Gräben zu stellen, die an den Vortagen ausgehoben worden waren. Dann wurden sie mit Maschinengewehren erschossen. Die Aktion dauerte den ganzen Tag, und immer wieder kehrten die Lastwagen zum Gericht zurück, um weitere Opfer abzuholen. Als die Sonne an diesem schwarzen Montag unterging, waren über 4'000 Juden ermordet worden. Unter den Toten in den Gräben befanden sich auch David und Beyle Bielski, Gila Bielski und ihr kleines Mädchen.

Eine Frau, die das Massaker wie durch ein Wunder überlebt hatte, kroch am Abend aus einer Grube heraus und kehrte zum Gericht zurück.

Gelähmt vor Entsetzen, konnte sie in dieser ersten Nacht nicht sprechen, aber am nächsten Tag erzählte sie von den schrecklichen Szenen, die sie mit angesehen hatte. Die Juden erfuhren auch Einzelheiten des Massakers von einem weissrussischen Polizisten – er schilderte unter anderem, wie ein Friseur einen SS-Offizier mit einem Rasiermesser attackiert hatte, bevor mehrere Nazis den Mann mit ihren Gewehrkolben totschiesseten.

Die Menschen im Gerichtsgebäude, die verschont blieben – etwa 1'500 –, mussten zum Pereschika-Viertel marschieren, um das der Zaun vom Marktplatz errichtet worden war. Neugierige Einheimische beobachteten die düstere Prozession zum Ghetto von Nowogródek, wie es fortan hiess. Die meisten sahen entweder ausdruckslos oder mit unverhohlener Verachtung zu. Ein entsetzter Christ zog aus Achtung vor ihrem Leiden den Hut, als die Gruppe vorbeiging.

Nach der ersten Nacht in den Wäldern suchten Asael und Zus, die sich beide vor Kurzem Pistolen beschafft hatten, nach einem sicheren Versteck für die Dziencielskis, die sie aus Gross-Izwa gerettet hatten. Die Schwächeren in der Gruppe – die älteren Verwandten und Taibes Baby – mussten zuerst untergebracht werden. Es war kein Problem, für die Älteren etwas zu finden. Schwieriger war es, eine Unterkunft für ein Baby aufzutreiben, dessen Geschrei leicht die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregen würde. Die Brüder wurden ein paar Mal abgewiesen, bevor sie ein polnisches Ehepaar auftaten, das auf den Vorschlag einging. Die beiden liessen sich schliesslich vom Anblick des Babys überzeugen – es sah einem verstorbenen Kind von ihnen auffallend ähnlich.

Es wurde verabredet, dass die Bielskis das Baby spätnachts vor einem Fenster auf der Rückseite des Hauses ablegen würden, und zwar mit einem Zettel an der Kleidung, auf dem ein christlicher Vorname stand. Daraufhin würde die Familie die Behörden verständigen und sich erbie-

ten, das Findelkind zu behalten. So hoffte das Paar sich vor einer Anzeige zu schützen, weil sie einem Judenkind Unterschlupf gewährten.

In Decken gehüllt wurde die kleine Lola also in einer kalten Nacht hinters Haus gelegt. Schon nach wenigen Minuten verrutschte die Decke, und das Kind begann zu weinen. Das ist gut, dachten sich alle, die sich am Waldrand versteckten, denn das Geschrei wird das Paar herbeirufen. Aber die Minuten vergingen, und niemand erschien. Taibe, die das Weinen kaum noch ertragen konnte, musste zurückgehalten werden, damit sie nicht zu ihrem Baby lief, dessen Schreie immer schwächer wurden. Endlich erschien der Mann. Er rief nach seiner Frau, deren Jubel die Nachbarn anlockte.

Am nächsten Tag kam der Chef der Ortpolizei vorbei, um sich das Kind anzusehen. Wie das polnische Ehepaar war er fasziniert, als er in die wunderschönen dunklen Augen des Babys blickte.

«Ich möchte es adoptieren», verkündete er.

Die Frau war dagegen. «Der Herr hat mir dieses Kind geschickt», protestierte sie. «Ich bin kinderlos, und die Kleine gehört mir!»

Der Polizeichef gab nach und erlaubte den Leuten, das Baby zu behalten. Nach ein paar Wochen wurde die jüdische Lola katholisch getauft.

Nachdem die schwächsten Angehörigen in sicheren Häusern untergebracht waren, fanden die Brüder weitere Unterbringungsmöglichkeiten für die restliche Gruppe. Sie versprachen, regelmässig nach allen zu schauen und sie zu einem neuen Versteck zu bringen, wenn die Lage gefährlich wurde. Asael war besonders um die inzwischen 23-jährige Haya Dziencielski besorgt, die er noch immer sehr gern hatte. Da sie über Husten klagte, ging er das grosse Risiko ein, kilometerweit zur nächsten Apotheke zu fahren, um ihr ein Medikament zu beschaffen.

Nachem alle sicher untergebracht waren, hatten Zus und Asael endlich Zeit, über die schrecklichen Ereignisse in Nowogródek nachzuden-

ken. Ihre Eltern waren inzwischen tot, ermordet auf eine so bestialische Weise, wie sie es sich in ihrem früheren friedlichen Leben nie hätten ausmalen können. Auch Zus' Frau war zusammen mit einem Säugling, den sein Vater nun niemals kennen lernen würde, umgebracht worden. Die Brüder wussten, dass der Krieg sie unwiderruflich verändert hatte.

Allerdings wollten sich diese zähen und unverwüstlichen Männer in Gegenwart ihrer Schützlinge keine Schwäche anmerken lassen, und es gelang ihnen, ihre Trauer für sich zu behalten. Der Zorn war das einzige Gefühl, mit dem sie nicht hinter dem Berg halten mussten. Da sie es jedem Angreifer bis jetzt entschieden und mit gleicher Münze heimgezahlt hatten, war ihr erster Impuls, gegen die Mörder und ihre Helfershelfer zurückzuschlagen. Aber beide Männer wussten, dass sie mit ihren Pistolen gegen eine derartige Übermacht von Feinden kaum etwas ausrichten konnten. Sie durften die Sicherheit der Menschen, die sich ihrer Obhut anvertraut hatten, nicht gefährden. Die Rache würde warten müssen.

Tuvia, der sich weiter im Norden aufhielt, hatte von befreundeten Bauern erfahren, dass ein Polizist seine Eltern geschlagen hatte, bevor er sie in die Grube stiess, wo sie von Kugeln durchsiebt wurden. Wie bei seinen Brüdern verwandelte sich seine Verzweiflung rasch in Zorn. Aber er hatte auch Gewissensbisse. Warum hatte er seine Mutter und seinen Vater schutzlos den Mördern überlassen? Warum hatte er nicht mehr unternommen, um sie zu retten? Und was sollte er jetzt tun?

DEZEMBER 1941 BIS JUNI 1942

Im Winter 1941 war das Kriegsglück nicht auf Stahns Seite. Die Deutschen belagerten Leningrad, das mehr oder weniger völlig von der Außenwelt abgeschnitten war und dessen verzweifelte Bevölkerung langsam verhungerte. Hitler hoffte, der unablässige Beschuss der Stadt würde zu ihrer völligen Zerstörung führen. Auch Moskau wurde von der deutschen Kriegsmaschinerie berannt, und Stalin befragte seine Kommandeure, ob es möglich sei, die Hauptstadt zu halten. Die Verluste der Roten Armee in den ersten sechs Kriegsmonaten waren vernichtend – über 2,5 Millionen Soldaten waren gefallen, 3,5 Millionen befanden sich in Kriegsgefangenschaft. Der Führer wollte unbedingt im Kreml Tee trinken.

Es hätte die letzte in einer ganzen Reihe von Eroberungen bedeutet. Hitlers Armeen hatten im Frühjahr und Frühsommer 1940 Frankreich, die Niederlande, Belgien und Luxemburg besetzt; inzwischen war Italien unter seinem Diktator Benito Mussolini auf der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten. Nach den Siegen in Europa – die Naziflagge flatterte inzwischen von Norwegen bis zu den Pyrenäen – nahm Hitler Grossbritannien ins Visier. Im Sommer und Herbst warf die Luftwaffe Tonnen von Bomben auf britische Ballungszentren ab, während sich deutsche Generäle anschickten, eine Invasion zu Lande zu starten. Unter dem Oberbefehl des kampfbereiten und schlagfertigen Winston Churchill leistete die Royal Air Force tapfer Widerstand und schon doppelt so

viele Flugzeuge der Deutschen ab, wie sie selbst verlor. Im September 1940 gab Hitler seine Pläne auf, das Land einzunehmen, und wandte seine Aufmerksamkeit der Sowjetunion zu.

Die Operation Barbarossa, wie der Codename des Angriffs auf dieses riesige Land lautete, ging mit einer gewaltigen Eskalation des Nazikriegs gegen die Juden einher. Die vier Hinrichtungskommandos der Einsatzgruppen, denen anfangs knapp 3'000 Mann angehörten, ermordeten hunderttausende unbewaffneter Juden in historisch beispiellosen Massakern. Noch vor der Inbetriebnahme der grösseren Vernichtungslager waren die Mörder in vier motorisierten Kolonnen unterwegs, die oft in kleinere Kommando- und Teilkommandoeinheiten unterteilt waren, und erledigten mit Pistolen, Gewehren und Maschinengewehren ihren grauenvollen Auftrag. Einheimische, die Hilfseinheiten zugewiesen wurden, gingen den deutschen Mördern eifrig zur Hand. Dazu der Historiker French L. MacLean: «Die Einheimischen sprachen die Sprache, kannten das Gebiet und konnten Nachbarn überreden, ihre Nachbarn zu verraten.»

Am 29. und 30. September wurden über 33'000 Juden von einer Kommandoeinheit der Einsatzgruppe C in Babi Jar bei Kiew in der Ukraine in einem der grössten Massaker des Zweiten Weltkriegs erschossen. Am 23. Oktober starben über 19'000 Juden bei Odessa im Kugelhagel, und am 20. November wurden um die 30'000 in einem Wald ausserhalb von Riga in Lettland massakriert. Mitte November berichtete der Kommandeur der Einsatzgruppe B, der ehemalige Kriminologe und Kriminalroman-Autor Arthur Nebe, seine Männer hätten seit Beginn der Invasion 45'467 Menschen getötet. Karl Jäger, dessen Einsatzkommando 3 der Einsatzgruppe A durch Litauen vorgestossen war, teilte am 1. Dezember mit, seine Truppen hätten 137'346 Menschen, meist Juden, eliminiert. «Das Ziel, die Judenfrage in Litauen zu lösen, ist erreicht», brüstete er sich, wobei er die Juden ausnahm, die verschont wurden, um Zwangsarbeit zu leisten.

Doch die Nazis gaben sich mit diesen Leistungen keineswegs zufrieden. Auf der Suche nach effizienteren Methoden, Juden in grosser Zahl zu vernichten, hatten die Deutschen monatelang mit Vergasungstechniken experimentiert. Reichsführer Heinrich Himmler, der Chefarchitekt der «Endlösung», war schwer erschüttert über eine Massenerschiessung, deren Zeuge er im August in Minsk geworden war. Seine Hauptsorgê galt der psychischen Gesundheit seiner Männer, weshalb er die Entwicklung einer unpersönlicheren Tötungsform vorantrieb. In der ersten Dezemberwoche fanden in Chelmo bei Lodz in Westpolen die erste Massenvergasung von Juden statt.

Der Kriegseintritt der USA nach Pearl Harbor bedeutete, dass Hitler nun einen weiteren Feind (der Führer erklärte Amerika am 11. Dezember den Krieg) und Stalin einen neuen und mächtigen Verbündeten hatte. Allerdings sah es zur Jahreswende 1941/42 eindeutig so aus, als würden die Deutschen den Krieg gewinnen. Wenn die angeschlagene Sowjetunion an die Deutschen fiel, wie viele befürchteten, würde ein 52-jähriger gescheiterter Landschaftsmaler und Fanatiker über einen gewaltigen Teil der Welt herrschen.

Angesichts dieser Entwicklungen war Tuvia Bielski klar, dass er in erster Linie all seine Verwandten retten musste, die noch unter direkter Nazi-herrschaft lebten. Sofort machte er Pläne, seine Frau Sonia und ihre Familie aus Lida herauszuholen.

Wie schon in den letzten Monaten gab er sich unterwegs als Bauer aus. Auf dem Weg in die Stadt trug er einen Schaffellmantel und hatte den Hut tief ins Gesicht mit dem von Eis verkrusteten Schnurrbart gezogen. Anders als in Nowogródek war die jüdische Gemeinde von Lida noch nicht in ein umzäuntes Ghetto gepfercht worden. Stattdessen mussten die rund 8'000 Juden in drei verschiedenen Stadtteilen wohnen, so dass Tuvia keine Schwierigkeiten hatte, sich unbemerkt durch die Strassen zu schleichen.

Die Geschichte der Juden von Lida ist – ebenso wie die Geschichte aller osteuropäischen Zentren jüdischen Lebens – von extremen historischen Ereignissen geprägt. Im Laufe ihres langen Bestehens musste die Gemeinde Epidemien überstehen, wie sie unter anderem 1662 in der Stadt wüteten. Ausserdem hatte sie unter Kriegen und deren Begleiterscheinungen zu leiden, zum Beispiel der Besetzung durch die Franzosen im Jahre 1812, die beinahe zur völligen Zerstörung der Stadt geführt hätte. Und auch von Katastrophen, etwa einem gewaltigen Grossfeuer im späten 19. Jahrhundert, dem mehrere Synagogen zum Opfer fielen, blieb sie nicht verschont. Die litauischen Grossfürsten hatten die übliche alte Burg auf einem Hügel errichtet, und man erzählte Generationen von Kindern Geschichten von Schätzen, die angeblich auf ihrem Gelände vergraben waren. Allerdings sei dieses Beutegut verflucht, wurden sie gewarnt: Wer versuche, es auszugraben, würde vom Erdboden verschluckt werden.

Unter den wechselnden Regimes des frühen 20. Jahrhunderts entwickelte sich Lida zu einem lebhaften Industrie- und Geschäftszentrum, in dem die jüdische Gemeinde eine wichtige Rolle spielte. Die Ende der Zwanzigerjahre von den Brüdern Kuschelewitz gegründete Gummifabrik beschäftigte sage und schreibe tausend Mitarbeiter, und die beiden Brauereien – Pupko und Papiermeister – waren in ganz Vorkriegspolen bekannt. Das geistliche Leben spielte sich in einer Ansammlung von mehreren Synagogen in einem einzigen Stadtviertel ab, wobei die Schul der Fleischer mit ihren Wandmalereien eines bekannten heimischen Künstlers als schönste galt. Der bedeutendste Geistliche Lidas war Rabbi Isaak Jakob Reines, einer der ersten Rabbiner, die sich zum Zionismus bekannten, und zudem Gründer der Misrachi-Bewegung, die sich dafür einsetzte, Religion und Zionismus miteinander zu versöhnen. Nach Rabbi Reines' Tod im Jahr 1918 löste ihn sein Schwiegersohn Rabbi Aron Rabinowitz als prominentester Rabbi der Stadt ab, der noch immer amtierte, als die Nazis in die Stadt einmarschierten.

Wie Nowogródek war Lida immer eine Gebietshauptstadt gewesen, in der sich alle wichtigen staatlichen Behörden für die Städte und Dörfer in der Umgebung befanden. Auch die Deutschen machten sie zum Sitz eines Gebietskommissariats.

Tuvia kam in die Stadt, als die Macht gerade vom Militär auf eine Zivilverwaltung übertragen worden war und nun dem Gebietskommissar Hermann Hanweg unterstand, einem 34-jährigen Parteimitglied seit 1928, der eine Halbglatze hatte und für seine Vorliebe für russische Pelzmäntel bekannt war. Wie Wilhelm Traub, sein Kollege in Nowogródek, hatte Hanweg ein unerbittlich antisemitisches Gewaltregime errichtet.

Die jüdische Bevölkerung hatte bereits mit zwei von Hanwegs sadistischen Untergebenen Bekanntschaft gemacht. Der eine war Leopold Windisch, der 29-jährige stellvertretende Gebietskommissar und Judenreferent, kleinwüchsig, dunkelblond und eingefleischter Nazi. Er war mit vierzehn in die Hitleijugend eingetreten, kam Anfang der Dreissigerjahre wegen seiner Polizeitätigkeit für die Nazis ins Gefängnis und wurde ein begeistertes SA-Mitglied. Bei seinen Vorgesetzten galt er vor dem Krieg als «forscher, zuverlässiger Nationalsozialist», dessen «Vielseitigkeit und Begabung auf kulturellem Gebiet ihn zur Führung grösserer Gruppen geeignet» erscheinen liessen.

Als Judenreferent richtete Windisch Werkstätten mit jüdischen Handwerkern ein, die Kriegsgüter herstellen sollten. Er veranlasste die Registrierung aller Bewohner jüdischer Herkunft in einer Hauptliste, in der Name, Beruf und Adresse jeder Person verzeichnet waren. Allerdings verbrachte er seinen Arbeitstag überwiegend damit, die Bevölkerung zu terrorisieren. Unterstützt von deutschen Gendarmen, verhörte er jeden, in dem er einen Gegner der Nazis witterte, und beaufsichtigte eine Reihe von Gruppenhinrichtungen von fünf bis zwanzig Menschen.

Der andere Hauptverursacher jüdischen Elends war der 34-jährige Rudolf Werner, der für den Bereich Wirtschaft und Industrie zuständige

GebK-Beamte. Wie Windisch war er schon als Jugendlicher politisch aktiver Nazi gewesen. In seiner Freizeit unternahm er Schlittenfahrten rund um Lida, bewaffnet mit einer Schrotflinte und einer Pferdepeitsche, mit der er gern jüdischen Zwangsarbeiten! eins überzog.

Besonders in Erinnerung geblieben ist den Menschen sein bissiger Deutscher Schäferhund Donner, dem er den Befehl «Fass, Donner, Jude!» beigebracht hatte. Werner konnte sich vor Lachen ausschütten, wenn der Hund an der Kleidung eines Juden zerrte oder ihn ins Gesäss biss. Mindestens einmal tötete Werner einen Mann, der sich erdreistet hatte, sich gegen so einen Angriff zu wehren. Ein andermal wurde ein Zwangsarbeiter, der Mühe hatte, ein Fass Terpentin zu heben, so übel zugerichtet, dass er an den Bisswunden starb.

Kurz nach Tuvias Ankunft in der Stadt, in der diese Männer herrschten, erreichte er das Haus, wo sich Sonia und ihre Verwandten aus der Familie Tiktin aufhielten. Allerdings musste er erfahren, dass die meisten nur ungern die Stadt verlassen wollten. Von seiner Frau duldet er keine Einwände – er befahl ihr einfach, ihn zu begleiten. Aber die übrigen Verwandten liessen sich nicht umstimmen. Der Mann von Sonias Schwester, Alter Tiktin, erklärte, er wolle nicht, dass seine Frau Regina, seine Tochter Lilka und sein Stiefsohn Grischa das Risiko eingingen. «Warum sollen wir schlauer sein wollen als die anderen?», meinte er. «Es gibt keine andere Möglichkeit. Schliesslich leben hier Tausende von Juden. Was allen geschieht, wird auch uns geschehen.»

Verzweifelt zog Tuvia los, um andere vor ihrem drohenden Schicksal zu warnen. Er sprach mit Angehörigen der Familie Bedzow, die er viele Jahre gekannt hatte, und erklärte ihnen, selbst ein Winter im Wald sei einem Leben unter der Knute dieser Ungeheuer vorzuziehen. Doch sie waren nicht bereit, ihm zu folgen, genauso wenig wie mehrere Kaufleute, mit denen er redete. «Glaubst du denn, sie würden uns in den Wäldern nicht finden?», wandte einer der Männer ein.

Die Entscheidung zu fliehen fiel niemandem leicht. Nur wenige konnten die Gegend so gut wie Tuvia und konnten sich wie er als Nichtjuden ausgeben, um das Misstrauen der Bauern zu zerstreuen. «Es gäbe schon Möglichkeiten zu entkommen, wenn man wollte», sagte ein anderer Mann. «Aber man würde im Winter erfrieren. Und es gäbe keine Garantie, dass die Leute einen in ihr Haus lassen. Ein paar würden es zwar schaffen, aber irgendwann würden sie wieder zurückkehren, weil sie nicht wüssten, wohin.» Ausserdem ahnte niemand das wahre Ausmass der Pläne der Nazis. Im Unterschied zu Nowogródek hatte Lida noch keine Massentötung erlebt, und man hoffte, dass man verschont bleiben würde.

Auf dem Weg aus dem Ghetto wurde Tuvia von einem Passanten bemerkt, der ihm laut nachrief: «Bielski, Tuvia, warte mal!» Je lauter der Mann schrie, desto schneller ging Tuvia, bis er und seine Frau die Stadtgrenze hinter sich gebracht hatten. Zwei Kilometer weiter westlich besuchte er einen Bekannten, einen reichen Polen namens Vilmont, der das Paar in seinem Haus willkommen hiess und bereit war, ihm Unterschlupf zu gewähren. Sonia nahm eine Stelle als Näherin in seinem Haushalt an und gehörte bald gewissermassen zur Familie. Der Pole erwies sich auch in einer anderen Hinsicht als hilfreich: Er gab Tuvia eine Pistole, eine belgische Browning, und vier Patronen.

Jetzt habe ich eine Waffe, dachte Tuvia. Vielleicht kann ich einige Verbündete finden und etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit, dazu beitragen, um die Nazi Herrschaft zu beenden. Er hatte Rundfunksendungen gehört, in denen alle Bürger hinter den Frontlinien wiederholt aufgefordert wurden, die Besatzer zu bekämpfen. Ausserdem waren ihm sogar Geschichten über neu gegründete Gruppen von Partisanen zu Ohren gekommen, die den Feind immer wieder angriffen.

Auf der Suche nach gleich gesinnten Landsleuten spürte er einen weissrussischen Freund namens Mischa Radzeki auf, einen Kommunisten, dessen Familie Stammkunde der Bielski-Mühle gewesen war und

der Tuvia 1939-1941 während der sowjetischen Besatzung geholfen hatte, in Lida Arbeit zu finden. Als Tuvia hörte, dass der Mann untergetaucht war, erkundigte er sich bei den Bauern und entdeckte ihn auf einem Hof, der einem gemeinsamen Freund gehörte.

Tuvia hatte grossen Respekt vor Mischas Intelligenz und wollte unbedingt wissen, was er von einem bewaffneten Kampf hielt. Mischa gefiel der Gedanke, und so beschloss die beiden, weitere Mitstreiter zu rekrutieren und sich ein Militärfunkgerät zu beschaffen, um sich ein Bild von der Lage an der Front machen zu können. Aber je weiter sie mit der Planung der Operation vorankamen, desto klarer wurde beiden, wie schwierig es war, gemeinsam – ein Jude mit einem Nichtjuden – eine Gruppe zu führen. Tuvia bemerkte, dass die Bauern Mischa herzlich empfingen, während sie ihn mit Verachtung behandelten. Und bald fragte er sich, wie Mischa und seine Genossen wohl in einer Krisensituation mit ihm umgehen würden.

Als Tuvia seine Bedenken äusserte, waren sich die beiden Freunde rasch einig, dass ihr Plan zum Scheitern verurteilt war. Sie trennten sich in aller Freundschaft.

Tuvia kehrte um in Richtung Lida und überquerte die Memel, den «Vaterfluss» der Weissrussen, der auf halbem Wege zwischen den beiden Städten unter der Strasse hindurchfließt, die von Nowogródek nach Lida führt. In einem Wald unweit des Flusses stiess er auf drei sowjetische Soldaten, die nach dem Einmarsch der Deutschen von ihren Einheiten getrennt worden waren.

Die drei waren nur mit einem einzigen Gewehr ausgerüstet und wollten unbedingt weitere Waffen auftreiben. Tuvia erwähnte seine Pistole und schlug vor, sich zusammenzutun, um sich noch mehr Waffen zu beschaffen. Den Soldaten gefiel der Plan. Aber nachdem die Männer am Abend zu sehr dem Alkohol zugesprochen hatten, äusserten sie ihre wahren Gedanken über Juden. Einer von ihnen drohte Tuvia mit dem Messer und brüllte etwas von «Judenfresse». Tuvia griff nach seiner Browning,

die, wie er später feststellte, nicht funktionierte, und drückte sie dem Mann an die Schläfe.

Der Streit wurde beigelegt, bevor jemand verletzt wurde, aber Tuvia war nun klar, dass auf Männer dieses Schlages kein Verlass war. *Wenn mich schon meine Verbündeten so behandeln*, dachte er, *was habe ich dann erst von meinen Feinden zu erwarten?* Er wusste, dass er sich mit Menschen zusammentun musste, denen er vertrauen konnte.

Und das wiederum bedeutete, dass er seine Brüder wieder finden musste. Wenn er etwas erreichen wollte, dann mit ihnen gemeinsam.

Als er sich auf den Weg nach Stankewitsch machte, stand sein Plan fest, eine Kampftruppe aus Bielskis zu gründen. An einem kalten Abend Ende Februar oder Anfang März 1942 ging er gerade einen Waldweg entlang, als er hörte, wie jemand hinter einem Baum seinen Namen rief. Im nächsten Augenblick erkannte er zu seiner Erleichterung, dass es Asael, Zus und der kleine Aron waren. Sie waren in Deckung gegangen, als sie bemerkt hatten, dass sich ihnen in der Dunkelheit ein einsamer Wanderer näherte.

Als die drei älteren Brüder einander begrüßten, wurde Aron von einem überwältigenden Gefühl der Geborgenheit ergriffen. *Nun sind wir unschlagbar*, dachte er. *Nichts kann uns passieren, wenn meine Brüder vereint sind.*

Allerdings waren die drei noch nicht von ihrer Unbesiegbarkeit überzeugt. Zus und Asael machten sich zunehmend Sorgen um die Sicherheit ihrer versteckten Verwandten. Die Deutschen und ihre Helfershelfer bei der Polizei hatten ausdrücklich erklärt, was sie mit denen machen würden, die Juden Unterschlupf gewährten: Sie würden sie töten. Überall auf dem Land hingen Plakate, die vom Gebietskommissar von Nowogródek, Wilhelm Traub, unterzeichnet waren und dazu aufriefen, «Personen ohne Sterne, die aber an ihrem Aussehen als Juden zu erkennen sind», festzunehmen. Die Botschaft kam an: Asael und Zus bemerkten, dass selbst

Freunde zunehmend weniger bereit waren, ihnen mit Essen und Unterschlupf zu helfen.

Die Lage spitzte sich zu, als ein selbstloser polnischer Bauer namens Kot ein paar Verwandte der Bielskis bei sich aufnahm. Als er eines Morgens aus dem Fenster sah, bemerkte er, wie eine Gruppe von Ortspolizisten sein Haus umstellte. Innerhalb weniger Sekunden verschafften sie sich Einlass, schlugen den alten Bauern mit dem Pistolenknopf und verlangten zu erfahren, wo die Bielski-Brüder sich versteckten.

«Sie waren hier», gab Kot zu. «Aber sie sind wieder weg.»

«Warum hast du ihnen Unterschlupf gewährt?», wollten die Polizisten wissen.

«Sie waren bewaffnet», erwiderte Kot. «Sie kommen und nehmen sich, was sie wollen.»

Bei der Durchsuchung des Hauses entdeckten die Beamten die jüdischen Flüchtlinge – unter anderem die Eltern Dziencielski –, die Kot rasch als seine Verwandten ausgab. Sie fanden auch Frau Dziencielskis Gebiss, das sie jeden Abend in ein Glas Wasser neben ihrem Bett legte. «Sind das die Zähne einer Jüdin?», brüllte der Polizist, der offenbar glaubte, nur Juden könnten sich den Luxus falscher Zähne leisten. «Viel leicht einer Bielski?»

Es half Kot nichts, dass er Unwissenheit vorschützte – er wurde verhaftet und zur örtlichen Polizeiwache mitgenommen. Dort schlug und folterte man ihn so übel, dass er an seinen Verletzungen starb.

Die drei Brüder wussten, dass sie sich nach derartigen Vorfällen kaum noch auf die zunehmend zögerlichen Bauern verlassen konnten. Tuvia hatte aus seiner Begegnung mit den drei sowjetischen Soldaten gelernt, dass sie von einer Position der Stärke aus operieren mussten. Nur dann würden sie überleben.

Die Lösung war ganz einfach: Sie mussten Waffen auftreiben. Aber wie? Nichts war in diesem Krieg wertvoller als Waffen. Ohne Geld und nur mit den wenigen Wertgegenständen, die sie eintauschen konnten, standen ihre Chancen nicht gut.

Sie brauchten einfach ein bisschen Glück, und es begegnete ihnen in Gestalt zweier ungeschlachter russischer Partisanen. Tuvia und Zus sties- sen auf die beiden, nachdem sie in der Scheune eines Bauern geschlafen hatten; dessen Frau hatte ihnen am Morgen etwas zu essen gebracht, sie aber angefleht, wieder zu gehen, nachdem sie ihren Hunger gestillt hat- ten.

Die Partisanen, die bewaffnet waren, marschierten gerade den Fluss entlang, der durch Stankewitsch verläuft, und zwar begleitet von einem kleinen Jungen, den die Bielski-Brüder kannten. Der Junge rief Tuvia und Zus etwas zu, als er sie bemerkte. Dann näherten sich die Partisanen und ihr kleiner Helfer den argwöhnischen Brüdern.

Die Partisanen begrüßten sie freundlich und erklärten, dass sie Mu- nition für ihre Gewehre suchten.

Wenn sie Munition brauchen und wir Waffen, überlegte Tuvia, können wir einander vielleicht helfen.

«Ich habe eine Idee», erwiderte er.

Nachdem sie einen befreundeten Bauern aufgesucht hatten, der den Männern etwas Munition gab, erläuterten die Brüder ihren Plan, der ohne die Waffen der Partisanen jedoch nicht auszuführen war: ein Überfall auf einen berüchtigten Ortspolizisten namens Kuznicki, der bekanntermas- sen über ein grosses Waffenlager verfügte.

Die Russen, denen der Gedanke gefiel, einen Nazi-Kollaborateur zu bestrafen, stimmten begeistert zu.

Während die beiden Partisanen mit Tuvia draussen warteten, stürmte Zus in Kuznickis Küche, wo die Familie gerade beim Essen sass. «Keiner bewegt sich!», schrie er, während er Kuznicki eine Pistole vors Gesicht hielt. Der überraschte Polizist versuchte nach einer Waffe zu greifen, die an der Wand lehnte. Doch bevor er sie erreichen konnte, drangen die Par- tisanen ins Haus ein und hielten ihn fest. Dann sammelten die vier die im Haus gehorteten Waffen ein und schleppten Kuznicki in den Wald, damit der Kommandeur der Partisanen ihn verhören konnte.

Der Name des Kommandeurs, ein ehemaliger Rotarmist aus Georgien, war Wladimir Ugriumow, doch er war überall nur unter seinem Decknamen «Gramow» bekannt. Als man ihm von der Aktion gegen Kuznicki berichtete, war er hoch erfreut und gratulierte den Brüdern zu ihrem erfolgreichen Überfall.

Nachdem der Polizist von einem von Gramows Männern tiefer in den Wald gebracht worden war, wandte sich der Kommandeur an die Brüder und erzählte ihnen, wie sein Leben als Partisan begonnen hatte. Als seine Einheit sich in den ersten Tagen der Nazi-Invasion auflöste, hatte er in der Falle gesessen und sich mit ein paar anderen ehemaligen Soldaten zusammengetan, von denen viele wie er nicht aus der Region stammten. Sie hatten kleinere Anschläge gegen die Besatzer verübt, und es waren ihnen in letzter Zeit ein paar Aktionen gelungen, unter anderem ein Überfall auf einen Polizeistützpunkt, in dem sich Gefangene und Waffen befanden.

«Wir haben genügend Waffen, aber zu wenig Munition», erklärte Gramow.

Tuvia war beeindruckt und schlug vor, dass er und seine Brüder sich an gemeinsamen Aktionen mit Gramow und seinen Männern beteiligen könnten.

Aber Gramow war nicht bereit, die Verantwortung für die Frauen und Kinder der Bielski-Gruppe zu übernehmen, und meinte, die Brüder sollten ihre eigene Einheit bilden. Ihr wisst offenbar, was ihr tut», sagte er.

«Wir brauchen Waffen», erwiderte Tuvia.

Kein Problem, meinte Gramow. Er erklärte ihnen, nach einem ungeschriebenen Partisanengesetz gehöre Kuznickis Waffe nun dem Mann, der sie ihm abgenommen habe: Zus. Zum Dank für die Hilfe der Brüder bot er ihnen mehrere funktionstüchtige Gewehre, ein defektes und etwas Munition an – eine grosszügige Belohnung. «Viel Glück», verabschiedete sich Gramow lächelnd, bevor er mit seinen Männern in den Wäldern verschwand.

Die Waffen gaben den Brüdern neues Selbstvertrauen, und bald hielten sie sich selbst für Partisanen. Zu dritt besuchten sie ihre versteckten männlichen Verwandten – die halbwüchsigen Brüder Pinchas und Josef Boldo und die Dziencielski-Brüder Schlomo und Abraham (Taibes Mann) – und boten jedem ein Gewehr an. Das defekte Gewehr vergruben sie und nahmen sich vor, es später zu reparieren.

Asael suchte auch Haya Dziencielski auf, die junge Frau, in die er verliebt war, seit sie ihm Vorjahren bei der Buchhaltung für die Mühle geholfen hatte. Er schenkte ihr eine Pistole. Allerdings gab er ihr die Waffe nicht nur zur Selbstverteidigung, sondern gewissermassen auch als eine Art Liebeserklärung.

Asael, der inzwischen 34 Jahre alt war, erreichte spätabends den Bauernhof, wo sich Haya und ihre Eltern versteckten. Ohne grosse Umschweife hielt er bei den Eltern Dziencielski um die Hand ihrer Tochter Haya an. Erfreut willigte Hayas Vater ein. Dann trug Asael einige Zeilen der Trauungszeremonie auf Hebräisch vor – «Siehe, du bist mir anvertraut durch diesen Ring nach dem Gesetz Mose und Israels» –, überreichte der jungen Frau jedoch keinen Ring, sondern eine kleine Handfeuerwaffe, eine deutsche Mauser, wie sie die Nazis benutzten. Die polnischen Bauern verfolgten die Szene, ohne ein Wort von dem, was da gesprochen wurde, zu verstehen.

Da eine förmliche, von einem Rabbiner abgehaltene Zeremonie mitten im Krieg nicht möglich war, betrachteten es alle, insbesondere die Eltern, als gleichwertigen Ersatz für eine echte Hochzeit, dass Haya Asaels Geschenk angenommen hatte.

«Als er mir die Pistole gab, war ich schon in ihn verliebt», berichtete Haya später. Sie liebte ihn wegen seiner Zuverlässigkeit und dafür, dass er seiner Familie selbstlos half, ohne ein Lob dafür zu verlangen. Ausserdem wusste sie, dass sie an der Seite eines so starken Mannes eine bessere Chance hatte, das Ende des Krieges zu erleben.

Die beiden gingen in die Scheune, wo Asael Haya zeigte, wie man mit

der Pistole schoss. Allerdings empfand Haya, wie sie sich später erinnerte, nicht die geringste Aufwallung romantischer Liebe, als sie die Waffe hielt. Sie dachte einfach nur daran, dass sie nun die Möglichkeit hatte, Selbstmord zu begehen, falls die Deutschen sie je gefangennehmen sollten. Jetzt war sie in der Lage, ihr Leben zu beenden, um die Erniedrigungen durch die Naziverbrecher nicht erdulden zu müssen. Es war also alles andere als eine Hochzeitsnacht im Liebesrausch.

Nicht viel Glück war dem Ghetto von Nowogródek im Frühjahr 1942 beschieden. Die Juden, die das Massaker vom 8. Dezember überlebt hatten, waren in die bescheidenen Behausungen des Pereschika-Viertels eingepfercht, wo bis zu zwanzig Menschen in einem einzigen Zimmer lebten. Die Zahl der Bewohner nahm ständig zu, da Juden aus den umliegenden Dörfern und Städtchen in das überfüllte Ghetto deportiert wurden. Die neuen Bewohner, mehrere Tausend an der Zahl, mussten mit Kellern und Dachböden, Schuppen und Ställen vorliebnehmen.

Jeden Morgen mussten die Bewohner zur Arbeit antreten, entweder beim Gericht – wo ausgebildete Handwerker wie Schuster, Schneider, Gerber und andere sich plagten – oder bei der Kaserne in der Nähe von Skridlewo. Dort versammelten sich die zu körperlicher Arbeit eingeteilten Zwangsarbeiter, bevor sie auf Arbeitsstellen im gesamten Gebiet verteilt wurden. Die Männer von der Kaserne bekamen es mit einem Furcht erregenden Nazi zu tun, den sie Hasso nannten, denn er ähnelte einem Hund dieses Namens, der vor dem Krieg durch die Stadt gestreunt war. Hoch zu Ross trieb er die Arbeiter an und schlug mit einer Peitsche mit einer Lederspitze auf die Langsameren ein. Die Zwangsarbeiter fürchteten seinen Anblick so sehr, dass die Produktion deutlich zunahm, wenn er Dienst hatte.

Reuter, der Judenreferent der Nazis, liess regelmässig alle Arbeiter antreten und hielt Vorträge über die Bedeutung einer Produktionssteige-

rung. Er erklärte den Ghettojuden, man würde ihre magere Brotration erhöhen, wenn sie bei ihrer Arbeit mehr Fleiss zeigten.

Doch selbst wenn das gestimmt hätte, hätten sich die zusätzlichen Bissen kaum ausgewirkt. Die Menschen verhungerten bereits, und jeden Tag wurden Leichen auf einem nahen Feld begraben. Manche verstanden es, Lebensmittel, die sie sich oft durch Tauschhandel mit Nichtjuden beschafften, durch die scharf bewachten Ghettotore hereinzuschmuggeln. Aber nur selten hatten die Menschen im Ghetto genug zu essen.

Für einen Hoffnungsschimmer sorgten Gerüchte über den Partisanen Gramow, der sich den Brüdern gegenüber als so hilfreich erwiesen hatte. Es hiess, er würde sich in die Stadt schleichen, sich rasch von einem Friseur rasieren lassen und dann brüllen, dass die Rote Armee bald eintreffe, um die deutschen Faschisten hinwegzufegen. «Sagt allen Bürgern, dass Gramow hier war!», schrie er. Angeblich durchsuchten die Nazis wie wild die ganze Stadt nach ihm, bis jetzt jedoch immer vergeblich – so erzählte man es sich jedenfalls.

Angeregt von diesen Geschichten, planten einige junge Männer, sich Untergrundkämpfern anzuschliessen. Eine Zehnergruppe, die Waffen aus Ersatzteilen sorgfältig zusammengebastelt hatte, schaffte es, die Mauern des Ghettos zu überwinden. Sie marschierten mehr als 30 Kilometer durchs Land, überquerten den östlichen Nebenarm der Memel und verschwanden im riesigen Nalibocka-Puscha, der Gerüchten nach eine Partisanenklave war. Kurz darauf hiess es, die Männer seien in einen Hinterhalt geraten und von den Deutschen umgebracht worden. Ausserdem wurde gemunkelt, die sowjetischen Partisanen lehnten es ab, Juden in ihre Gruppen aufzunehmen, und würden sie erschiessen, da sie sie für deutsche Spione hielten.

Der Judenrat, der das Ghetto für die Nazis beaufsichtigen musste, bemühte sich nach Kräften, Fluchtversuche zu vereiteln. Weil die Deutschen damit gedroht hatten, die gesamte Bewohnerschaft hinzurichten, falls sich einzelne Juden absetzten, beschlagnahmten die Ratsmitglieder

die Stiefel derjenigen, die sie im Verdacht hatten, eine Flucht in die Wälder zu planen. Manchmal sperrten sie auch einen vermeintlichen Partisanen ein oder zwei Nächte lang ein. Aber ihre Massnahmen waren belanglos im Vergleich zu den Strafen, die die Deutschen verhängten. Eine attraktive junge Frau, die auf der Flucht mit einem Nichtjuden ertappt worden war, hängten sie an einem Baum auf, und Soldaten verstümmelten ihren Leichnam – eine unmissverständliche Warnung an alle, die die Freiheit suchten.

Im Laufe der nächsten Monate hatten viele Ghettobewohner die Vermutung, dass die Deutschen ein weiteres Massaker planten. Manche glaubten, dass die Deutschen sie verschonen würden, wenn sie deren Befehle befolgten. Andere versuchten, sich Verstecke einzurichten, um sich verkriechen zu können, falls die Deutschen mit ihren Lastwagen erschienen.

Auch in Lida, wo die jüdische Bevölkerung auf drei Viertel verteilt war, spitzte sich die Lage in den ersten Monaten des Jahres 1942 immer mehr zu.

Ende Februar bot sich dem Judenreferenten Leopold Windisch, der dafür bekannt war, dass er Juden erschoss, wenn er sie beim Schmuggel einer Kleinigkeit wie einem Stück Butter ertappte, eine Gelegenheit, die seiner Gerichtsbarkeit unterstellten Juden noch mehr als bisher zu terrorisieren. Als er erfuhr, dass eine kleine Gruppe aus dem Ghetto beschuldigt worden war, einen christlich-orthodoxen Priester beraubt zu haben, liess er den Judenrat antreten und verlangte die Auslieferung der Diebe. Nach langen Beratungen rang sich der Judenrat dazu durch, ihm sechs Männer zu übergeben.

In den Verhören stritten die Männer das Verbrechen rundheraus ab. Aus Angst um ihr Leben – und wütend über ihre Auslieferung – stellten die Männer stattdessen eine lange Liste der Vergehen des Judenrats zusammen. Sie erklärten dem Deutschen, dass sich mehrere Juden aus Wilna illegal in der Stadt versteckten, nachdem sie vom Judenrat gefälschte Ausweispapiere erhalten hätten.

Am 1. März, kurz nach Anbruch der Morgendämmerung, wurde die gesamte jüdische Bevölkerung von Lida zusammengetrieben und zu einem Platz neben dem Hauptquartier des Gebietskommissariats gebracht. Die Deutschen erschossen jeden, der Widerstand leistete, und töteten sogar ältere und kranke Juden, die Mühe hatten, beim Marschieren mitzuhalten. Stundenlang harrten mehrere tausend Menschen auf dem Platz aus, in der Gewissheit, dass etwas Schreckliches geschehen würde.

Dann wurden alle angewiesen, durch ein eigens zu diesem Zweck errichtetes Tor zu gehen, das von Ortpolizisten und Nazibeamten umstellt war. Einer der Diebe stand neben dem Tor und zeigte auf die Menschen aus Wilna, die aus der Schlange herausgezogen wurden. Einige wurden auf der Stelle erschossen; weitere 30 oder 40 Personen steckte man ins Gefängnis von Lida, wo sie bald darauf hingerichtet wurden.

Eine Woche später wurden die Vorsitzenden des Judenrats verhaftet, und ein erboster Windisch leitete die Untersuchung, die ihre Rolle in der Affäre um die Juden aus Wilna ans Licht bringen sollte. Das Urteil stand von vornherein fest. Mindestens sieben Männer wurden gefoltert und dann getötet. Kalman Lichtman, dem ersten Vorsitzenden des Judenrats, wurden die Augen ausgestochen. Sein Gesicht war so entstellt, dass seine Freunde gezwungen waren, ihn anhand seiner Kleidung zu identifizieren.

Die Morde erschütterten die Bevölkerung, die in den Vorsitzenden des Judenrats ihre Beschützer gesehen hatte. Allerdings klammerten sich viele Bewohner weiterhin an die Hoffnung, dass sie dem Tod entrinnen könnten, wenn sie sich für die Deutschen als nützlich erwiesen. Man schlug vor, erweiterte Werkstätten einzurichten, mit denen die neuen Vorsitzenden des Judenrats den Deutschen zeigen wollten, wie sehr sie sich für die Kriegsanstrengungen einsetzten. Windischs Vorgesetztem, Gebietskommissar Hermann Hanweg, gefiel die Idee, als sie ihm vorgebracht wurde, und so durfte eine Reihe von Werkstätten eröffnet werden.

Die Vorsitzenden des Judenrats taten alles, was in ihrer Macht stand, um die Menschen in den Werkstätten zu beschäftigen, weil sie glaubten, ihnen damit das Leben retten zu können. Am Ende waren etwa 1'000 Menschen als Blechschmiede, Uniformschneider, Buchbinder, Modellbauer, Elektriker und Schreiner tätig. Aber die Erniedrigungen hörten nicht auf, und als der Frühling kam, hatten viele das Gefühl, dass noch weiteres Unheil bevorstand. «Der Boden brannte uns unter den Füßen», erinnerte sich ein Mann. Die willkürlichen Hinrichtungen nahmen zu. Mindestens achtzig Juden, die in einer Lagerhalle für konfiszierte Güter arbeiteten, wurden ohne ersichtlichen Grund erschossen.

Anfang Mai befahl Windisch einem Judenratsmitglied, eine neue Liste aller gesunden Juden zu erstellen. Kurz darauf sah man einen Trupp vom SD-Stützpunkt in Baranowitsch zusammen mit Einheiten deutscher Gendarmen sowie litauischen und lettischen Hilfspolizisten in die Stadt einrücken. Am Abend des 7. Mai wurden nichtjüdische Dorfbewohner angewiesen, drei grosse Gräben am nordöstlichen Stadtrand auszuheben, wo sich bereits Bombentrichter befanden.

In den frühen Morgenstunden des 8. Mai umstellten Kommandos von je zehn bis zwölf Mann die jüdischen Stadtviertel und befahlen allen, herauszukommen und ihre Papiere vorzuzeigen. Die Soldaten fackelten nicht lange, stürmten hinein und trieben die Menschen gewaltsam aus den Häusern. Viele Juden wurden im Nachthemd und Pyjama auf die Strasse geschubst. Dann mussten die Bewohner aus allen drei jüdischen Stadtvierteln zu Sammelstellen marschieren, wo sie – genau wie bei der Dezember-Aktion in Nowogródek – von einem wartenden Deutschen befragt wurden. Wer zurückblieb, wurde sofort erschossen.

Nach dem Verhör wurden die Juden entweder nach links oder nach rechts geschickt. Junge Facharbeiter und ihre Familien mussten sich zumeist auf der linken Seite aufstellen und kamen noch einmal mit dem Leben davon. Der Grossteil der Übrigen landete auf der rechten Seite und endete in den Hinrichtungsgräben.

Windisch, der mit Hilfe eines polnischen Dolmetschers einen Teil der Selektionen beaufsichtigte, schickte oft gesunde Arbeiter mit einer Arbeitserlaubnis nach rechts. Er wies sogar seinen Vorgesetzten Hermann Hanweg zurecht, weil er es zuliess, dass zu viele Juden verschont wurden. «Ich verlange, dass Sie alle Juden nach rechts schicken!», erklärte er ihm.

Rabbi Aron Rabinowitz lief verzweifelt hin und her, während er das Sch'ma Israel (Höre, Israel) rezitierte – seit Jahrhunderten das Bekenntnis der jüdischen Märtyrer – und dabei gen Himmel schrie: «Juden werden in deinem Namen getötet!»

Diejenigen, die für die Tötung vorgesehen waren, mussten sich in einer Reihe aufstellen und zum Stadtrand marschieren.

Ein Mann scherte aus der Prozession aus, als sie sich den Hinrichtungsgräben näherte. «Ein Aufseher lief hinter mir her und stiess mich zu Boden», sagte er später bei einem Kriegsverbrecherprozess aus. «Dann schoss er mehrmals mit einer Maschinenpistole auf mich. Zwei Schüsse trafen mich am Hinterkopf. Ich lag blutüberströmt da und stellte mich tot. In Wirklichkeit stand ich unter Schock und war zu schwach, um aufzustehen. Ich lag etwa hundert Meter von der Hinrichtungsstätte entfernt. Im Laufe des Tages blickte ich kurz auf und schaute hin und wieder zu den Hinrichtungen hinüber.

Ich sah, dass die Juden gezwungen wurden, sich kurz vor der Hinrichtungsstätte auszuziehen und über Bretter zu gehen, die über die Gräben gelegt waren. Dann wurden sie mit fest installierten Maschinengewehren erschossen. [...] Ich sah Windisch und Hanweg an der Hinrichtungsstätte. Ich weiss nicht, ob [Rudolf] Werner da war oder ob er auf fliehende Juden schoss. Ich sah jedoch, wie Windisch ein Kind erschoss, das von einem Litauer oder Letten in die Luft geworfen worden war.»

Von den insgesamt drei Gräben war einer für Kinder reserviert; viele von ihnen wurden ihren Eltern aus den Händen gerissen, kurz bevor diese getötet wurden. Die Schützen, etwa hundert Mann, meist Litauer und Let-

ten, kippten während der Pausen zwischen den Salven Schnaps in sich hinein, und Zeugen erinnern sich, dass sie sichtlich betrunken waren.

Gegen 17 Uhr waren rund 5'500 Juden getötet worden, über die Hälfte der etwa 8'000 Juden, die in der Stadt lebten. Das betrunkene Hinrichtungskommando kehrte nach Lida zurück, wo die Männer in einer Kantine eine besondere Mahlzeit erwartete. Sie bekamen zusätzliche Schnapsrationen, und die meisten tranken bis nach Mitternacht weiter.

Windisch und Werner genossen zusammen mit sechs Angehörigen des SD aus Baranowitsch ein «gemütliches Beisammensein», wie ein Zeuge es bezeichnete, das in einem der Räume des Hauptquartiers des Gebietskommissariats stattfand. Sie zechten bis tief in die Nacht und hörten zu, wie ein Österreicher, der an dem Massaker teilgenommen hatte, Geige spielte – mit «beachtlicher» Virtuosität, wie sich der Zeuge erinnerte.

Am nächsten Tag fuhren die gleichen GebK-Funktionäre und Hinrichtungskommandos ins nahe gelegene Scheludok, wo das Prozedere wiederholt wurde; 1'400 bis 2'000 Juden fanden den Tod. 82 Facharbeiter wurden verschont. Am 10. Mai veranlassten die Henker in Wassilischki die Hinrichtung von weiteren 2'159 Juden. Etwa 200 durften weiterleben. In Woronowo wurden am 11. Mai 1'834 Juden ermordet. «Wir, die deutsche Herrenrasse und unser Führer, werden nicht eher ruhen, bis wir euch beseitigt haben», wandte sich Windisch an die kleine Gruppe der Überlebenden von Woronowo. «Bis dahin, Juden, bleiben die wenigen Auserwählten unter euch noch am Leben. Wenn ihr euch nicht an unsere Gesetze und Vorschriften haltet, wird keine Spur mehr von euch Zurückbleiben.» Am 12. Mai wurden in Iwje 2'304 Juden getötet. Nach den Hinrichtungen sah Windisch zu, wie ein jüdisches Beerdigungskommando die Gräber mit ungelöschtem Kalk und Erde bedeckte. «Los, los, weg mit der jüdischen Scheisse!», brüllte er.

Als Tuvia von den Tötungen in Lida erfuhr, eilte er nach Norden, zu dem Haus, in dem sich seine Frau Sonia versteckt hielt. Ausserdem beauftragte er einen nichtjüdischen Boten damit, einen Brief zur Familie Tiktin zu bringen, die den Übergriff überlebt hatte. «Ihr müsst sofort fliehen, weil es ein weiteres Massaker geben wird», schrieb er. «Ich kann nicht garantieren, dass wir in den Wäldern keine Not leiden müssen, aber zumindest haben wir eine Chance zu überleben. Macht euch gleich auf den Weg.» Er gab ihnen noch Hinweise, wo sein Versteck lag.

Wie zuvor weigerte sich Alter Tiktin. Alle überlebenden Juden aus Lida sowie aus den vier anderen Städten, in denen Massaker stattgefunden hatten, waren in einem einzigen Bezirk der Stadt zusammengepfercht worden, der von Stacheldraht umgeben war. Aber nachdem die Schikanen ein paar Wochen weitergegangen waren, wurde Tiktin klar, dass Tuvia die Wahrheit sagte. Im Ghetto von Lida gab es keine Zukunft.

Eines Nachts im Juni weckte Alter seine Frau Regina, seinen Stiefsohn Grischka und seine Tochter Lilka; er bat sie, still zu sein und ihm aus dem überfüllten Haus zu folgen, in dem sie wohnten. Langsam schlichen sich die vier durch die verlassensten Ghettostrassen, bis sie sich einem Aussenzaun näherten. Dort legten sich alle auf den Bauch und robbten darauf zu. Aus Angst, die bissigen Wachhunde zu wecken, die regelmässig an der Umzäunung entlang patrouillierten, wagten die Tiktins kaum zu atmen, als sie sich unter den kalten Maschendraht zwängten.

Sie krochen weiter, bis sie ein Feld überquert und ein Waldgebiet erreicht hatten, und folgten dann der Wegbeschreibung bis zu dem Haus, in dem Tuvias Frau Sonia untergebracht war. Dort angekommen, ruhten sie sich eine Weile aus und machten sich anschliessend, angeführt von Tuvia, auf den langen Marsch nach Stankewitsch. Unterwegs erklärte ihnen Tuvia, dass er und seine Brüder inzwischen ausreichend bewaffnet seien und siebzehn Verwandte von verschiedenen Bauernhöfen im Wald versteckt hätten. Inzwischen seien alle wieder zusammen.

Nachdem sie den grössten Teil der Nacht gewandert waren, erreichten Tuvia, Sonia und die vier Tiktins ein kleines Waldlager, das die ehemaligen Ghettobewohner mit einer Mischung aus Erleichterung und Erstaunen betrachteten. Einige Menschen sassen um ein kleines Lagerfeuer, über dem zwei Hühnchen in einem Topf voller Brühe köchelten. Der älteste Verwandte der Bielskis, Aron Dziencielski, Hayas Vater, fungierte als Koch.

«Ist dieses Essen eigentlich kosher?», scherzte Tuvia, der wusste, dass das natürlich nicht der Fall war.

«Aber ja doch», erwiderte Herr Dziencielski lachend. «Dafür bin ich schliesslich zuständig.»

Nach einer gemütlichen Mahlzeit unterhielten sich die Mitglieder der noch jungen Waldgemeinschaft angeregt, bis sie, einer nach dem anderen, einschliefen.

JUNI BIS OKTOBER 1942

ANFANG MAI 1942, etwa um die Zeit, als die Deutschen die ersten Massentötungen in Lida durchführten, beschlossen die Brüder, mit ihren Verwandten in einen kleinen Wald bei Stankewitsch zu ziehen. Für Tuvia, Asael und Zus bedeutete das kein Problem. Schliesslich hatten sie ihr bisheriges Leben in der Nähe dieser Wälder verbracht und in den ersten Kriegsmonaten hin und wieder unter den Bäumen geschlafen. Die anderen hingegen hatten ihre Bedenken: So unbequem das Leben auf Heuböden oder in Kellern unter Fussbodendielen auch gewesen war, bedeutete es eine ungleich grössere Herausforderung, den Elementen und der Wildnis zu trotzen.

Allerdings waren die Brüder nicht bereit, sich auf eine Debatte oder eine Abstimmung einzulassen. Solange die Mitglieder der Gruppe auf verschiedene, zum Teil weit auseinander liegende Häuser verteilt waren, konnten sie nicht für ihre Sicherheit garantieren. Die Waffen von Gramow gaben ihnen die Möglichkeit, Frauen und Alte zu beschützen, und in der lauen Frühlingsluft konnten sie im Freien schlafen, ohne zu erfrieren. Jetzt war der richtige Zeitpunkt, um in die Wälder zu gehen. «Der Wald war uns vertraut, und im schlimmsten Fall konnten wir hinter den Bäumen verschwinden», schrieb Tuvia später.

Also wagten sie sich in eine Welt aus Kiefern, Eichen und Tannen, zwischen denen hin und wieder Pilze, Brombeersträucher und Heidelbeeren wuchsen. Sie schliefen in provisorischen Zelten aus an Ästen be-

festigten Decken und stellten eine bewaffnete Wache auf, die das primitive Lager vor Eindringlingen schützte.

Am dringendsten war es, genug Nahrung für eine Gemeinschaft zu finden, die zusammen mit den Flüchtlingen aus Lida inzwischen über zwanzig Menschen umfasste. Zuvor hatten die Bauern, die den Flüchtlingen Unterschlupf gewährten, sie auch mit allen nötigen Lebensmitteln versorgt. Nun waren die Brüder und ihre bewaffneten Gefährten vollauf damit beschäftigt, Essbares aufzutreiben. Die Familie Bielski hatte viele Verbündete, Freunde aus der Zeit vor dem Krieg, aber wie lange würden sie Verbündete bleiben? Die Bauern hatten von den Massentötungen gehört und wussten, dass es die Deutschen mit ihren Plänen für die Juden tödlich ernst meinten. Und wenn die Brüder die Bewohner der umliegenden Dörfer mit ihren Waffen einschüchterten – und manchmal gab es keine andere Möglichkeit, ein Huhn oder ein paar Kartoffeln zu ergattern –, riskierten sie es, dass die Bauern sie bei den Deutschen verrieten.

Da die Gruppe für Angreifer leichte Beute gewesen wäre, versuchten die Brüder den Eindruck zu vermitteln, dass es sich um einen grossen Verband rücksichtsloser Kämpfer handelte, um Männer also, die nicht viel Federlesens mit jemandem machten, der ihnen Lebensmittel vorenthielt oder sie an die Behörden auslieferte. Asael und Zus waren bereits als harte Burschen bekannt, aber die drei wollten erreichen, dass der Name Bielski bei den Dorfbewohnern Angst und Schrecken auslöste. Nur so glaubten sie, überleben zu können.

Dies gelang ihnen, indem sie die Gefährten, die keine Waffen hatten, auf Raubzügen mit langen Stöcken ausrüsteten, die im fahlen Mondschein wie Gewehre aussahen. Sie trugen Munitionsgurte, in denen bereits benutzte Patronen steckten. Sie sangen aus voller Kehle schmissige russische Soldatenlieder, wenn sie immer wieder durch ein Dorf zogen. Zus, der streitlustigste der Brüder, war eher ein Freund offener Drohun-

gen. Bei mehreren Gelegenheiten holte er den jeweiligen Bauernsohn aus dem Haus, führte ihn ausser Sichtweite und gab einen Schuss in die Luft ab. Dann kehrte er allein zum Haus zurück und verkündete dem Bauern und dessen Familie: «Wir haben gerade einen Sohn getötet. Jetzt wollen wir noch einen töten.» Stets bot ihm der bestürzte Mann daraufhin Waffen oder Lebensmittel an.

Obwohl zusätzliche Waffen lebenswichtig für die Sicherheit der Gruppe waren, wuchs in Tuvia die Überzeugung, dass sie auch weitere Mitglieder brauchten. «Tuvia kannte den Krieg besser als alle anderen», berichtete Pinchas Boldo, ein Verwandter der Dziencielskis, der zu den Gründern gehörte. «Alle glaubten, es würde nur ein paar Wochen dauern, bis alles vorbei sei, aber Tuvia wusste, dass es sich noch über Jahre hinziehen konnte und dass wir in einer grossen Gruppe eine grössere Überlebenschance hatten.» Asael und Zus neigten zwar eher dazu, die Einheit klein zu halten, aber sie vertrauten dem Instinkt ihres älteren Bruders.

Im Laufe der kommenden Wochen wurden Möglichkeiten erörtert, neue Mitglieder zu gewinnen. Seit den Massenhinrichtungen wurden die Ghettos von Zäunen und Wachen gesichert. Deshalb mussten die Brüder unbedingt jemanden finden, der den Juden des Ghettos von Nowogródek eine Botschaft überbrachte und sie aufforderte, zu fliehen und sich den Bielskis anzuschliessen.

Also beschlossen sie, einen langjährigen weissrussischen Freund der Familie, Konstanty Koslowsky, aufzusuchen.

Konstanty, Kostja oder Kostik genannt, war ein ruhiger, nicht sonderlich einnehmender Mann, der seinen Lebensunterhalt damit verdiente, dass er mit einem Pferdekarren durchs Land zog und billige Waren verkaufte – jemand also, von dem seine Nachbarn kaum etwas zu sehen bekamen, während er seinen Geschäften nachging. Er lebte am Rand des Dorfes Makrez, ein oder zwei Kilometer von Stankewitsch entfernt; er und seine Brüder kannten die Familie Bielski seit ihrer Kindheit. Ja, die Koslowsky-Jungen hatten so viel Zeit mit ihren jüdischen Nachbarn ver-

bracht, dass sie das Jiddische inzwischen leidlich beherrschten. Zus behauptete scherzhaft, Konstanty könne es besser als er.

Ihrem Charakter nach hätten die Bielski- und die Koslowsky-Brüder unterschiedlicher nicht sein können. Die Bielskis waren schon vor dem Krieg Draufgänger gewesen, hatten den einheimischen Frauen nachgestellt und sich mit der Polizei angelegt, während die Koslowskys eher zur Zurückhaltung neigten. «Verglichen mit den Bielskis sind wir doch alle Langweiler», sagte Irina Koslowsky, Konstantys Nichte. Die Koslowskys eigneten sich also perfekt für die Geheimmissionen, die den Bielskis vorschwebten.

Während des Krieges lebte Konstanty mit seinen fünf Kindern – seine Frau war 1939 im Kindbett gestorben – auf einem Anwesen unweit eines Hauses, das sich seine Brüder Michail und Alexander mit ihren Familien teilten. Die Gebäude standen am Waldrand, weit genug entfernt von der Landstrasse zwischen Nowogródek und Lida, so dass man sie aus vorbeifahrenden Fahrzeugen nicht sehen konnte. Auch den nächsten Nachbarn war die Sicht darauf versperrt, da sie hinter einem sanft geschwungenen Hügel in Makrez wohnten. Ein vierter Bruder, Iwan, arbeitete für die Ortspolizei, die mit den Nazis in Nowogródek kollaborierte.

Konstanty war ausser sich vor Freude, die Bielskis zu sehen, und bot allen rasch ein Glas *Samogonka* an, den schwarz gebrannten Wodka der weissrussischen Bauern und Nationalgetränk.

«Mein Herz hat mir gesagt, dass ihr kommen würdet», sagte Konstanty aufjiddisch.

Dann kam er auf die Geschichten zu sprechen, die er über die Bielski-Brüder gehört hatte. «Es heisst, ihr beraubt die Leute», sagte er. «Und eure Schwester Taibe Dziencielski und die anderen Frauen beteiligen sich angeblich daran.» Konstanty berichtete, laut seinem Bruder Iwan seien auch den Deutschen diese Gerüchte zu Ohren gekommen – und nun seien sie dabei, Leute zu rekrutieren, um die jüdischen Banditen zu fangen.

Der stets argwöhnische Tuvia überlegte laut, wie zuverlässig Konstanty eigentlich war. «Woher wissen wir, dass du nicht mit den Deutschen unter einer Decke steckst?», fragte er.

Konstanty wurde ernst und erzählte ihnen alles, was den Juden im vergangenen Jahr zugestossen war. Die Tränen stiegen ihm in die Augen, weil er machtlos gewesen war und dem Morden nicht hatte Einhalt gebieten können. «An meiner Beziehung zu deiner Familie hat sich nichts geändert», schwor er. «Und ich werde alles tun, um euch zu helfen.»

«Was ist mit Iwan?», wollte Tuvia wissen. «Arbeitet der nicht für die Nazis?»

Konstanty erklärte Tuvia, sein mit den Nazis kollaborierender Bruder verabscheue inzwischen die Besatzer und sei möglicherweise bereit, den Brüdern bei der Beschaffung von Waffen und Vorräten behilflich zu sein.

Beruhigt bat Tuvia Konstanty, seinem Vetter Yehuda Bielski, der im Ghetto von Nowogródek eingesperrt war, eine Nachricht zu überbringen. Dann nahm er ein Blatt Papier und schrieb einen Brief, den er seinem langjährigen Freund anvertraute.

Lieber Yehuda,

wir verstecken uns im Wald und haben nicht vor, uns den Deutschen zu ergeben. Bring deine Frau und ein paar tüchtige Männer mit, dann werden wir gemeinsam etwas aufbauen. Bitte zögere nicht. Ich hoffe, ich sehe dich bald im Wald.

Dein Vetter Tuvia

Aber hatten die Brüder rasch genug gehandelt? Die Deutschen planten in Nowogródek bereits das zweite grosse Massaker für Anfang August 1942. Viele Ghettobewohner hatten den ganzen Sommer hindurch die Vorzeichen der Tragödie gespürt, als die SS-Mörder und ihre Verbündeten mehrere Massentötungen von Juden in der Region vornahmen. Wie immer wurden die Vorzeichen von Tag zu Tag düsterer.

In den ersten Augusttagen richteten die Deutschen überraschend den gesamten zwölfköpfigen Judenrat hin.

Dann, am 6. August, brachten die Nazifunktionäre mehrere hundert Juden aus dem Ghetto zum Gerichtsgebäudekomplex, wo sie als Fachkräfte in einer Reihe von Werkstätten gearbeitet hatten. Einige hundert weitere Juden, alle ungelernete Hilfsarbeiter, wurden aus dem Ghetto in den Südteil der Stadt zur Kaserne begleitet, wo sie sich gewöhnlich jeden Morgen einfanden, bevor sie zu ihren Arbeitsstellen gebracht wurden.

Ein paar tausend Juden blieben im Ghetto zurück.

Am Abend durften die Juden, die zum Gericht und zur Kaserne gebracht worden waren, nicht wieder ins Ghetto zurückkehren, wie sie es normalerweise nach einem Arbeitstag taten. Die im Ghetto eingesperrte Mehrheit geriet in Panik. Viele versuchten zu fliehen, und vielleicht 150 Menschen, darunter zahlreiche Kinder, schlüpfen durch die Zäune hinaus und schlichen sich durch die Stadt zum Gerichtsgebäude, da die Männer dort nach allgemeiner Auffassung eine grössere Überlebenschance hatten. Eltern begannen sofort damit, in dem Gebäudekomplex Verstecke für ihre Kinder zu suchen, da sie befürchteten, die Deutschen könnten sie als unnützlich und überflüssig betrachten.

Am nächsten Tag gegen vier Uhr morgens trieben die Nazi-Kommandos und ihre Kollaborateure alle im Ghetto Verbliebenen auf die Strasse hinaus. «Hinlegen!», brüllte einer der Deutschen. Stundenlang lagen die Menschen mit dem Gesicht nach unten ausgestreckt auf dem Boden. Soldaten gingen durch die Schar der Liegenden und suchten sich hin und wieder jemanden willkürlich für eine Hinrichtung aus.

Dann wurde die ganze Gruppe auf Lastwagen verladen und zu einem kleinen Dorf namens Litowka nördlich der Stadt gefahren. Anders als beim Massaker vom 8. Dezember machten sich die Deutschen gar nicht erst die Mühe, die Fahrzeuge tief in den Wald zu fahren, um ihr Verbrechen zu verschleiern. Die Hinrichtungsgruben waren gleich ein paar Me-

ter neben der Strasse ausgehoben worden. Wie bei den vorangegangenen Massentötungen wurden die Juden von den Lastwagen geholt, gezwungen, sich vor den Gruben in eine Reihe aufzustellen, und dann erschossen. Am Ende des Tages waren rund 3'000 Juden – Schätzungen reichen von 1'000 bis 5'000 – umgebracht worden; ihre Leichen wurden schichtweise mit Chemikalien wie ungelöschtem Kalk und zudem mit Sand bedeckt.

Anschliessend kehrten zahlreiche Kommandos zum Gerichtsgebäudekomplex zurück und begannen nach den versteckten Kindern zu suchen. «Sie nahmen meine kleine Schwester mit», berichtete Lea Berkowsky. «Ich wollte hinter ihr herlaufen, aber meine Mutter sagte zu mir: ‚Tu nichts. Sie bringen die Kleinen nur ins Ghetto‘.»

Eine Gruppe ausländischer Hilfspolizisten durchkämmte den Gebäudekomplex und warf alle Kinder, die sie fand, gnadenlos aus dem Fenster. Als einer der Polizisten Mühe hatte, ein rostiges Schloss im Keller zu öffnen, befahl er dem jüdischen Gelegenheitsarbeiter Schmueel Oppenheim, dies für ihn zu tun. Oppenheim fummelte am Schloss herum und schüttelte dann den Kopf. «Es ist zu rostig», sagte er. «Unmöglich aufzukriegen.» Der Soldat ging weiter, und Oppenheim seufzte erleichtert auf. Hinter der Tür befanden sich, wie er wusste, mehrere Kinder.

Am nächsten Tag wurde den Überlebenden – etwa 1'200, die sich gleichmässig auf das Gerichtsgebäude und die Kaserne verteilten – befohlen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Bei Einbruch der Nacht wies man die Arbeiter im Gerichtsgebäude an, dort zu bleiben – es war, inzwischen mit Stacheldraht umzäunt und von zusätzlichen Wachen umstellt, das zweite Ghetto von Nowogródek geworden.

Nachdem die Zwangsarbeiter ein paar Tage in der Kaserne verbracht hatten, liess man sie ins ursprüngliche Ghetto im Pereshika-Viertel zurückmarschieren, das nun gespenstisch leer war. Die Häuser waren geplündert worden, und Fenster und Türen standen sperrangelweit offen. Auf den Strassen lagen zahllose blutbefleckte Kleidungsstücke; deutsche

Offiziere stocherten im Abfall herum. Judenreferent Reuter stand neben dem Ghettoeingang und befahl den Arbeitern, sich an einem Sammelplatz einzufinden. «Von diesem Augenblick an», erklärte er, «gibt es hier keine jüdische Gemeinde mehr. Das hier ist ein jüdisches Arbeitslager, und wer gut arbeitet, darf weiterleben. Aber jede verbotene Tätigkeit bedeutet den sofortigen Tod.»

Im Anschluss an das zweite grosse Massaker in der Stadt glaubten sich einige Juden vor weiteren Übergriffen sicher, insbesondere die Facharbeiter im Gerichtsgebäudeghetto, alles ausgebildete Handwerker, die die Deutschen für die Kriegsproduktion brauchten. Viele der Hilfsarbeiter im Pereschika-Ghetto waren weit weniger beruhigt. Sie befürchteten, es sei nur eine Frage der Zeit, bis sie alle umgebracht würden.

Ein paar Tage nach dem Massaker vom 7. August erreichte Konstanty Koslowsky das Pereschika-Ghetto, übergab Yehuda Bielski Tuvias Brief und forderte Tuvias Vetter auf, so bald wie möglich zu fliehen und bis zum Zwölf-Kilometer-Stein an der Strasse nach Lida zu gehen. Dann sollte er links abbiegen und auf den Wald zuhalten, wo er nach kurzer Entfernung sein, Konstantys, Haus finden würde. Dort würde er weitere Anweisungen erhalten.

Yehuda, der Sohn eines Bruders von David Bielski, spielte schon seit einer Weile mit dem Gedanken an Flucht. Von jüdischen Arbeitern, die nach Nowogródek aus einer Kleinstadt namens Djatlowo verlegt worden waren, hatte er erfahren, dass jüdische Partisanengruppen im Lipitschanska-Puscha operierten, einem viele Kilometer weiter westlich liegenden Wald. Er hatte überlegt, ob er sich dorthin auf den Weg machen sollte, es aber bleibenlassen, als er erfuhr, dass einige gleich gesinnte Ghettoflüchtlinge unterwegs von antisemitischen russischen Partisanen getötet worden seien.

Doch als Yehuda die Nachricht von seinem Vetter erhielt, zögerte er nicht lange.

Er rief einige Freunde und seine Frau Ida zusammen und schlug ihnen vor, im Versteck der Bielski-Brüder unterzutauchen. Ein 24-jähriger ehemaliger Friseur namens Pesach Friedberg äusserte die Ängste aller, die an Flucht dachten: Was war mit der jüdischen Polizei, deren Beamte weiterhin jede Flucht vereitelten? Und wenn die Zurückgebliebenen für diese Flucht mit dem Tod bestraft wurden? War es das Risiko wert?

Allerdings hatten bei den jüngsten Massakern in Nowogródek über 7'000 Juden den Tod gefunden. Den meisten verbliebenen Juden, vor allem denen, die im Arbeitslagerghetto lebten, drohte der Hinrichtungsgraben. Wir werden sowieso sterben, meinte Pesach schliesslich, warum dann also nicht zu unseren eigenen Bedingungen? Die Gruppe beschloss, eines Nachts Mitte August zum Wald aufzubrechen.

In den folgenden Tagen beobachtete Pesach die Patrouillengänge der Ghetto wachen. Er stellte fest, dass die weissrussischen und polnischen Kollaborateure alle paar Minuten eine Runde um das kleine Ghetto machten und so bestimmte Abschnitte des Zauns für kurze Zeit unbewacht waren. Ausserdem fiel ihm auf, dass sich die wenigen deutschen Wachen stets in der Nähe des Ghettoeingangs aufhielten und die Umzäunung nur selten genau inspizierten.

Und so riss die acht- oder neunköpfige Gruppe in einer finsternen Nacht nach einer Runde der einheimischen Wachposten drei Zaunlatten heraus und kroch durch das grosse Loch. Da bemerkten die Flüchtigen plötzlich, dass einer der Wächter kehrtgemacht hatte und am Aussenzaun entlang auf sie zukam. Sie erstarrten in der Finsternis. Im letzten Augenblick drehte sich der Wachposten jedoch um und ging mit seinen Kameraden weiter.

«Ein Wunder», meinte Pesach später.

Die Gruppe kroch über ein offenes Feld und erreichte ein Wäldchen; von dort aus machte sie sich, hauptsächlich auf Nebenstrassen, auf den Weg zu Koslowsky's Haus. Da sie sich immer wieder vertiefen, dauerte

der Fussmarsch fast die ganze Nacht. Als sie schliesslich ankamen, statete Yehuda Koslowsky einen Besuch ab, während sich die anderen in den nahen Wäldern versteckten.

Konstanty begrüsst den müden Wanderer herzlich und erklärte ihm, dass er die Bielski-Brüder gerade verpasst habe. «Keine Sorge», beruhigte er Yehuda. «Sie kommen oft vorbei und werden bald wieder da sein.»

Als Yehuda dem Weissrussen von den anderen erzählte, gab ihm Konstanty eine Kanne Milch und einen Laib Brot für die Gruppe mit.

Yehuda kehrte in die Wälder zurück und stellte Milch und Brot auf den Waldboden. Es war nicht viel, schmeckte aber wie ein üppiges Festmahl. Die ganze Nacht lang unterhielten sie sich aufgeregt über das neue Leben, das sie nun beginnen würden.

Am nächsten Morgen erwachte einer der Flüchtlinge voller Panik. «Los, steht auf!», brüllte er. «Die Arbeiter warten, wir müssen gehen!» Die verschlafene Gruppe schrie vor Lachen. «Jetzt ist Schluss mit der Arbeit», beruhigte Yehuda den Mann lächelnd. «Es gibt auch keine Deutschen und kein Ghetto mehr. Wir sind im Wald!»

Doch während sie sich noch den Schlaf aus den Augen rieben, konnten sie die Geräusche der Bauernkarren hören, die auf der nahen Strasse vorbeiratterten. *Die Deutschen benutzen dieselbe Strasse*, dachte Yehuda. *Wir sind vielleicht aus dem Ghetto entkommen, aber wir sind nicht in Sicherheit.*

Kurze Zeit später hielten sie alle gleichzeitig den Atem an, als sie hörten, wie sich jemand durch den Wald näherte. Es war Konstanty, der ihnen ein Frühstück aus *Samogonka*, Brot und Wurst brachte. Als er ging, riet er zur Wachsamkeit. «Seid vorsichtig», schärfte er ihnen ein. «Der Wald hat Ohren.»

Die Männer warteten in dem Wald unweit von Konstantys Haus auf die Bielski-Brüder. Sie sahen zu, wie deutsche Fahrzeuge tagsüber auf der Strasse vorbeifuhren; gelegentlich wurde mit Pistolen in den Wald

geschossen. Abends, wenn sich nur wenige Patrouillen in die Wildnis vorwagten, senkte sich Stille über das Land. Ihre Unruhe wuchs.

Ein paar Tage später erreichten die Bielski-Brüder endlich Koslowskys Haus und begleiteten die Neuankömmlinge mehrere Kilometer weit durch die Wälder zu einem neu errichteten Lager, südwestlich des Dorfes Buzkewitsch. Die Ankunft der neuen Mitglieder bedeutete eine einschneidende Veränderung in der Organisation der Brüder, denn: Jetzt gehörten ihr auch Juden an, die keine nahen Verwandten waren.

Nun standen Tuvia, Asael und Zus vor einem neuen Dilemma: Wie viele Juden würden sie noch aufnehmen können und wollen? Sie wussten, dass das Risiko einer Entdeckung erheblich zunehmen würde, wenn die Menschen scharenweise aus dem Ghetto in den Wald strömten. Dann würden die Deutschen den Juden einfach in die Wälder folgen und so auf das Lager (oder Koslowskys Haus) stossen. Dies wurde dadurch umso wahrscheinlicher, als die meisten Ghettobewohner mit den ländlichen Gebieten nicht vertraut waren.

Ausserdem war klar, dass sich mit der Anzahl der Flüchtlinge in den Wäldern auch die Belastung für die bewaffneten Kämpfer erhöhen würde, denn schliesslich mussten in diesem Fall immer mehr Lebensmittel beschafft werden. Und das wiederum hiess, dass sie sich in grössere Gefahr begeben und es noch öfter mit Nichtjuden zu tun bekommen würden. Vor allem würde so das Risiko steigen, dass Feinde das Lager entdeckten.

Die Brüder mussten eine wichtige Entscheidung treffen.

Zunächst vertraten Asael und Zus die Auffassung, dass nur einige wenige junge jüdische Kämpfer in die Gruppe aufgenommen werden sollten. Die beiden Männer brannten darauf, die Nazi-Mörder zu bekämpfen, deren Verbrechen gegen ihre Familie und ihr Volk sie zutiefst empörten. Sie hielten es für das Klügste, wie die leichtfüssigen sowjetischen Banden zu operieren, die immer häufiger in der Region auftauchten, rasch zuschlugen und anschliessend wieder in einem kleinen Waldversteck untertauchten.

Tuvia schüttelte den Kopf. Ja, sagte er, wir müssen denen schaden, die darauf aus sind, uns zu töten. Aber wir dürfen keine Juden abweisen, die bei uns Unterschlupf suchen.

Ausserdem war es nach Tuvias Meinung nicht genug, Neuankömmlinge im Lager aufzunehmen. Seit den Massenmorden in Lida und den Städten in der Umgebung sowie den beiden Massakern in Nowogródek wusste er, dass die Deutschen nicht die geringste Absicht hatten, auch nur einen einzigen Juden zu verschonen. (Das Gerede von den «nützlichen Juden» gehörte einfach zu den «blutrünstigen deutschen Spielchen», wie er später schrieb.)

Kurz nach dem Eintreffen der neuen Mitglieder wurde eine Versammlung einberufen, um über die Erweiterung der Gruppe zu beraten. Nachdem sich alle eingefunden hatten, erhob sich Yehuda Bielski und ergriff das Wort.

«Wir sind nicht hierher in den Wald gekommen, meine Lieben, um zu essen und zu trinken und unser Vergnügen zu haben», begann er. «Wir sind hierhergekommen, jeder von uns, um am Leben zu bleiben.» Dann entwickelte er einen einfachen Plan, der allen gefiel: Das Ziel sei es, mehr Waffen aufzutreiben und die Besatzer anzugreifen. «Wir dürfen nur eine wichtige Sache vor Augen haben: Rache und nochmals Rache an den Mördern», erklärte er.

«Wir müssen einen Kommandeur wählen und unserer Einheit einen Namen geben», fuhr er dann fort. «Für die verantwortungsvolle Aufgabe des Kommandeurs schlage ich meinen Vetter Tuvia Bielski vor.»

Tuvia stand auf – ein grosser, breitschultriger Mann, der unmissverständlich bereit war, den Posten zu übernehmen, der ihm übertragen werden sollte – und hielt eine flammende Rede darüber, wie notwendig es sei, Juden zu retten.

«Wir dürfen uns nicht einfach nur verstecken», verkündete er, «sondern müssen etwas für unser Volk tun. Wir dürfen uns nicht im Gebüsch

verkriechen und warten, bis der Wolf kommt, um uns zu holen. Stattdessen müssen wir Leute ins Ghetto schicken, um Juden zu befreien.»

«Du bist verrückt», widersprach Aron Dziencielski, einer der ältesten Anwesenden. «Wir sind über zwanzig, und wir haben jetzt schon fast nichts zu essen. Wovon sollen wir uns ernähren, wenn wir noch mehr werden?»

Tuvia wollte sich nicht auf eine Diskussion einlassen. Als Asael und Zus, die ähnlich hartnäckig waren, sich für den Plan ihres älteren Bruders aussprachen, war ihr Wort Gesetz.

Dennoch setzte ein missbilligendes Gemurmel ein.

«Wir haben unsere Frauen und Kinder verloren, und du verlangst, dass wir ins Ghetto gehen und Fremde retten?», protestierte einer der Neuankömmlinge.

Pesach Friedberg, dem Tuvias Worte neuen Mut verliehen hatten, wartete dessen Antwort nicht ab. «Was für eine Schande, dass ich jemanden wie dich gefragt habe, ob du mit in den Wald gehen willst!», rief er aus. «Ich wollte eigentlich nur Leute mitnehmen, die verstehen, warum sie ausgewählt wurden. Tuvia, du schlägst vor, dass wir uns ins Ghetto einschleichen. Ich will als Erster dabei sein!»

Tuvia nahm Pesachs Angebot nicht an. «Als Erste sind die an der Reihe, die sich geweigert haben», erwiderte er. «Und wenn sie ablehnen, haben sie bei uns nichts verloren. Wir wollen sie nicht hier haben. Wenn sie nicht begreifen, worum es hier geht, wird sie das vielleicht zur Vernunft bringen.»

Dann erläuterte Tuvia, wie die Führungsstrukturen aussehen würden. Er griff auf seine Erfahrungen in der polnischen Armee zurück und erklärte, er werde die Gruppe nach militärischem Vorbild organisieren. Um zu überleben, müssten sie wie eine einzige, in sich geschlossene Einheit operieren. Jeder würde Befehle befolgen müssen, ganz gleich, ob er damit einverstanden sei oder nicht. Für Andersdenkende sei hier kein Platz.

«Alle müssen sagen: ‚Wir wollen alles tun, und wir wollen hören‘», verkündete er und spielte damit auf eine Stelle im Buch Exodus an, Wor-

te, die die Kinder Israels sprachen, nachdem ihnen Moses die Gebote Gottes übermittelt hatte. Seiner Ansicht würde die Gruppe mit ihrem neuen Ziel, Juden zu retten, nach den höchsten Prinzipien seines Volkes handeln.

Wenn es irgendjemanden gab, der die müde Schar davon überzeugen konnte, einen so riskanten Plan in die Tat umzusetzen, dann Tuvia Bielski. Er strahlte eine Kühnheit aus, die – unterstützt durch den Rückhalt, den seine Respekt einflössenden Brüder ihm gaben – fast allen ein instinktives Vertrauen in seine Führungsfähigkeit vermittelte. Aber er war mehr als nur ein Krieger. Seinem fast fanatischen Glauben an seine Vision stand eine warmherzige Art gegenüber, und ausserdem besass er die Fähigkeit, Menschen zu beruhigen und ihnen in Zeiten schwerer Prüfungen Mut zu machen.

Seine Überzeugungskraft wurde noch durch seine fast mystische Verbundenheit mit dem jüdischen Volk verstärkt. Er scheute sich nicht vor der Aussage, er habe das Gefühl, die Hand Gottes leite die Handlungen der Bielski-Brüder.

Tuvia war ein Mensch voller Widersprüche. Häufig wies er Mitstreiter, die sich ihm zu widersetzen wagten, heftig zurecht, konnte aber auch offen vor ihnen weinen, wenn er über die Bössartigkeit der Nazi-Mörder sprach. Er konnte grausam und zart, charmant und unflätig, weise und hitzköpfig sein. Vor allem aber war er leidenschaftlich und zum Äussersten entschlossen.

Pesach Friedberg unterstützte Yehuda Bielskis Vorschlag, Tuvia zum Kommandeur der Gruppe zu ernennen. Die Wahl erfolgte durch Handzeichen und führte zu einem einstimmigen Ergebnis. Zus und Asael waren damit einverstanden, weil sie von klein auf gelernt hatten, ihren älteren Bruder zu respektieren, wie Zus später erklärte. Allerdings war nicht zu übersehen, dass der inzwischen 36-jährige Tuvia unter den Brüdern die meisten Führungsqualitäten besass.

Der 34-jährige Asael wurde zum Zweiten in der Kommandohierarchie ernannt, und der vier Jahre jüngere Zus, der Dritte in der Rangordnung,

erhielt die Leitung der Spionageabteilung. Pesach Friedberg wurde Stabschef und war verantwortlich dafür, die Kämpfer zu organisieren und sie auf ihre Einsätze vorzubereiten.

Tuvia schlug vor, die Einheit nach Marschall Georgi Schukow zu benennen, der Stalins oberster Militärbefehlshaber war, wie er aus dem Radio wusste. Da die Brüder keinen offiziellen Kontakt zu einer Partisanenkommandoorganisation hatten, verstanden sie sich zwar nicht als Angehörige der wachsenden sowjetischen Partisanenbewegung, sahen aber im kommunistischen Widerstand gegen die Nazis die Möglichkeit einer Allianz, die sich irgendwann als nützlich erweisen konnte. Obwohl die Brüder eigentlich nie wirklich mit den Lehren der Kommunistischen Partei oder der Sowjetunion an sich sympathisiert hatten, brachte der Krieg es nun einmal mit sich, dass sie sich als loyale Staatsangehörige ausgeben mussten; und da dieser Staat gerade Krieg gegen einen so furchtbaren Feind des jüdischen Volkes führte, bereitete ihnen das auch keine Schwierigkeiten. Die Gruppe hatte sich zwar der Rettung von Juden verschrieben, kämpfte aber nach aussen hin für den Sieg des russischen Vaterlands über die faschistischen Invasoren, wie es die Propaganda formulierte.

Und so machten sie sich an die Arbeit.

Einige Männer aus der Gruppe wurden unter Führung von Yehuda Bielski und Pesach Friedberg nach Nowogródek zurückgeschickt, um Menschen in die Wälder zu bringen. Es hatte sich bereits im Arbeitslagerghetto, wo sich Neuigkeiten rasch verbreiteten, herumgesprochen, dass man bei den Bielski-Brüdern aus Stankewitsch Unterschlupf finden könne. Alles sprach von der Flucht des Veters der Brüder, und viele wollten unbedingt seinem Beispiel folgen. Ausserdem hiess es, dass das Haus von Konstanty Koslowsky als Zwischenstation auf dem Weg in die Wälder diene.

Es kam zu erregten Debatten, ob man eine Flucht riskieren sollte. Doch mit einem so klaren Ziel vor Augen waren viele bereit, die Chance

zu nutzen. Im Arbeitslagerghetto mussten die Fluchtwilligen nur einen einzigen Holzzaun überwinden und sich an den weissrussischen und polnischen Wachen vorbeischieben.

Eltern, die sich bislang dagegen gesträubt hatten, drängten nun ihre Kinder zum Aufbruch, und einige Judenratfunktionäre waren bereit, Flüchtlingen heimlich zu helfen. Andere liessen sich von Gerüchten entmutigen, die Bielski-Brüder würden niemandem Unterschlupf gewähren, der nicht mit ihnen verwandt oder nicht bereit sei, ihnen Geld zu geben.

Aber in den letzten Augusttagen des Jahres 1942 begann der Exodus. Zwei Bielski-Kämpfer pirschten sich ins Ghetto, sprachen Sonia Boldo an, eine 20-jährige Frau, die mit den Dziencielskis verwandt war; sie boten ihr an, sie in den Wald zu bringen. Zunächst sträubte sie sich dagegen, aber dann drängten ihre Eltern sie zur Flucht. «Du musst hier weg», sagten sie. «Lieber unter deutschen Kugeln im Wald sterben als im Ghetto langsam zugrunde gehen.» Weil Sonia glaubte, sie könne ihre Eltern später nachholen, entschloss sie sich, es zu wagen.

Sie flehte ihre 18-jährige Freundin Lea Berkowsky an, sie zu begleiten. Aber diese hatte Angst und lehnte ab. «Nein, ich kann nicht. Nicht ohne meine Eltern», sagte sie. «Geh du nur.»

Sonia wurde wütend. «Du musst mitkommen», erwiderte sie. «Ich habe genauso Angst, aber es ist unsere einzige Chance.»

Als Leas Eltern von dem Plan hörten, drängten sie ihre Tochter, sich zu retten. Ihre Mutter nähte Geld in die Schulterpolster ihres Mantels ein. «Dieser Mantel wird dich schützen», sagte sie. «Du wirst darin schlafen, und er wird dich warm halten.»

Am Tag der Flucht liess Sonias Vater den Ghettowachen eine Flasche Schnaps zukommen, die sich daran so betranken, dass sie ihren Dienst vernachlässigten. In dieser Nacht schlüpfen Lea, Sonia, die beiden Kämpfer und ein paar andere durch den Zaun, stahlen sich an den be-

trunkenen Wachen vorbei und traten ihren zwölf Kilometer langen Marsch über Land zum Bielski-Lager im Buzkewitsch-Wald an.

Bevor sie den Wald betraten, stiessen die Kämpfer drei Pfiffe aus – ein Signal für die Vorposten.

Als Sonia Boldo und Lea Berkowsky ins Lager kamen, waren sie erstaunt über den Anblick. Ein Feuer loderte, und die Männer trugen Waffen. Dabei waren die Deutschen doch so nahe! Wie konnte das möglich sein?

«Ich war zu erschrocken, um sie anzuschauen», erinnerte sich Sonia Boldo später. «Ich hatte ja noch nie mit solchen Leuten zu tun gehabt. Sie lebten schon seit Monaten im Wald und sahen ungepflegt und zerzaust aus. Auf uns wirkten sie nicht wie Stadtmenschen.»

Sie entdeckte Haya Dziencielski, eine Freundin aus der Zeit vor dem Krieg. Haya erzählte ihr aufgeregt, dass sie verlobt sei – eigentlich verheiratet –, und zwar mit dem schneidigen Asael Bielski, einem der Kommandeure der Gruppe. Sonia, die nicht gerade für ihr Zartgefühl bekannt war, erwiderte: «Gibt es noch einen Kommandeur für mich?»

Es gab tatsächlich einen. Zus, der Frau und Kind beim Dezember-Massaker verloren hatte, war der einzige ledige Bruder, obwohl er Frauen gegenüber keineswegs schüchtern war. Aber als Sonia einen Blick auf den massigen Mann mit den Pistolengurten um die Hüften und einer Schnapsfahne warf, bekam sie Angst vor der eigenen Courage. Sie war ein verwöhntes, reiches Mädchen, hatte die besten Schulen besucht und träumte von einem Studium in Paris, wo sie vor dem Krieg schon zweimal gewesen war. Als sie vor diesem Inbegriff stiernackiger Männlichkeit stand, spürte sie, wie sich ihre Träume von den eleganten Cafés Europas in Luft auflösten.

«Möchtest du ein bisschen Wodka?», fragte Zus sie.

«Ja», sagte sie zögernd, hatte sie doch noch nie Alkohol probiert. Sie nippte an der Flasche.

«Möchtest du noch was?»

«Nein. Ich will mich einfach nur ausruhen.»

Zus nahm seinen Mantel und deckte die junge Frau damit zu, die rasch einschlief.

Im Laufe der nächsten Tage folgte Zus ihr wie ein Schatten und fragte sie immer wieder, ob sie seine Freundin werden wolle. Sonia wies ihn ab. «Ich dachte: Wie kann ich mit diesem Mann gehen? Ich kenne ihn doch gar nicht, und ich liebe ihn auch nicht.»

Es fiel ihr auch schwer, an ihr Vergnügen zu denken, während ihre Eltern noch immer im Ghetto eingesperrt waren. Sie liess sich auf einen Handel mit Zus ein: Hol meine Eltern aus dem Ghetto, und dann will ich bei dir bleiben.

Nach den ersten Ausbrüchen gab es für die Menschen kein Halten mehr. Immer weitere Flüchtlinge aus dem Arbeitslagerghetto von Nowogródek trafen Ende August und Anfang September ein.

Einige fanden allein den Weg in den Wald. Ein junger Mann namens Michael Leibowitz, der Nowogródek zusammen mit seinen drei Brüdern und vier anderen Männern verlassen hatte, machte sich zunächst auf den Weg zum Haus eines Bekannten aus Vorkriegszeiten. Er erkundigte sich, ob der etwas über die Bielskis wisse, und erfuhr, sie seien ein paar Tage zuvor im Dorf gewesen.

Ein anderer Bauer erbot sich, die Männer in die Nähe des Judenlagers zu führen. Da Leibowitz ihm nicht ganz über den Weg traute, zog er seine Waffe und drückte sie dem Mann unterwegs in den Rücken. «Wir vertrauen niemandem.»

Nachdem sie einen Kilometer weit in die Wälder eingedrungen waren, zog der Bauer eine Pistole und gab einen Signalschuss in die Luft ab. Aus der Feme war ein weiterer Schuss zu vernehmen.

«Da drüben», sagte der Bauer und wies durch die Bäume. «Seht ihr das kleine Feuer? Dort sind sie.»

Ein anderer junger Mann aus Nowogródek, Ike Bernstein, erreichte Konstanty Koslowskys Haus, obwohl er den Weg dorthin nicht gekannt hatte. Er schlich sich eines späten Abends durch den Ghettozaun und war mit zwei Freunden die ganze Nacht unterwegs. Nachdem sie auf das Haus gestossen waren, begrüßte der freundliche Weissrusse sie mit einem Lächeln. «Ihr Burschen habt Glück», sagte er. «Ihr werdet überleben.»

Er bot den dreien ein Versteck in seinem Heuschaber an, wo sie nach all den Anspannungen der Flucht kaum Schlaf fanden. Am nächsten Tag richtete Koslowsky seinen Gästen ein Bad und servierte ihnen zum Frühstück Brot und Kartoffeln. Später in der Nacht erschienen vier bewaffnete Männer aus dem Bielski-Lager, und sie brachen zu siebt auf in den Wald.

Eine junge Frau aus Nowogródek, die 21-jährige Raya Kaplinski, der es im Dezember 1941 gelungen war, sich einer Verhaftung durch die Deutschen zu entziehen, indem sie sich in ihrem Haus versteckt hatte, erhielt eine Nachricht mit einer Einladung von einem Bielski-Kämpfer und beschloss, das Ghetto zu verlassen. Aber als ihre Gruppe von elf Freunden zum Aufbruch bereit war, verstärkten die Wachen die Kontrollen an den Ghettozäunen. Dennoch beschlossen sie, es zu riskieren. Die Ausbrecher krochen durch das Loch im Zaun, wurden aber aus einiger Entfernung von mehreren Ortpolizisten und Deutschen entdeckt, die auf einem Hügel sassen. Die Soldaten eröffneten das Feuer. Unverletzt gelang den Ausbrechern die Flucht über ein offenes Feld.

Schliesslich erreichten sie Koslowskys Haus, wo sich zufällig Pesach Friedberg und der junge Aron Bielski befanden und sie begrüßten.

«Freunde, habt keine Angst», sagte Friedberg. «Jetzt seid ihr frei – hier wird euch niemand verfolgen.»

Auf dem Weg zum Waldlager hörten sie lautes Hundegebell, und die Ausbrecher duckten sich ängstlich. Die Bielski-Kämpfer lachten. «Sie können euch jetzt nichts mehr tun», beruhigten sie die anderen.

Während dieser aussergewöhnlichen Wochen hatte sich die Gruppe mehr als verdoppelt. Unter den Flüchtlingen befanden sich auch Sonia Boldos Eltern. Zus hatte sein Versprechen an die Frau gehalten, die nun seine Freundin war – und schliesslich seine Ehefrau wurde.

Allerdings hatten viele Menschen im Ghetto kein Interesse an einer Flucht. Manche, die ihre Angehörigen bei den Massakern verloren hatten, waren so verzweifelt, dass sie kaum noch einen Sinn im Leben sahen. «Warum sollen wir das Ghetto verlassen?», sagte ein Mann, dessen Tochter umgebracht worden war. «Wenn wir sowieso bald sterben müssen, können wir das genauso gut gleich hier tun.» Andere hatten Angst davor, den Winter im Wald zu verbringen. Einigen nahmen die Deutschen die Entscheidung ab: Nach der Flucht der Kaplinski-Gruppe verschärften sie die Sicherheitsvorkehrungen, so dass die Zahl der Ausbrüche zurückging.

Doch die Bielskis hatten nicht nur Bewunderer.

In den letzten Augusttagen erhielten sie von nichtjüdischen Kontaktpersonen den Tipp, eine Gruppe Russen sei verärgert über die Berichte, dass Mitglieder der Bielski-Einheit die Bauern bestehlen.

Dass solche Nachrichten irgendwann die Runde machen würden, war unvermeidlich. Tuvia hatte seinen Leuten eingeschärft, vorsichtig zu sein und die Menschen, auf die sie angewiesen seien, nicht unnötig gegen sich aufzubringen. Die Regeln waren einfach: Nehmt nur, was fürs Überleben notwendig ist, und lasst die Finger von allem anderen. Aber als Juden wussten sie, dass ihr Verhalten anders bewertet werden würde als das von Nichtjuden. Es lag nahe, dass ein wütender Bauer, dem der Gedanke nicht gefiel, seine Lebensmittel einem Haufen Juden abtreten zu müssen, sich über die «Diebe» beklagen würde. (Einige Angehörige der Partisanenbewegung räumten dies auch ein. In einem Dokument vom 11.

November 1942 stellte ein sowjetischer Funktionär fest, dass die «Bevölkerung hier [westlich von Nowogródek] keine Juden mag. Sie nennen sie nur Jidden. Wenn ein Jude an einem Haus anklopft und um Essen bittet, wird der Bauer später behaupten, er sei von den Juden beraubt worden. Kommt ein Russe zusammen mit einem Juden, läuft alles glatt.»)

Es gingen Gerüchte um, dass diese Partisanen die jüdische Gruppe eliminieren wollten. Und so ging die erste ernsthafte Bedrohung für die Einheit nicht etwa von Bauern oder von Deutschen aus, sondern von anderen Partisanen, die eigentlich auf der gleichen Seite kämpften wie die Bielskis. Da die Brüder der Meinung waren, sich eine gewaltsame Auseinandersetzung mit den vermutlich gut bewaffneten Partisanen nicht leisten zu können, beschlossen sie nach einer ausführlichen Diskussion, vernünftig mit ihnen zu reden.

Emissäre wurden ausgesandt, um Verbindung aufzunehmen und ein Treffen zu vereinbaren. Den Brüdern war ziemlich mulmig zumute, als sie, bis an die Zähne bewaffnet, zu dem Termin erschienen, denn sie befürchteten eine gewalttätige Auseinandersetzung.

Nach ihrer Ankunft auf dem als Treffpunkt vorgesehenen Bauernhof wurden sie mit einem jungen Russen namens Viktor Pantschenkow bekannt gemacht.

Viktor war erheblich jünger als die drei Bielski-Brüder und stand wenige Monate vor seinem 21. Geburtstag. Dennoch verfügte er bereits über genügend militärische Erfahrung, denn er hatte eine Militärakademie besucht und 1940 während des Einmarschs der Roten Armee in Finnland gedient. Anschliessend wurde er zum Leutnant befördert und erhielt das Kommando über ein Maschinengewehrbataillon, das an der Westgrenze der Sowjetunion stationiert war. Seine Einheit wurde überrollt, als die Nazis im Juni 1941 einmarschierten, obwohl die Überlebenden noch mehrere Tage weiterkämpften. Pantschenkow hatte sich in die Umge-

bung von Nowogródek – weit weg von seinem Heimatstädtchen in der Region von Smolensk im Osten – zurückgezogen und sich als Landarbeiter ausgegeben.

Nach dem Winter 1941/42 schloss er sich mit anderen versprengten Soldaten und Einheimischen zu einer Partisaneneinheit zusammen. Im April 1942 war die Gruppe dreissig Mann stark. Wie die Bielski-Brüder hatten die angehenden Partisanen eine Führungshierarchie eingerichtet und sich einen Namen gegeben. Viktor wurde zum Kommandeur gewählt, und die Gruppe nannte sich Einheit Nr. 96.

Der ernste junge Mann war auch auffallend gut aussehend, und die einheimischen Frauen stellten ihm nach. Noch ein halbes Jahrhundert später behaupteten mehrere Frauen stolz, sie seien im Krieg seine Freundin gewesen.

Auf Tuvia wirkte sein Anblick keineswegs so einnehmend. Umgeben von mehreren bewaffneten Wachen, machte Viktor eher den Eindruck, als habe er es auf eine Konfrontation abgesehen.

«Warum nennt die einheimische Bevölkerung eure Leute eine jüdische Bande?», wollte Viktor wissen und kam damit gleich auf den Punkt. «Warum plündert ihr?»

Tuvia erwiderte, er sei nicht der Anführer einer «Jüdischen Bande», sondern der Kommandeur der Partisanengruppe Marschall Schukow. «Wenn ihr Sowjetbürger seid, müsstet ihr eigentlich wissen, dass das Vaterland uns braucht, damit wir gemeinsam gegen die deutschen Faschisten kämpfen», erwiderte er. «Das Vaterland unterscheidet nicht zwischen Juden und Nichtjuden, sondern nur zwischen loyalen Bürgern und Gesindel, das nur Arger macht.»

Das war kein ungeschickter Schachzug gegenüber Viktor, der ein eingefleischter Kommunist war und die Lehren der Partei niemals in Zweifel zog. Er war in einer Region aufgewachsen, die seit 1917 unter sowjetischer Herrschaft stand; sein Vater war Vorsitzender eines landwirtschaftlichen Kollektivs gewesen. Viktor war überzeugt, dass es in einem

Arbeiterparadies keinen Antisemitismus mehr geben würde. Dennoch hatte er Bedenken.

«Aber die Bauern behaupten, dass ihr Räuber seid», beharrte er.

Tuvia schlug vor, den Vorwürfen nachzugehen, da das die einzige Möglichkeit sei, die Sache aufzuklären. Die beiden einigten sich darauf, das Dorf aufzusuchen, aus dem die Beschwerden kamen.

Einige Nächte später erreichten Männer aus beiden Gruppen das Dorf Negrimowo und gingen zu dem Haus, in dem laut Viktor ein Mann wohnte, der sich beklagt hatte.

Tuvia klopfte ans Fenster und verlangte, dass der Bauer ihm etwas zu essen bringen solle.

«Ich habe nichts mehr», erwiderte der Mann. «Die Jidden haben mich ausgeraubt. Sie haben mir alles genommen, sogar das Tischtuch vom Tisch.»

Eine junge Frau mischte sich ein und erklärte, die Jidden verdienten den Tod. «Wir können nicht mehr helfen», sagte sie. «Für unsere Russen würden wir alles geben. Die Deutschen nehmen es sich mit Gewalt. Aber die Jidden?!»

Viktor war ausser sich über das, was er da hörte. Sein Zorn nahm noch zu, als er das Haus betrat und entdeckte, dass sich dort Vorräte von Nahrungsmitteln und Alkohol stapelten. Er griff nach seiner Waffe und drohte den Mann zu erschiessen.

Aber Tuvia ging dazwischen. Nachdem er sich als Kommandeur der Einheit Marschall Schukow zu erkennen gegeben hatte, herrschte er den mittlerweile vor Angst schlotternden Bauern wegen seiner Lügen an und drohte damit, ihn hinzurichten, falls er jemals seine Verleumdungen wiederholen würde. «So lange dieser Krieg andauert», erklärte er ihm, «darfst du zwischen Partisanen keinen Unterschied machen. Wer nachts eine Waffe trägt und dich um etwas zu essen bittet, ganz gleich, ob er ein Jude, ein Pole, ein Russe, ein Weissrusse oder ein Zigeuner ist – er ist ein

Partisan. Wenn du diese Lektion noch immer nicht gelernt hast, werde ich dir mit einer Kugel auf die Sprünge helfen.»

Tuvia hielt sich damit nur an die Linie der Partei, wie sie die Rundfunksendungen aus Moskau verbreiteten – eine kluge Taktik, um Viktor zu überzeugen. Tuvia und Viktor wiederholten die Aktion bei den anderen Beschwerdeführern, und am Ende waren die Bielskis von jeglichem Verdacht befreit.

Nach dieser Untersuchung verbesserten sich die Beziehungen zwischen Viktor und den Bielski-Brüdern, und sie vereinbarten, ihre Kräfte für eine Partisanenaktion zu bündeln.

Nachdem die Ernte eingefahren war, quollen die Silos und Scheunen über vor Korn, das nur darauf wartete, in die Stadt und weiter nach Deutschland oder zu den Truppen an die Front gekart zu werden. Viktor und Tuvia planten, das beschlagnahmte Getreide in Brand zu setzen und jeden zu erschiessen, der die Flammen löschen wollte.

Die beiden teilten ihre Männer in kleine Einheiten auf und befahlen jeder davon, die Feuer am 1. September 1942 genau um Mitternacht anzuzünden. Der Plan funktionierte grossartig. Die Feuer wurden gelegt und vernichteten, nach Tuvias Schätzung, Tausende von Tonnen Weizen. Im Umkreis von mehreren Kilometern war der Himmel rot.

Während die Männer in sicherer Entfernung ihren Erfolg feierten, bemerkten sie, dass Flugzeuge der Roten Armee über sie hinwegflogen; offenbar kehrten sie von Bombeneinsätzen weiter westlich zurück. Dann geschah etwas Merkwürdiges. Die Flugzeuge warfen Bomben auf die Brände ab und verstärkten damit ihre Wirkung erheblich.

«Wir genossen ein herrliches Spektakel», schrieb Viktor später. «Das Brot der Faschisten ging rings um uns in Flammen auf, und über uns brummt die sowjetischen Flugzeuge.»

Das Bombardement steigerte das Ansehen der beiden Partisanengruppen sehr. Sie seien so stark geworden, besagten die Gerüchte, dass sie inzwischen mit Moskau in Kontakt stünden.

Es hiess sogar, die Aktion habe den Gebietskommissar Wilhelm Traub derart schockiert, dass er eine Partisaneninvasion von Nowogródek befürchtete. Das war eine wunderbare Nachricht für die Bielski-Brüder. Besser konnte man die Bauern kaum davon überzeugen, wie wichtig es war, die jüdischen Partisanen mit Nachschub zu versorgen.

Für Tuvia war es ein Zeichen Gottes, dass er auf dem rechten Weg war.

Die Aktion mit Viktor hatte so gut funktioniert, dass die beiden Gruppen über die Möglichkeit weiterer gemeinsamer Operationen sprachen. Aber die Brüder und viele ihrer Mitstreiter im Wald hatten noch immer kein Vertrauen in ein Bündnis mit Nichtjuden.

Warum sollten sie uns gegenüber loyal bleiben? Was sollte Viktors Männer im Fall einer Gefangenschaft daran hindern, uns Juden die ganze Schuld in die Schuhe zu schieben? Viktor machte zwar einen zuverlässigen Eindruck, aber das galt nicht für seine Kameraden, die Zus als «Banditen und Antisemiten» bezeichnete.

Viktor, ganz kommunistischer Idealist, versuchte ihre Ängste zu zerstreuen. Er sprach davon, dass der Antisemitismus dem sowjetischen Denken fremd sei. Jeder, der Hass gegen Juden äussere, sei ein Feind des sowjetischen Volkes, erklärte er, und verdiene es, als Verräter erschossen zu werden. «Ich werde gern die Waffe abfeuern», versicherte er.

Viktor war auch ein begabter Befehlshaber, wie sich herausstellte, als die beiden Gruppen sich für eine weitere Aktion zusammentaten.

Der Plan war, Deutsche anzugreifen, die Nahrungsmittel von Bauern beschlagnahmten. Die Überfälle sollten als Abschreckung dienen, denn die Partisanen betrachteten diese Verpflegung als ihr Eigentum. Die beiden Gruppen beschlossen, einen deutschen Nachschubkonvoi auf der Hauptstrasse, die südwestlich von Nowogródek zum Dorf Nowojelna verlief, in einen Hinterhalt zu locken.

Die Bielski-Kämpfer, vielleicht ein Dutzend Männer, postierten sich in der Nähe eines Strassenabschnitts, wo die Lastwagen langsamer fahren mussten. Die Kämpfer aus Viktors Gruppe, etwa zehn Partisanen, versteckten sich auf der anderen Strassenseite, gleich hinter den Leuten der Bielskis. Ein Mädchen aus einem nahen Dorf wurde angewiesen, den Partisanen Bescheid zu geben, wenn sich ein Konvoi näherte, der klein genug für einen Angriff war.

Die Männer warteten den richtigen Augenblick ab, während grosse, gut geschützte Kolonnen deutscher Fahrzeuge die Kurve passierten. Schliesslich traf die Informantin mit der Nachricht ein, dass zwei Fahrzeuge – ein kleines Auto mit Nazi-Offizieren und ein Lastwagen voller Vorräte – unterwegs seien. Die Kämpfer gingen in Angriffsstellung.

Nach einer quälend langen Wartezeit tauchte plötzlich das erste Auto auf, und die Partisanen eröffneten das Feuer. Aber das Auto fuhr zu rasch, um getroffen zu werden. Die Männer hatten gerade genügend Zeit, ihr neues Ziel anzupeilen, bevor das zweite Fahrzeug erschien. Diesmal traf die Salve ins Schwarze. Die Reifen des Lastwagens wurden zer-schossen, und der getroffene Fahrer sackte in seinem Sitz zusammen.

Mehrere Deutsche und Ortpolizisten sprangen aus dem Wagen und schossen auf die Partisanen. Allerdings stellten sie rasch fest, dass ihre Gegner in der Überzahl waren, und ergriffen die Flucht in den Wald; sie liessen einige tote Kameraden zurück. Die Partisanenkämpfer machten sich, ausser sich vor Freude über den Anblick so vieler Waffen und Lebensmittel, über den Lastwagen her. Bevor sie in die Wälder zurückkehrten, setzten sie das Fahrzeug in Brand.

«Wir nahmen so viele Lebensmittel und Vorräte mit, wie wir auf unseren Schultern tragen konnten», erinnerte sich Michael Leibowitz, ein Mitglied der Bielski-Gruppe. «Später kehrten die Deutschen zurück, um die Toten zu bergen und nach den Tätern zu suchen. Sie schnappten sich

einen Burschen, der gerade Holz hackte, und glaubten, Tuvia Bielski erwischt zu haben. Aber es war kein Partisan. Sie brachten ihn trotzdem nach Nowogródek und hängten ihn auf dem Marktplatz auf.»

Die beiden Gruppen teilten die Beute – ein paar Maschinengewehre, einige Gewehre, Hunderte von Munitionsmagazinen und Fässer mit frischen Lebensmitteln – untereinander auf. Nachdem die Bielski-Gruppe ihr Lager tiefer in den Wald verlegt hatte, damit es an diesem Abend sicher war, veranstaltete sie ein Festmahl und feierte ausgelassen ihren ersten Sieg über bewaffnete Deutsche.

Der Erfolg machte beide Gruppen selbstbewusst. Mit stolzgeschwellter Brust schlenderten sie durch die kleinen Dörfer westlich von Nowogródek.

Allerdings blieb ihr Leben ein gewaltiger Kampf. Anfang September wollten einige Angehörige der Bielski-Gruppe Rosch ha-Schana und zehn Tage später Jom Kippur feiern, die Zeit der Selbstprüfung und Busse, den heiligsten Abschnitt des jüdischen Jahres. Die aufgewühlten Gefühle während der Feiertage brachten all die Trauer wegen der Massaker wieder in Erinnerung. Die Ungeheuerlichkeit der Verluste war fast unerträglich.

Rosch ha-Schana, das jüdische Neujahrsfest, ist traditionell ein Anlass, über all das nachzudenken, was im vergangenen Jahr geschehen ist, und zu prüfen, inwieweit man Gottes Erwartungen erfüllt hat. Alter Tiktin, Tuvias Schwager, beschloss, die Gottesdienste mit Gebetbüchern abzuhalten, die aus dem Ghetto herausgeschmuggelt worden waren – um den Deutschen die Stirn zu bieten und seine Identität als Jude zu bestätigen.

Mehrere Menschen versammelten sich um ihn, als er neben einem Baum stand und mit der Lesung begann. Schliesslich war er bei dem eindrucksvollen Gebet «Unetane Tokef» angelangt; es war im 11. Jahrhundert von Rabbi Amnon verfasst worden, den der katholische Bischof von Mainz vor die Alternative gestellt hatte, entweder dem Judentum abzuschwören oder gevierteilt zu werden. Als sich der Rabbi weigerte, seinem

Glauben abzuschwören, sprach er das Gebet, bis er qualvoll unter der Folter starb. Als Alter Tiktin die aufwühlenden Zeilen las: «Wer wird leben und wer wird sterben? Wer durch Wasser und wer durch Feuer, wer durch das Schwert, wer durch wilde Tiere, wer durch Hunger, wer durch Unwetter, wer durch Pest, wer durch Erdrosselung?», wurde er von Verzweiflung übermannt und fiel in Ohnmacht. Es dauerte etliche Minuten, bis er wieder zu sich kam.

Die Kämpfer der Gruppen Bielski und Pantschenkow erlebten auch ihren ersten gemeinsamen Misserfolg. Sie hatten einen Angriff auf den von den Deutschen kontrollierten Bahnhof von Jazuki geplant, einer kleinen abgelegenen Haltestelle an der Bahnstrecke Lida-Baranowitsch. Sie war von Wald umgeben, unweit vom Bielski-Lager gelegen und wurde von rund vierzig Deutschen mit drei Maschinengewehrestem bewacht.

Spätabends an einem kühlen Herbsttag umzingelten drei Einheiten aus beiden Gruppen den Bahnhof und warteten bis zum frühen Morgen, bevor sie den Angriff starteten. Der Feuerbefehl wurde um sechs Uhr morgens gegeben. Die Deutschen wurden zunächst vom Kugelhagel überrascht, sammelten sich aber schnell und gingen zum Gegenangriff über, so dass ihre Männer Position in den Nestern beziehen konnten.

Während die Partisanen von Maschinengewehren unter Beschuss genommen wurden, näherte sich ein Zug dem Bahnhof und passierte ihn unter Feuerschutz. Die Angreifer nutzten die Gelegenheit zum Rückzug, ohne dass sie den Bahnhof zerstört oder auch nur eine einzige feindliche Waffe erbeutet hätten. «Wir konnten keine Trophäen vorweisen», erinnerte sich Zus. Andererseits war keiner der Partisanen verwundet worden.

Nach dem Scharmützel stellten die Deutschen zusätzliche Soldaten zum Schutz des Bahnhofs ab. Die Männer legten einen Graben an und zäunten das Bahnhofsgelände mit Stacheldraht ein. Sie füllten auch einen Grossteil des nahen Waldes, damit die Partisanen sie nicht mehr so leicht aus dem Hinterhalt angreifen konnten.

Die Brüder machten sich grosse Sorgen um die Zukunft. Da der Winter immer näherrückte, fragten sie sich, wie sie verhindern sollten, dass über hundert Menschen erfroren. Als Bauern Gerüchte über eine mögliche deutsche Offensive in den Wäldern verbreiteten, überlegten sie, wie sie sich gegen einen grossen Einmarsch verteidigen konnten. Ausserdem liess sie der Gedanke an die Ghettos nicht los, wo die Juden weiterhin leiden mussten. Es war ihre Pflicht, die Menschen zu retten, ehe es wieder zu einem Massaker kam.

Dennoch waren sie sich dessen bewusst, dass sie etwas Grosses geleistet hatten. In den beiden Monaten, seit Tuvia den Brief an seinen Vetter im Ghetto geschickt hatte – der erste wirkliche Schritt zur Erweiterung der Gruppe –, hatte sich die Einheit von einem kleinen Familienverband zu einer jüdischen Kampftruppe entwickelt, die den Nazis Schläge zugefügt hatte. Die Brüder bildeten nun die Speerspitze eines verzweifelten Widerstands gegen einen furchtbaren Feind, der mit Hilfe einer gewaltigen Maschinerie versuchte, die Juden zu beseitigen. Wie konnten sie da nicht stolz sein?

«Es war in einem höheren Sinne befriedigend, ein wahrhaft spiritueller Höhepunkt, der Welt mitzuteilen, dass noch immer Juden am Leben waren, insbesondere jüdische Partisanen», schrieb Tuvia später über diese Zeit. «Wir wollten den Antisemiten, die dank unserer Leiden in Wohlstand und Luxus lebten, klarmachen, dass Hitlers jämmerliche Prophezeiung – nämlich dass ein Jude eines Tages nur noch auf der Kinoleinwand zu sehen sein würde – ein ungeheurer Schwindel war.»

OKTOBER 1942 BIS FEBRUAR 1943

ALS DIE TAGE im Herbst 1942 kühler wurden, wütete der grausame Krieg auf der ganzen Welt.

Hitlers «Endlösung» hatte ein aberwitziges Tempo angenommen. Das Töten erfolgte mittlerweile grösstenteils in Gaskammern in Konzentrations- und Todeslagern, eine grausige Erfindung, um die Zahl der Morde zu erhöhen. Innerhalb eines Monats, von Ende Juli bis Ende August 1942, wurden über 200'000 Juden in der Hölle von Treblinka umgebracht, die fast alle aus dem grossen Warschauer Ghetto kamen. Der Historiker Martin Gilbert hat vom «grössten Massaker an einer einzelnen jüdischen oder nichtjüdischen, Gemeinschaft während des Zweiten Weltkriegs» gesprochen. Das Gleiche geschah auch an anderen Orten. Über 145'000 Juden wurden etwa in der gleichen Zeit im Todeslager Belzec, ein paar hundert Kilometer südlich von Treblinka, ermordet.

Das Tempo der Untaten der Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion hatte sich verlangsamt, hauptsächlich deshalb, weil sie bereits sehr viele Juden der Region umgebracht hatten; nach einigen Schätzungen waren es über eine Million. Allerdings reichte das den Nazi-Mördern noch nicht. Deutsche Funktionäre forderten höhere Geschwindigkeit bei den Tötungen und trieben die Deportationen von Juden aus Ost- und Westeuropa zu den Tötungszentren sowie die Hinrichtung der verbliebenen Juden in den besetzten Teilen der Sowjetunion voran.

Die Rote Armee hatte die Nazis zwar heroisch an der Einnahme von Moskau und Leningrad gehindert, hatte es jedoch noch immer mit einem gnadenlosen Feind zu tun. Im Frühjahr befahl Stalin eine Reihe von Gegenoffensiven, die alle scheiterten und die ohnehin erschöpfte Streitmacht noch weiter dezimierten. Der Sowjetführer erwies sich als schwacher Militärkommandeur. Aber im Sommer 1942 fühlte Hitler sich sicher. Im Juli nahmen die Deutschen Stalingrad ins Visier, die rund 2'000 Kilometer von Berlin entfernte Grossstadt an der Wolga.

Der Angriff begann Ende August, als 600 Flugzeuge der Luftwaffe die Stadt mit Bomben zudeckten und dabei schätzungsweise 40'000 Bewohner töteten. Die Deutschen stellten sich auf einen raschen Sieg ein, aber die Rote Armee hielt stand. Der massive Angriff aus der Luft wie am Boden dauerte den ganzen September an, machte die Stadt dem Erdboden gleich und forderte gewaltige militärische und zivile Opfer. Die Nazis waren sicher, dass sie über kurz oder lang durch die Strassen der nach dem Sowjetführer benannten Stadt marschieren würden.

Die westlichen Verbündeten der Sowjetunion, Grossbritannien und die USA, waren mit ihren eigenen Kämpfen gegen die Achsenmächte beschäftigt, so dass sie für einen Angriff auf das europäische Festland nicht zur Verfügung standen und keine Westfront eröffnen konnten. Im Herbst 1942 vereinten sich die Amerikaner in Nordafrika mit der britischen Armee, die dort seit 1940 gegen die Deutschen und Italiener kämpfte. Im November errang die Achte Armee der Briten einen triumphalen Sieg über das Afrikakorps von Generalfeldmarschall Erwin Rommel in der zweiten Schlacht von El Alamein in Ägypten. Aber der Feldzug in Afrika war noch keineswegs vorbei.

Auch der Krieg im Pazifik ging weiter.

Nach dem Überraschungsangriff auf Pearl Harbor erzielten die Japaner, die die Seemacht der Amerikaner und Briten schnell vernichten wollten, Anfang 1942 eine Reihe von spektakulären Siegen. Sie eroberten Birma, Guam, die Philippinen, Hongkong, Malaya und Singapur. Im Juni

1942 griff die Kaiserliche Marine der Japaner eine kleinere amerikanische Flotte auf der Insel Midway an. Mit Hilfe von Geheimdienstinformationen, die sie durch die Entschlüsselung des japanischen Codes gewonnen hatten, versenkten die Amerikaner vier der grössten japanischen Flugzeugträger, schossen rund 250 Flugzeuge ab und töteten über 2'500 japanische Matrosen. Die USA verloren 307 Soldaten, über 100 Flugzeuge und einen einzigen Flugzeugträger, die *Yorktown*. Im August landeten US-Marines auf Guadalcanal. Bald wurde klar, dass es einer ungeheuren Anstrengung bedurfte, die Japaner zu besiegen und die Salomoneninsel einzunehmen.

Die rasche Erweiterung der Bielski-Gruppe im August und September brachte auch eine drastische Veränderung ihrer Struktur mit sich.

So mussten die jungen Männer aus den Ghettos zu kleinen Einheiten eingeteilt werden, um die wichtigsten Ziele der Gruppe sicherzustellen: Nahrung beschaffen und Aktionen gegen Deutsche, Ortspolizisten oder Kollaborateure und die Befreiung von in der Stadt gefangenen Juden.

Die drei Brüder, die inzwischen von Bauern Pferde erhalten hatten, führten das Kommando. Tuvia wuchs immer mehr in seine Rolle als Anführer und Vordenker der Gruppe hinein. «Ich würde lieber eine alte Jüdin retten als zehn Nazi-Soldaten töten», lautete seine Devise. Zus und Asael, die alles andere als idealistische Visionäre waren, überliessen das Reden gern ihrem älteren Bruder und befehligten lieber die Kämpfer.

Asael hatte sich zum besonderen Liebling der jungen Partisanen entwickelt, denn er besass den gesunden Menschenverstand und das angeborene Selbstvertrauen, die für kriegsunerfahrene junge Männer so wichtig waren. Ausserdem scheute er sich nicht, ihnen in gefährlichen Situationen mit gutem Beispiel voranzugehen – so war er beispielsweise meist der Erste, der ein unbekanntes Bauernhaus betrat. Aber er war unkompli-

ziert, und die Soldaten sahen in ihm einen Freund. Sie hatten nicht das Gefühl, sich in seiner Gegenwart ihre Worte sorgfältig auf die Goldwaage legen zu müssen. Während sie Tuvia Hochachtung und Respekt entgegenbrachten, hatten sie Asael von Herzen gern.

Der draufgängerische und polternde Zus drängte sich im Gegensatz zu dem introvertierten Asael gern in den Vordergrund. Häufig stolzierte er im Lager herum und wies diejenigen zurecht, die seinen Anforderungen nicht entsprachen. Seine Pistole steckte sichtbar in einem Gürtel, der in einem 45-Grad-Winkel herunterhing wie bei einem grossspurigen Revolverhelden. Ihm fehlten Tuvias spontane Grosszügigkeit und Asaels offene, freundliche Art.

Allerdings kannte niemand die Umgebung so gut wie er, und er hätte sich wohl auch mit verbundenen Augen zurechtgefunden. Bei einem hastigen Rückzug nach einem Angriff auf einen Polizeiposten konnte man sich keinen besseren Mitstreiter vorstellen.

Wertvolle Unterstützung erhielt das Dreigespann während dieser Monate durch Layzer Malbin aus Nowogródek, einen stämmigen Einundvierzigjährigen, der bei dem Massaker vom 7. August 1942 fünf Verwandte, darunter seine beiden sieben und elf Jahre alten Töchter, verloren hatte. Er stotterte zwar und war daher eher wortkarg, dafür aber ein Musterbeispiel für Ordnung und Disziplin, ein Mann, der laut Tuvia «nicht wusste, was Angst heisst». Malbin, ein ehemaliger Offizier der polnischen Armee, stieg rasch in die Spitze der Kommandostruktur auf und löste Pesach Friedberg, der den Posten des Quartiermeisters übernahm und die Lagerung und Verteilung von Lebensmitteln und Vorräten beaufsichtigte, als Stabschef ab. Als strategischer Denker mit einem Sinn für militärische Taktiken war Malbin ideal dafür geeignet, die Kampfeinheiten auf ihre Einsätze vorzubereiten.

Wenn allerdings neue Männer ins Lager kamen, oblag es Tuvia, das Ziel der gesamten Gruppe darzustellen.

Wie Soldaten in der Ausbildung wurde den Neuen befohlen, zum Appell anzutreten. Nachdem jeder strammstand, erschienen die drei Brüder,

beeindruckende Gestalten in langen Lederjacken und den kniehohen Militärtiefeln. Ein Mann erinnerte sich, dass Tuvia immer den rechten Handschuh auszog und jedem Neuankömmling die Hand schüttelte, bevor er ihn mit seinen zwei jüngeren Brüdern bekannt machte.

Und dann hielt er seine Ansprache. «Wir brauchen mehr Leute mit Gewehren. Es werden weitere Leute aus den Ghettos kommen, und wir müssen auf sie vorbereitet sein. Kommandeur Viktor [Pantschenkow] ist ein guter Mann und wird uns helfen, wie er kann. Wir sind von Feinden umgeben. Wir müssen zusammen mit Viktors Einheit gegen die Deutschen kämpfen.»

Die jungen Soldaten, tatkräftige Männer, waren die am meisten geschätzten Mitglieder dieser neuen Gemeinschaft. Sie waren tonangebend, stolzierten selbstbewusst herum, tranken *Samogonka*, den sie sich bei den Bauern beschafft hatten, und sprachen einen groben Jargon. Kein Wunder, dass sich die Menschen im Wald zuweilen wie auf einem Kasernenhof vorkamen. «Es war primitiv», erinnerte sich Sulia Rubin, die achtzehn war, als sie im Lager eintraf. «Man konnte sich nur schwer daran gewöhnen, weil es völlig anders war als in einem behüteten Zuhause bei wunderbaren Eltern.»

Doch trotz des Elends, das alle durchgemacht hatten, blühte auch im Wald unweigerlich die Romantik. Pärchen stahlen sich davon, um ein Plätzchen für sich zu haben, während die Lästermäuler im Lager über sie tratschten. Viele Frauen rechneten sich bessere Überlebenschancen aus, wenn sie ein Verhältnis mit einem jungen Kämpfer eingingen. Aber mehrere dieser Verbindungen erwiesen sich als langlebig und hatten auch über die erste Anziehungskraft hinaus Bestand.

Während die kampftauglichen Männer am meisten geschätzt wurden, genossen die Zivilisten, die die Mehrheit bildeten, weitaus weniger Ansehen – so sehr Tuvia auch darauf hinwies, wie wichtig es sei, die am meisten gefährdeten Juden zu schützen. Sie wurden als *malbushim* verspottet, also als «Kleider» auf Hebräisch, was so viel hiess, wie dass sie

für das Überleben des Lagers so nutzlos waren wie eine Hose. Die Leute murrten, wenn Alte und Kranke, Kinder und Schwache eintrafen, berichtete Lilka Tiktin, die als junges Mädchen mit Vater, Stiefmutter und Stiefbruder aus dem Ghetto von Lida entkommen war. «Die Leute sagten: ,Wir brauchen sie nicht. Die brauchen wir nicht.»

Als es kälter wurde, mussten sich die Brüder etwas ausdenken, um die Gruppe vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Sie beschlossen, zwei kleine Winterquartiere in benachbarten Wäldern in der Nähe des alten Familienanwesens in Stankewitsch einzurichten. Ein Teil der Gruppe sollte in einem Wald namens Perelaz untergebracht werden, während die anderen in den nahegelegenen Zabelowo-Wald geschickt wurden.

Allerdings konnten die Menschen unmöglich auf dem Boden oder in provisorischen Zelten aus Decken und Ästen schlafen. Wärmeisolierte Unterkünfte mussten her. Also begann man unter Anleitung von Yehuda Levin, einem Zimmermann, der Ende August ins Lager gekommen war, mit dem Bau von vier grossen, mit Holz verkleideten Erdhöhlen – je zwei im Perelaz- und im Zabelowo-Wald –, in denen jeweils zwanzig bis vierzig Menschen Platz fanden.

Mit bei den Bauern beschafften Sägen und Äxten fällten die Arbeiter Bäume und rammten mehrere Holzpfeiler am Rand eines mehrere Meter tiefen Loches in den Boden. Die Zwischenräume wurden mit kleineren Holzblöcken ausgefüllt, damit die Erde nicht hereindrang. Dann wurde entlang der Mitte des Loches eine Reihe höherer Holzpfeiler verankert, um das Dach zu tragen. Die Bretter, die das Flachdach bildeten, wurden mit dem einen Ende auf diesen Mittelpfeiler und mit dem anderen Ende auf den Boden gestützt. Zur Tarnung der Erdhütten bedeckte man die Dächer schliesslich mit Erde, Zweigen und Gestrüpp.

Die Bewohner betraten die Erdhütten über eine kleine Leiter, die sich an einem Ende befand. Innen standen auf dem nackten Boden zwei Rei-

hen von Schlafkojen, die meist mit Strohsäcken ausgestattet waren; ein schmaler Gang verlief bis zum anderen Ende des Raums. Dieser war nur schwach erleuchtet, doch brennende Streifen feuchter Kiefernrinde, die stundenlang glimmen konnten, erzeugten einen Dämmerchein. Diese Erdhütten waren zwar so hoch, dass ein Mensch in der Mitte des Durchgangs aufrecht stehen konnte, aber es herrschte doch eine drangvolle Enge. Sobald sich jemand nachts umdrehte, musste sich die ganze Reihe der Schläfer mit ihm umdrehen.

Als die Erdhütten im Perelaz- und Zabelowo-Wald fertig waren, wurde eine weitere an einem dritten Standort ganz in der Nähe errichtet. Er diente als eine Art Krankenhaus, obwohl die Gruppe nur einen bescheidenen Vorrat an Medikamenten hatte. Ausserdem wurden Gruben zur Lagerung von Kartoffeln und anderer verderblicher Lebensmittel angelegt.

Die immer engere Verbindung zu dem Partisanen Viktor Pantschenkow war den Brüdern bei ihrem Vorhaben eine grosse Hilfe.

Der junge Russe berichtete Tuvia alles, was er über den gemeinsamen Feind in Erfahrung bringen konnte, und beriet sich vor jedem militärischen Einsatz mit ihm. Die beiden teilten auch die nahegelegenen Dörfer unter sich auf und verständigten sich darauf, nur in ausgewiesenen Zonen Nahrungsbeschaffungsaktionen zu unternehmen. Aber Pantschenkows wichtigster Beitrag bestand darin, dass er bereit war, herumirrende Juden, die oft ohne die geringste Ortskenntnis aus den Ghettos geflohen waren, zum Bielski-Lager zu führen. Er begleitete sie entweder bis zu einer Stelle, von der aus sie das Lager in der Ferne erkennen konnten, oder übergab sie an einen befreundeten Bauern, der ihnen dann den Weg zeigte. Diese Hilfsbereitschaft entsprang durchaus nicht immer Pantschenkows Menschenfreundlichkeit. Er wollte vielmehr verhindern, dass jemand die Bauern belästigte, auf die er angewiesen war. Aber da Gerüchte umgingen, sowjetische Partisanen brächten willkürlich Juden um, war Pantschenkows Unterstützung ein Gottesgeschenk.

Die beiden Gruppen trafen sich auch zu geselligen Anlässen. Am 7. November 1942 feierten Mitglieder beider Einheiten den Jahrestag der Grossen Oktoberrevolution. Sie lauschten patriotischen Rundfunksendungen aus Moskau, die wie immer alle sowjetischen Bürger aufforderten, den deutschen Besatzern wo es ging Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Am 16. November, Viktors 21. Geburtstag, versammelten sie sich erneut, um Partisanenlieder zu singen und sich mit bei den Bauern beschafften Lebensmitteln die Bäuche voll zu schlagen.

In diesen relativ friedlichen Wochen wuchs die Gewissheit der Brüder, dass sie in der Lage waren, ihre Leute zu schützen. Ausserdem glaubten sie, dass sie für unbegrenzte Zeit im Zabelowo- und im Perelaz-Wald würden bleiben können.

Doch weit gefehlt.

In den ersten Dezembertagen 1942, als der Boden schon mit Schnee bedeckt war, starteten die Deutschen eine grössere Offensive in den Wäldern. Der Angriff begann viele Kilometer weiter westlich, im Lipitschanska-Wald, einer Hochburg sowjetischer Widerstandskämpfer und jüdischer Partisanengruppen, bestehend aus Flüchtlingen aus den Ghettos in Djatlowo und anderen Kleinstädten.

Nach wenigen Tagen erfuhren die Brüder von Juden, die dem Gemetzel entkommen waren, schreckliche Geschichten über das Blutbad. Die Geflohenen berichteten, dass die Nazis jeden Zentimeter Wald durchkämmten, Häuser niederbrannten und unbewaffnete Bauern erschossen; ausserdem nähmen die Deutschen mit ihrer Artillerie wahllos alles unter Beschuss und kannten gegenüber Gefangenen keine Gnade. Unter den Toten befanden sich auch Dr. Yeheskel Atlas, ein tapferer jüdischer Partisanenführer, der posthum den Orden «Held der Sowjetunion» verliehen bekam, und Hirsch Kaplinski, ein Ghettoflüchtling, der im Sommer 1942 eine jüdische Kampfgruppe gebildet hatte.

Die Brutalität des Angriffs veranlasste die Brüder, alle in höchste Alarmbereitschaft zu versetzen. Da sich im Bielski-Lager inzwischen über hundert Juden befanden, sprach man von Evakuierungsplänen, und die Kämpfer übten die Verteidigung der Stützpunkte.

Aber als sich der Geschützlärm näherte, erkannten die Brüder, dass es Zeit war umzusiedeln. Sie beschlossen, die mühsam errichteten Erdhöhlen aufzugeben und nach Norden zu fliehen, wo es hoffentlich weniger gefährlich war. Die Brüder hatten von den Bauern Pferdekarren bekommen, mit denen Kochgeschirr und Werkzeuge transportiert werden konnten. Der Konvoi setzte sich über die Waldwege in Bewegung, die den Brüdern so vertraut waren.

Nach ein paar Tagen erreichten sie einen Wald bei dem Dörfchen Zurawelnik. Grosse Lagerfeuer wurden angezündet und behelfsmässige Zelte errichtet. Alle wickelten sich in Tierfelle und Decken und kuschelten sich vor den Flammen aneinander.

Aber die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs bereitete den Brüdern noch immer Sorgen. Sie befürchteten, dass Polizeispitzel ihnen bis zu dem neuen Rastplatz gefolgt sein könnten. Als eine verdächtige Frau in der Nähe entdeckt wurde – sie behauptete, Pilze zu suchen –, wussten sie, dass sie erneut weiterziehen mussten. Die Prozession bewegte sich einige Kilometer weiter nach Norden und machte diesmal in einem Wald ausserhalb des Weilers Tschrapinjewo Halt.

Es war eine anstrengende Wanderung gewesen. Aber am ersten Abend fühlten sich einige junge Leute so wohl, dass sie am Feuer leise sangen. Eines der beliebtesten Lieder in dieser Nacht war ein altes Zigeunerlied, das davon erzählt, dass «das Lager schläft und das Feuer langsam erlischt, während ringsum Stille herrscht». «Komm, mein Liebchen, wecke mich», lautete eine Strophe, «komm, heil meinen Kummer. Immer werde ich auf dich, mein Freund, warten. Immer auf dich.»

Ein paar Tage später feierten einige sogar in aller Stille Chanukka. An diesem Fest wird der Reinigung des entweihten Tempels gedacht – ein einziges Fläschchen Öl hatte nach dem Sieg der Makkabäer über die griechischen Besatzer von Jerusalem auf wundersame Weise acht Tage lang gebrannt. Nach dem Vortrag der vertrauten Erzählung erwähnte einer der Männer, er habe gehört, dass die Sowjets endlich Siege im Osten errangen. Jemand sagte voraus, die Rote Armee würde bis zum Pessachfest im Frühling die Nazis nach Berlin zurücktreiben.

Aber solche optimistischen Momente waren selten. Für die meisten brachte der neue Lagerplatz grosse Strapazen mit sich, zumal sie nicht mehr in der relativen Behaglichkeit der hölzernen Unterstände schlafen konnten, die sie gerade verlassen hatten. Einige Kämpfer, die es leid waren, für die unbewaffneten und hilflosen *malbushim* zu sorgen, sprachen davon, die Gruppe zu verlassen und ihre eigenen Einheiten zu gründen.

Am lautesten verliehen zwei Brüder aus Nowogródek – Aron und Mordechai Lubtschansky –, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck und verkündeten ihre Absicht, eigene Wege zu gehen.

Es war genau die Form von Zwietracht, vor der Tuvia im August gewarnt hatte, als die Gruppe erstmals formell organisiert worden war. Asael und Zus hätten die beiden am liebsten verprügelt, aber Tuvia beschloss, die Angelegenheit auf zivilisiertere Weise zu regeln. Er liess alle Gruppenmitglieder in einer Art militärischer Formation antreten und kritisierte die anarchischen Zustände, die die beiden Lubtschansky-Brüder offenbar auslösen wollten.

«Unser Ziel ist es, wie ich bereits gesagt habe, mehr Juden zu uns zu holen und sie mit offenen Armen in unsere Familie aufzunehmen», erklärte er. «Wir haben uns dieser heiligen Mission mit wahrer Opferbereitschaft gewidmet. Und nun erhalten wir den ‚Dank‘ der Lubtschansky-Brüder. Ich frage die Brüder selbst: Wer hat euch das Schiessen beigebracht? Und von wem habt ihr eure Waffen bekommen?»

Und dann befahl er, die Lubtschansky-Brüder und ihre Anhänger sofort aus der Gruppe auszuschliessen – allerdings erst nachdem man ihnen ihre Waffen abgenommen hatte. Er gab ihnen 24 Stunden Zeit zu gehen und drohte, sie erschiessen zu lassen, wenn sie diese Frist nicht einhielten.

Es war für alle ein klares Signal, wie Tuvia mit jenen umspringen würde, die seine Autorität in Frage stellten. Er war der Meinung, dass nur Einigkeit die Gruppe stark machte, und wollte jede Spaltungstendenz im Keim ersticken. Ausserdem wusste er, dass er dazu auf Worte Taten folgen lassen musste.

In diesem Fall machten die Lubtschanskys einen Rückzieher. Sie nahmen ihre Drohung zurück und baten, wieder in die Gruppe aufgenommen zu werden. Tuvia war bereit, sie bleiben zu lassen, doch nur unter der Bedingung, dass sie ihre Waffen erst zurückerhielten, wenn sie ihre Loyalität bewiesen hatten.

Nach weiteren ein oder zwei Wochen liess die Angst vor einem deutschen Angriff nach, und die Brüder waren überzeugt, dass die Gefahr gebannt sei. Also schickten sie kleine Gruppen in Begleitung von bewaffneten Kämpfern zu den hölzernen Unterständen im Perelaz- und Zabelowo-Wald im Süden.

Die Bielski-Brüder blieben zurück, um einer Gruppe Juden zu helfen, die aus einem kleinen Ghetto unweit von Lida entflohen waren. Allerdings waren sie nicht die einzigen Gruppenmitglieder, die nicht zu den sicheren Stützpunkten zurückkehrten. Einige Angehörige der Führungsriege (insgesamt etwa zwölf Personen) suchten stattdessen Unterschlupf in zwei Bauernhäusern bei Tschrapinjewo, die von älteren Polen bewohnt waren. Das sollte sich als tragischer Fehler erweisen.

Tuvias Frau Sonia, die besonders stark unter der Kälte litt, kam zusammen mit ihrer Schwester Regina Tiktin und deren Sohn Grischa Mites, die Monate zuvor aus dem Ghetto von Lida geholt worden waren, in einem dieser Häuser unter. Einige bewaffnete Kämpfer schlossen sich ihnen an. Zus' Frau, die ebenfalls Sonia hiess, zog mit Haya, Asaels Frau,

und Israel Kotier, einem rücksichtslosen Kämpfer, der den unpassenden Spitznamen «Salanter» trug (nach dem alles andere als rücksichtslosen Gründer der Mussar-Bewegung, Rabbi Israel Salanter), in das andere Haus.

Sie hätten sich keine schlechteren Verstecke aussuchen können. Am frühen Nachmittag des 5. Januar 1943 marschierte ein Trupp von Ortspolizisten und Deutschen in langen, weissen Mänteln, die sie im Schnee tarnten, auf die Häuser zu. Sie überwältigten den einzigen Posten, den die jüdischen Partisanen an der Strasse aufgestellt hatten, töteten ihn und rückten in Richtung der erschöpften, kranken Partisanen vor.

Zwei russische Kämpfer, die gerade vorbeikamen, erkannten, was da vorging, und eilten zu dem Haus, in dem sich Salanter und die Frauen von Zus und Asael aufhielten. «Ihr müsst sofort verschwinden!», sagte einer von ihnen. «Die Deutschen kommen!»

Die drei rannten aus dem Haus, so rasch sie konnten, und kämpften sich durch hüfthohen Schnee vorwärts. Plötzlich brach Zus' Frau Sonia durch die Schneedecke; offenbar war sie in ein Vorratsloch für Kartoffeln gefallen.

«Haya, lauf weiter», sagte sie zu Asaels Frau. «Sag meinen Eltern und Zus, dass es aus mit mir ist.»

Doch Haya und Salanter wollten sie nicht im Stich lassen. Sie packten Sonia erst an den Haaren und dann an den Armen und zerrten sie aus dem Loch. Dann stapften die drei auf den Wald zu und waren schliesslich in Sicherheit.

Sie hatten Glück. Die feindlichen Soldaten warfen eine Handgranate durch ein Fenster des anderen Hauses und eröffneten das Feuer auf jeden, der zu fliehen versuchte. Alle Bewohner wurden getötet.

Wenige Minuten später entdeckten die Deutschen Lev Vulkin, der sich im Nebengebäude hinter dem Haupthaus versteckt hatte. Er wurde abgeführt und nach dem Aufenthaltsort der Brüder befragt. Als er sich weigerte, nähere Einzelheiten preiszugeben, wurde der junge Mann be-

stialisch gefoltert – Haya erfuhr, dass man ihm die Augen ausgestochen hatte – und anschliessend auf dem Marktplatz von Nowogródek aufgehängt.

Selbst in einiger Entfernung konnten Tuvia, Zus und Asael die Schüsse hören. Auf ihren Pferden galoppierten sie zu den Häusern. Aber sie kamen zu spät. Beide Gebäude standen in Flammen, und überall lagen Leichen herum. «Es war einfach unbeschreiblich», erinnerte sich Tuvia später. Die drei Männer nahmen an, dass ihre Frauen bei dem Angriff umgekommen waren.

Mindestens neun Juden waren in der Tragödie bei Tschrapinjewo umgekommen – die ersten Verluste, die die Bielski-Einheit in dem halben Jahr seit ihrer offiziellen Gründung erlitten hatte. Die drei Polen, denen die Häuser gehört und die so viel riskiert hatten, als sie die Bielskis aufnahmen, waren ebenfalls ermordet worden.

Am selben Abend kam eine Gruppe Männer aus Tschrapinjewo, die vom örtlichen Polizeikommandeur rekrutiert worden waren, um die Leichen zu bestatten.

«Wir waren um die fünfzehn», erinnerte sich später Iwan Koreniuk, ein weissrussischer Bewohner des Weilers. «Die Menschen interessieren sich für alles, was hier passiert. Wir begruben sie. Sie hatten alle keine Kleidung an. Die Polizei – wahrscheinlich nicht die Deutschen – hat sie ihnen weggenommen. Dann wurden sie in eine Grube ohne Grabstein geworfen.»

Die drei Brüder waren am Boden zerstört; sie ritten zu Konstanty Koslowskys Haus, wo sie um die Toten trauerten – insbesondere natürlich um ihre jungen Frauen. Am nächsten Morgen sahen sie jedoch, wie sich ein Pferdeschlitten näherte. Wie durch ein Wunder waren Sonia Boldo, Haya und Salanter noch am Leben. Asael und Zus waren überwältigt. «Es war, als wären sie aus einer anderen Welt gekommen», erinnerte sich Zus später.

Aber Tuvias Frau Sonia war nicht unter ihnen. Tuvia war untröstlich. Am nächsten Morgen bestiegen er und Zus ihre Pferde und ritten in die verschneite Landschaft hinaus.

Tagelang ritten sie ziellos herum. Schliesslich kehrten sie zu den Stützpunkten im Perelaz- und Zabelowo-Wald zurück und beschlossen, ihre Spionagetätigkeit auszubauen und die Schutzmassnahmen zu verstärken. Der Angriff von Tschrapinjewo hatte ihrem Sicherheitsgefühl einen schweren Schlag versetzt. Nie wieder würden sie sich unangreifbar wähnen.

Trotz allem wuchs die Gemeinschaft weiter. Juden trafen zu allen Tages- und Nachtstunden ein, manchmal in Gruppen, dann wieder allein. Stets wurden sie von den Lagerbewohnern nach den Zuständen in den Ghettos und der Gesundheit der überlebenden Insassen befragt. Da Waffen so schwer aufzutreiben waren, stellte jeder neu ankommende jüdische Flüchtling mit einer Pistole einen besonderen Glücksfall dar. Zusätzliche Kämpfer, die das Lager verteidigen konnten, waren den Brüdern stets willkommen.

Ein Mann, der im Januar zu ihnen stiess, war Isak Nowog, ein 30-jähriger Ausbrecher aus dem Nazi-Arbeitslager in Dworzec, einer Kleinstadt ein paar Kilometer südwestlich von Nowogródek. Er berichtete Tuvia von einer Gruppe von zwanzig weiteren Flüchtlingen aus Dworzec, die zum Teil bewaffnet waren und sich auf einem abgelegenen Bauernhof in der Nähe des Weilers Abelkewitsch, unweit von Dworzec, versteckten.

Tuvia, der schon von Viktor Pantschenkow von der Gruppe gehört hatte, fragte Nowog, ob er wisse, wie die Gruppe zu finden sei. Nowog nickte.

«Dann werden wir ihnen einen Besuch abstatten», sagte Tuvia. «Das ist eine grossartige Chance, die Zahl der bewaffneten Männer in unserer Einheit zu erhöhen.»

Spätabends brachen die drei Bielski-Brüder und fast ein Dutzend Männer mit Pferden und Schlitten auf. Als sie den deutschen Stützpunkt am Bahnhof Jazuki passierten, sprangen die Kämpfer von ihren Pferden und schlichen zu Fuss durch die Gefahrenzone. «Die Deutschen hockten in ihren Bunkern und wärmten sich an ihren heissen Öfen», schrieb Tuvia

später. Nachdem sie die ganze Nacht durchs Land gezogen waren, wobei ihnen Nowog als Führer diente, trafen sie kurz vor Morgengrauen bei einem Bauernhof mit einer Scheune ein. Beide waren fast unter dem Schnee begraben.

Wachen wurden um das Anwesen aufgestellt, die wegen der eisigen Temperaturen bald abgelöst werden mussten. Die Übrigen gingen zum Bauernhof, wo der Bauer sie begrüßte und ihnen ein Frühstück anbot. Danach erwähnten die Partisanen, dass sie gehört hätten, in seinem Haus würden sich Juden verstecken.

«Was? Ich weiss nichts von Juden», erwiderte der Bauer und bekreuzigte sich.

Auch auf weiteres Drängen leugnete er alles, bis Tuvia eine Pistole auf ihn richtete.

«Schaut in der Scheune nach», sagte der Mann.

Die Gruppe marschierte in die Scheune und rief nach ihren jüdischen Glaubensgenossen. Keine Antwort. Sie sahen sich nach Anzeichen um, dass die Scheune bewohnt war, und entdeckten unter einem Strohballen eine Klappe, die zu einem Keller führte. Einer der Männer, Ben-Zion Gulkowitz, öffnete die Klappe und schrie auf Jiddisch: «Juden! Keine Angst! Kommt raus!» Keine Antwort.

Die Pistole in der Hand, kletterte Gulkowitz in das Gelass hinunter und sah sich mehreren Partisanen gegenüber, die ihre Waffen auf ihn richteten. «Kameraden, Bielski, der jüdische Partisanenkommandeur, möchte mit euch sprechen. Warum kommt ihr nicht nach oben?»

Verschlafen gab Israel Kessler, der Anführer der Gruppe, sich zu erkennen und folgte der Aufforderung.

Nachdem die beiden Männer einander höflich begrüßt hatten – Kessler hatte schon von Bielski und seiner Einheit gehört –, wurde Tuvia in den Keller gebeten, um die Gruppe kennen zu lernen. An den Wänden

standen mehrere Doppelstockbetten, in der Mitte befand sich ein Tisch mit Stühlen. Das Tohuwabohu hatte alle aus dem Schlaf gerissen, es herrschten Aufregung und Durcheinander.

Als Kessler eine Petroleumlampe anzündete, erkannte Tuvia einige Gesichter der Umstehenden.

«Ich bin Tuvia Bielski», stellte er sich vor, «ich führe eine jüdische Partisanengruppe.»

«Sag mal, Kamerad, bist du etwa Davids Sohn aus Stankewitsch?», erkundigte sich ein Mann.

«Ja, und wer bist du?»

«Ich bin Avremel, der Bruder von Mischke aus Buzkewitsch.»

«Ja, genau!», rief Tuvia.

Sie verbrachten einen angenehmen Morgen und unterhielten sich angeregt miteinander. Ein paar von Bielskis Männern legten sich hin, um ein wenig zu schlafen. Im Laufe des Tages, nachdem sich alle ausgeruht hatten, kam Tuvia auf sein Anliegen zu sprechen.

«Dieser Ort ist nicht sicher», sagte er.

Er erklärte ihnen, dass die einheimischen Bauern den Deutschen jederzeit dieses Versteck verraten könnten. Ein paar gezielt geworfene Handgranaten würden genügen, sie alle zu töten.

«Meine Gruppe ist gross, und ich möchte, dass ihr euch uns anschliesst», sagte Tuvia. «Bringt eure Frauen und Kinder und all eure Vorräte mit, und wir werden frei wie die Vögel sein. Da gibt es kein Ghetto mehr und keine Angst.»

Dann brachte Tuvia ein weiteres Argument vor: «Unser russischer Freund Viktor Pantschenkow hat beschlossen, euch alle zu töten.»

Kessler lachte höhnisch. «Wir haben auch Gewehre!»

«Schluss mit diesem Leben im Keller», rief Tuvia aus. «Holt eure Sachen und lasst uns gehen!»

Kessler erbat sich ein wenig Zeit, um die Angelegenheit mit seinen Männern zu besprechen. Er kam mit einem Gegenvorschlag zurück. Vier

von Kesslers Männern würden zum Bielski-Lager mitkommen und dort entscheiden, ob es sich lohne, alle zu dem neuen Stützpunkt umzusiedeln.

«Hast du nicht die Bibel gelesen?», fragte Tuvia. «Josua sandte Spione nach Jericho, und sie gerieten in eine Falle. Nur mit Hilfe einer Hure gelang es ihnen zu entkommen. Bei mir braucht ihr Jericho nicht zu erobern. Ihr kommt mit und schliesst euch uns an. Wir haben Regeln und eine Ordnung, und ihr werdet wie wir leben. Für Verhandlungen gibt es keinen Grund.»

Sie besprachen sich erneut, und schliesslich waren sie bereit umzuziehen. «Dort ist es weniger gefährlich», erklärte Kessler seinen Leuten. «Bielski hat Recht.»

Kessler fragte Tuvia, ob seine Gruppe in einer eigenen Erdhütte im Bielski-Lager Zusammenleben könne. Tuvia erwiderte achselzuckend: «Warum nicht? Der Wald ist gross genug für einen weiteren Unterstand.»

Nachdem die Spannung sich gelegt hatte, reichte man sich die Hand und lockerte die Situation durch ein paar Scherze auf. Dann bat Kessler um Ruhe. Er erzählte von einem Einheimischen, durch dessen Schuld viele jüdische Männer, Frauen und Kinder den Deutschen ausgeliefert worden seien. Sein Haus sei ganz in der Nähe, sagte Kessler, und wahrscheinlich voller Waffen. Alle verstanden, was er damit sagen wollte. Tuvia gefiel die Idee, gemeinsam mit den neuen Kameraden einen Schlag gegen den Feind zu führen.

Im Schutz der Dunkelheit pirschte sich die Gruppe zum Dorf Abelkewitsch und klopfte dort beim ersten Haus an. Sie stellten dem nichtjüdischen Bewohner einige allgemeine Fragen – wo sich die Deutschen und die Partisanentrupps befänden, in welchem Zustand die Strassen seien und wohin sie führten –, ohne ihre eigentlichen Absichten zu verraten. Dann schlichen sie sich durch das dunkle Dorf, das wie der Inbegriff schlummernden idyllischen Landlebens aussah. *Als ob es keinen Krieg gäbe*, dachte Tuvia. *Man hat den Eindruck, dass hier immer alles ruhig und friedlich war.*

Als Nächstes machte sich die Gruppe auf die Suche nach dem Haus des Spitzels am Ortsrand. Sobald es die Partisanen gefunden hatten, stellten sie Wachen auf und wählten ein paar Männer aus, die mit dem Hausherrn sprechen sollten. Die Kämpfer legten rote Armbinden mit schwarzen Hakenkreuzen an und marschierten zum Eingang.

Ben-Zion Gulkowitz klopfte mehrmals an die Tür, bis eine Stimme ertönte: «Was soll der Lärm? Ich komm ja schon.»

«Befinden sich irgendwelche Fremde im Haus?», erkundigten sich die Männer bei dem kahlköpfigen Weissrussen mittleren Alters.

«Nein.»

Sie traten ein. Pesach Friedberg setzte sich aufs Bett neben den Mann. «Wie geht's denn so?», fragte Pesach.

Der Mann antwortete mit einem antisemitischen Spottvers: «Wir leben und wir töten Juden.»

«Wir fangen auch Juden», sagte Pesach. «Aber ich möchte gern wissen, warum du so herumtrödelst. So viele Juden sind auf den Strassen unterwegs. Warum hast du nicht mehr gefangen?»

«Ich hab 'ne Menge geschnappt», brüstete sich der Mann. «Erst vor ein paar Tagen hab ich zwei Frauen, zwei Kinder und zwei Männer abgeliefert. Ich hab sie wie Schafe zusammengebunden und sie über Nacht in meiner Scheune untergebracht. Sie sind fast erfroren. Dann hab ich sie zur Polizeiwache gebracht. Vor ein paar Wochen hab ich, glaube ich, elf Leute erwischt. Dann hab ich noch zwei geschnappt – einer hatte sogar einen Revolver – und sie der Polizei übergeben.»

Während der Mann sprach, stand seine Frau neben ihm und war sichtlich stolz auf seine Erfolge.

Als Pesach Tuvia ansah, bemerkte er eine gewisse Nervosität an ihm. Der Kommandeur ging im Raum auf und ab.

«Das ist unser Mann», sagte Pesach zu Tuvia, wobei er ihn mit einem russischen Vornamen ansprach. «Er hat doch wirklich Enormes geleistet.»

Pesach fragte den Spitzel, ob er auch genügend Waffen habe, um seinen Dienst zu tun.

«Na klar», erwiderte der Mann und bat seinen Sohn, seine Maschinenpistole und seinen Revolver zu holen. Als die Waffen gebracht wurden, warf Pesach Ben-Zion Gulkowitz, der neben der Tür stand, einen Blick zu und erkannte die Ungeduld in seinen Augen.

«Aber wie kannst du das bloss tun?», wollte Tuvia wissen. «Wie kann ein Mann guten Gewissens Menschen ausliefern, die dann umgebracht werden? Warum machst du das?»

«Was meinst du, Herr?», erwiderte der Mann. «Das ist das Gesetz. Wir müssen dem Gesetz gehorchen.»

«Weisst du, wer ich bin?», fuhr ihn Pesach an, der sich nicht mehr beherrschen konnte.

«Wer denn?»

«Ich bin ein Jude.» Er schlug den Mann ins Gesicht. Auch die Übrigen gaben sich zornig als Juden zu erkennen, und dann kam es im Haus des Bauern zu einem «blutigen Konzert», wie Tuvia es nannte.

Die gesamte Familie musste sich auf den Fussboden legen und wurde von Kugeln durchsiebt. «Die Familie wurde getötet», sagte Tuvia später. «Keine Seele blieb am Leben, nicht einmal eine Katze oder ein Hund.»

Die Männer durchsuchten das Haus und fanden Kleidungsstücke mit gelben Sternen. Nachdem die Partisanen das Pferd des Mannes und seine Waffen an sich genommen hatten, steckten sie das Haus in Brand. Vor das brennende Gebäude stellte Tuvia ein grosses Schild, auf das er schrieb, die Familie sei hingerichtet worden, weil sie den Deutschen geholfen habe, Juden zu fangen; jedem, der das Gleiche tue, würde es genauso ergehen.

Das brennende Haus erleuchtete die ganze Gegend. Als sie aufbrachen, schlug Tuvia vor, den Weg durchs Dorf zu vermeiden. Sicherer sei ein abgelegener Weg durch die Wälder, meinte er.

Doch Asael wollte davon nichts wissen. «Wir werden mitten durchs Dorf reiten!», verkündete er.

Die Pferde und Schlitten wurden beladen, und dann zog die Prozession durch den Ort. Gerade als der führende Schlitten von Asael die Dorfgränze hinter sich gelassen hatte, eröffnete eine Gruppe von Dorfbewohnern das Feuer auf sie. Das Pferd des Spitzels wurde getroffen, und sie liessen das Tier und seinen Schlitten zurück. Die restlichen Schlitten rasteten los, um dem Gewehrfeuer zu entkommen.

Pesach und Zus, die auf dem letzten Schlitten sassen, verschossen mehrere Magazine, schleuderten ein paar Handgranaten auf die Angreifer und verbrauchten damit fast ihre gesamte Munition. Die Schlitten sausten davon, und nur zwei Männer waren leicht verwundet.

«Überall war Blut», erinnerte sich Michael Leibowitz, dem in die Hand und in die Brust geschossen wurde. «Ich sagte zu ihnen: Lasst mich zurück. Ich bin erledigt. Mein Herz hat's erwischt. Sie haben mich ins Herz getroffen!»

Asael musste sich die Wunden gar nicht anschauen, um zu wissen, dass Leibowitz nicht in Lebensgefahr schwebte. «Wenn sie dich ins Herz getroffen hätten», sagte er lachend, «wärest du längst tot.»

Schliesslich waren sie wieder im Lager. Sie hatten allen Nazi-Kollaborateuren in der Gegend von Abelkewitsch gehörig Angst eingejagt und die jüdische Einheit um zwanzig Mann vergrössert. Die Brüder waren sich einig: Es war eine erfolgreiche Aktion gewesen.

Anfang Februar kam ein Reiter aus Viktor Pantschenkows Einheit ins Lager der Bielskis und überbrachte einen Brief an die Anführer der Einheit. In diesem Schreiben lud Fjodor Sinitschkin, der sich als Kommandeur der Partisanenbrigade «Lenin» zu erkennen gab, die Brüder und ihre leitenden Kommandeure zu einem Treffen in der Nähe des Dorfs Buzkewitsch ein.

Acht Bielski-Männer, einschliesslich der drei Brüder, ritten zu einer kleinen Lichtung am Waldrand, wo sie eine grosse Versammlung von Kämpfern aus verschiedenen Einheiten antrafen, darunter auch Viktor Pantschenkow und Fjodor Sinitschkin selbst.

«Ich bringe Grüsse aus dem Vaterland!», begann Sinitschkin. Die Brüder wussten, was dies bedeutete: Sie hatten es mit einem Partisanenführer zu tun, der in direkter Verbindung zu Moskau stand.

Der 42-jährige Sinitschkin, ein Hauptmann der Roten Armee von bäuerlicher Herkunft, war 1919 ins Militär eingetreten, wo er im polnisch-sowjetischen Krieg von 1920/21 gedient hatte. Seit seiner Ernennung zum Leiter der Lenin-Brigade durch Sowjetfunktionäre im Dezember 1942 hatte er Partisaneneinheiten zu Netzwerken verbunden, die nach Befehlen von einem Zentralkommando agieren konnten. Nun war er dabei, den Einfluss seiner Brigade – deren Hauptquartier sich im Lipitschanska-Puscha befand – auf die Region westlich von Nowogródek auszudehnen.

Er schmeichelte den Brüdern, indem er erwähnte, dass er auf ihre Aktivitäten aufmerksam geworden sei.

«Wir planen, den Feind an jeder Stelle zu treffen», wandte er sich an die Versammlung. «Wir wollen das Eisenbahnnetz zerstören, Telegraf- und Telefonleitungen lahm legen und Brücken verbrennen. Wir werden den Lebensmittelnachschub der Deutschen stören. Wir werden versuchen, so viele Leben wie möglich zu retten.»

Sinitschkin erklärte, jede Einheit würde nun zu einer Abteilung (*otriad* auf Russisch) innerhalb seiner Brigade ernannt werden und damit seinem Kommando unterstellt. Seine Lenin-Brigade wiederum sei der Baranowitsch-Division des Zentralstabs der Partisanenbewegung und ihrem Führer, Generalmajor Wassily Tschemyschew, untergeordnet, dessen Deckname «General Platon» lautete.

Dann forderte er jeden Kommandeur auf, detaillierte Angaben zur Stärke, zur Bewaffnung und zu den Lebensmittelvorräten seiner Einheit zu machen.

Tuvia, der fließend Russisch sprach und sich des Parteijargons bediente, berichtete, seine Gruppe Marschall Schukow bestehe aus 250 Mitgliedern, von denen weniger als die Hälfte kampfbereite Männer seien, und listete seine Vorräte in allen Einzelheiten auf. Er betonte, wenn er mehr Waffen hätte, könnte er mehr Kämpfer abstellen.

Nachdem die anderen Kommandanten ihre Angaben gemacht hatten, verkündete Sinitschkin die einzelnen Punkte seines Umorganisationsplans. Letztlich lief dieser auf nicht viel mehr hinaus, als dass die Namen der Einheiten geändert wurden. Eine von einem Russen namens Mikorin geführte Gruppe würde künftig «Abteilung Erster Mai» heissen, Viktor Pantschenkows Kämpfer, die sich «Einheit Nr. 96» genannt hatten, würden nun die Bezeichnung «Abteilung Oktober» tragen. Die Bielski-Gruppe hiess von nun an «Zweite Kompanie der Abteilung Oktober». Die Abteilungen, sagte Sinitschkin, müssten engen Kontakt zum Brigadestab halten und ihn über Kampfaktivitäten, neue Mitglieder und Munitionsvorräte informieren.

Doch die von Moskau erhoffte strenge politische und militärische Kontrolle aller Partisanengruppen kam in diesem Teil des besetzten Gebietes nur langsam voran. Doch stattdessen blieb das Alltagsgeschäft der Einheiten in der Lenin-Brigade weiterhin dem Ermessen der Abteilungskommandanten überlassen; ausdrückliche Befehle wurden nur erteilt, wenn eine gross angelegte Mission geplant war. In diesen Tagen, so Layzer Malbin, Tuvias Stabschef, «erhielten wir kaum jemals wegen irgendwelcher Operationen Befehle von oben».

Allerdings gehörte die Einheit der Brüder von nun an offiziell der Partisanenbewegung an, und ihr Ziel, die Rettung jüdischen Lebens – sowjetischen Lebens, wie Tuvia gegenüber Sinitschkin und anderen Partisanenführern erklärte –, hatte den Segen der Militärführung. Schliesslich

hatte Stalin selbst verfügt, der Kampf solle «alle ehrenwerten Bürger und Bürgerinnen umfassen, die die Befreiung vom deutschen Joch herbeisehnen». In der Praxis jedoch traf die Juden das härtere Los. Als sich die Brüder kurz nach der Vereinigung mit der Brigade an Sinitschkin wandten, um sich über russische Partisanen zu beschweren, die Waffen und Kleidung von Juden konfiszierten, versprach der Kommandeur, den Vorwürfen nachzugehen. Doch die Sache verlief im Sande.

FEBRUAR BIS APRIL 1943

FÜR DIE IN DEN GHETTOS von Nowogródek und Lida Eingeschlossenen gab es kein schöneres Zauberwort als «Bielski». Es verhies eine Märchenwelt, in der die Juden von den Qualen der Nazi-Unterdrückung befreit waren und die Kollaborateure vor starken Juden kuschen mussten. Allein es auszusprechen, vermittelte den erschöpften Gefangenen ein Gefühl von Hoffnung.

Rund 1'000 Menschen waren noch in den beiden Ghettos von Nowogródek verblieben – etwa die Hälfte im Gerichtsgebäudekomplex, wo die Facharbeiter untergebracht waren, und die Übrigen im Pereschika-Ghetto, dem Arbeitslager für die Zwangsarbeiter. Über 3'000 weitere Juden lebten im einzigen Ghetto von Lida, wo ein deutsches Flugblatt verteilt wurde, das jedem, der zur Gefangennahme von Tuvia Bielski beitrug, 10'000 Reichsmark Belohnung versprach.

Nach dem Massaker vom vergangenen Frühjahr war die jüdische Polizei von Lida durch neue Kräfte aufgestockt worden, und der wieder eingesetzte Judenrat reorganisierte die Arbeitskommandos und verteilte einen Teil der Habe der Opfer an die Ärmsten unter den Ghettojuden.

Unter der Aufsicht von zwei Judenratsmitgliedern, dem Ingenieur Altman und dem Kaufmann Alperstein, wurden die Werkstätten vergrössert. Die beiden Männer glaubten nicht, dass die Deutschen die Facharbeiter töten würden, die versuchten, durch Fleiss den Hinrichtungsgräben zu entgehen. In der Tischlerei wurden Spielzeuge für den Nachwuchs der

Nazis hergestellt, unter anderem eine Holzseisenbahn für die Kinder des Gebietskommissars Hermann Hanweg. Ledernäher fertigten Gürtel, Handtaschen und Brieftaschen an, Accessoires, die bei den Mitarbeiterinnen des Gebietskommissariats sehr beliebt waren. Hanweg erklärte gegenüber Altman und Alp erstem oft, wie sehr er von der Juden-Industrie angetan sei. «Euch wird nichts geschehen, selbst wenn alle Juden in den anderen Ghettos vernichtet werden», sagte er. «Ihr werdet hier am Leben bleiben.»

Davon war nicht jeder überzeugt. Viele junge Männer versuchten, sich Waffen zu beschaffen, oft durch heimlichen Tauschhandel mit nichtjüdischen Bauern. Beschädigte Pistolen wurden in der Metallwerkstatt direkt unter der Nase von GebK-Mitarbeitern repariert. Und gelegentlich wurden von diesen jungen Männern auch Fluchtversuche unternommen, weil sie sich den Partisanen anschliessen wollten. Aber die meisten zögerten noch, insbesondere weil man sich Geschichten über Juden erzählte, die von russischen Partisanen aus dem Hinterhalt ermordet oder von Bauern ausgeliefert worden waren, die sich Belohnungen von den Deutschen erhofften.

Wie auch immer das Leben im Ghetto von Lida aussehen mochte – seine Bewohner mussten zumindest nicht mehr unter den beiden gewalttätigsten Nazis der Stadt leiden: Rudolf Werner, der seinen Deutschen Schäferhund so gern auf Juden hetzte, und seinem fanatischen Stellvertretenden Gebietskommissar Leopold Windisch, der die Massaker vom Mai 1942 organisiert hatte. Werner wurde nach Estland versetzt, Windisch in die lettische Hauptstadt Riga.

Solche Erleichterungen, so gering sie auch sein mochten, blieben den Juden der Ghettos von Nowogródek hingegen versagt. Menschen wurden aus reiner Lust am Töten umgebracht – so schoss ein Posten am Gerichtsgebäudeghetto einen Mann an, der sich spätabends eine Zigarette angezündet hatte, indem er auf das glimmende Ende zielte. (Das Opfer

überlebte.) Die GebK-Beamten, allen voran der berüchtigte Judenreferent Reuter, trieben die immer schwächer werdenden Arbeiter brutal und gnadenlos zu höherer Produktion an. Ungeachtet aller drohenden Vergeltungsmassnahmen wurden häufig Fluchtversuche unternommen, und zwar oft dann, wenn die Deutschen den Bewohnern des Gerichtsgebäudekomplexes gestatteten, eine Wasserpumpe ausserhalb der Ghettomauern aufzusuchen.

Im Winter erfuhren die Juden in der Stadt, dass sie zwei wertvolle Verbündete verloren hatten. Die Deutschen töteten ein polnisches Ehepaar, das Ghettoflüchtlingen geholfen hatte – die Bobrowskys, die vor dem Krieg Hundefänger gewesen waren –, nachdem herausgekommen war, dass sie Juden unterstützt hatten. Der Mann und seine Frau wurden erschossen, ihr Haus wurde in Brand gesteckt, und ihre sechs Kinder deportierte man in ein deutsches Konzentrationslager.

Auch Konstanty Koslowskys jüngerer Bruder Iwan kam in diesen Wochen um. Er hatte seine Stellung als Polizist in Nowogródek dazu benutzt, Fluchtversuche zu unterstützen und den Bielski-Brüdern Waffen und Informationen zu liefern. In seinen letzten Tagen ahnte er, dass sein Ende unmittelbar bevorstand. Stundenlang sass er stumm im Haus seines Bruders und starrte ins Leere. Überzeugt, dass seine Vorgesetzten seine Doppelrolle durchschaut hatten, versuchte er, zu den Partisanen in die Wälder zu flüchten. Er wurde festgenommen, erschossen und in einer Scheune an der Strasse nach Lida verbrannt.

Am 4. Februar 1943 – zwei Tage nachdem die deutsche Sechste Armee sich der Roten Armee ergeben und damit die blutige, sieben Monate dauernde Schlacht um Stalingrad beendet hatte – kam Gebietskommissar Wilhelm Traub zu der Überzeugung, dass er die Dienste der jüdischen Zwangsarbeiter im Pereschika-Ghetto nicht mehr benötigte. Sämtliche Insassen – etwa 400 Juden – wurden nach Litowka transportiert und nahe der Stätte des Massakers vom 7. August 1942 hingerichtet.

An diesem Abend suchte der Judenreferent Reuter das Ghetto im Gerichtsgebäudekomplex auf, in dem sich etwa 600 Juden befanden, und verkündete, die Zwangsarbeiter seien getötet worden, weil sie ihre Arbeitsquoten nicht erfüllt hätten. «Sie waren zu nichts nütze», sagte er.

Für die Sowjetunion bedeutete der Sieg von Stalingrad einen Wendepunkt im Krieg. Plötzlich wirkten die Deutschen, die bei diesem Feldzug über 100'000 Mann verloren hatten, nicht mehr so unüberwindlich. Die ausserordentliche Tapferkeit der Verteidiger von Stalingrad vermittelte der Nation einen neuen Stolz, und die wiedererstarke Rote Armee bemühte sich nach Kräften, den Feind nach Westen zurückzudrängen. Aber noch waren die Deutschen nicht geschlagen – noch hielten sie grosse Teile sowjetischen Territoriums besetzt.

Der Feldzug der Briten und Amerikaner gegen die deutschen und italienischen Streitkräfte in Nordafrika verlief nun zu Gunsten der Alliierten. Im Januar nahm die britische Achte Armee Tripolis ein und stiess dann nach Westen gegen Tunesien vor. Es hatte ganz den Anschein, als würden sich die Faschisten nur noch wenige Monate halten können. Aber die deutschen U-Boote, die im Atlantik kreuzten, verursachten verheerende Schäden bei den Seetransporten der Alliierten. Allein an vier Tagen im März versenkten die Nazis 27 Handelsschiffe.

Schwierige Schlachten wurden auch noch im Pazifikraum ausgetragen. Auf der kleinen Insel Guadalcanal gelang amerikanischen Truppen nach einem halben Jahr aufreibender Kämpfe im Februar 1943 endlich der Sieg über die Japaner. Es war eine der schwersten Seeschlachten des Kriegs. Die Amerikaner mussten erkennen, dass ihr Feind im Pazifik nicht so leicht zu schlagen sein würde, und stellten sich auf viele weitere Monate nervenaufreibender Konflikte ein.

Als sich in den ersten Monaten des Jahres 1943 das Kriegsglück gegen die Deutschen und die übrigen Achsenmächte zu wenden begann, ge-

wann das Ziel, alle Juden zu beseitigen, für die Nazis umso mehr an Dringlichkeit. Man war sogar bereit, Züge, die für den Krieg gegen die Alliierten benötigt wurden, für den Transport weiterer Juden in die Gaskammern abzuziehen. Am 20. Januar 1943 schrieb Heinrich Himmler an den für Transport und Verkehr zuständigen Reichsminister: «Ich weiss sehr wohl, wie schwierig die Lage für die Eisenbahnen ist und welche Anforderungen ständig an Sie gestellt werden. Dennoch muss ich Sie darum ersuchen: Helfen Sie mir, mehr Züge zu bekommen.» In dieser Hinsicht erzielten die Deutschen fürchterliche Erfolge: Mitte März 1943 waren 80 Prozent aller Opfer des Holocaust bereits getötet worden.

Die Bielski-Gruppe hatte sich inzwischen zu einer Ansammlung von rund 300 Juden entwickelt, die in zwei benachbarten Wäldern lebten – Zabelowo und Perelaz, unweit des Elternhauses der Brüder. Sie entwickelte sich zu einer Gemeinschaft von aussergewöhnlicher Kreativität und Widerstandskraft, an einem der wenigen Orte im besetzten Europa, wo Juden einigermassen frei leben konnten.

Um die ständig wachsende Schar der Bewohner unterzubringen, hatte man weitere der für die Gemeinschaft so überlebenswichtigen Unterstände aus Holz und Erde errichtet. Zu den wohnlichsten gehörte der, den Israel Kesslers Gruppe aus Abelkowitsch gebaut hatte. Er war mit bequemen Decken und Federkissen ausgestattet, eine rare Kostbarkeit in den tiefen Wäldern. Die Wohnquartiere waren über eine grosse Fläche der verschneiten Landschaft verteilt und so gut getarnt, dass Neuankömmlinge hingeführt werden mussten.

Neben jeder Unterkunft befand sich ein Lagerfeuer, an dem man sich wärmen und Essen kochen konnte. Kartoffeln, ein Hauptnahrungsmittel im Wald, wurden direkt im Feuer gebraten und dann – wenn man Glück hatte – mit Salz verspeist. Grosse Wannen, die man sich aus den Dörfern

beschafft hatte, wurden vielseitig verwendet – zum Baden, zum Waschen von Wäsche oder zum Kochen von Suppe. Ein paar aus Nowogródek gerettete Ärzte kümmerten sich um die Kranken und Verwundeten, aber die beste und oft einzige Medizin gegen die Kälte einer Winternacht war ein ordentliches Glas *Samogonka*.

Die Brüder selbst lebten mittlerweile abseits von der Masse der Gemeinschaft, distanzierte Anführer, die absolute Autorität ausstrahlten. Man sah sie auf ihren Pferden durch die Wälder oder zu den Dörfern galoppieren. Kaum einer der Flüchtlinge, die dem erbärmlichen Leben in den Ghettos entkommen waren, sollte je den ersten Anblick dieser Männer mit den Maschinenpistolen auf dem Rücken und den kecken sowjetischen Militärmützen auf den Köpfen vergessen. «Wenn Sie gesehen hätten, wie die Brüder auf ihren Pferden ausritten, dann hätten Sie geglaubt, das wäre Stalin mit seinen Adjutanten», erinnerte sich Ike Bernstein, einer der Kämpfer. «Der Boden bebte.»

Aber so beeindruckend Tuvia auch sein mochte, vernachlässigte er doch nicht seine Pflichten gegenüber den Schwächsten der Gemeinschaft. Er machte es sich zur Gewohnheit, jeden Unterstand aufzusuchen, wo er sich nach der Gesundheit und dem Befinden der Bewohner erkundigte oder über aktuelle Ereignisse plauderte. Besonders interessierte ihn die wachsende Zahl von Kindern, und es hiess, dass er oft Tränen vergoss, wenn er eines von ihnen umarmte, so sehr ging ihm ihr Leiden ans Herz. Er war für alle so etwas wie ein Vater.

Eine wichtige Aufgabe im Lager war die gefährliche Beschaffung von Lebensmitteln. Die jungen Kämpfer, die nur im Schutz der Dunkelheit operieren konnten, verbrachten zuweilen mehrere Nächte unterwegs auf den Strassen. Es war ein unerfreulicher Auftrag, bei dem man gnadenlos vorgehen und auch bereit sein musste, das Leben eines Bauern zu bedrohen, der sich weigerte, Lebensmittel herauszugeben.

Die Brüder wussten, dass sie nur dann Erfolg haben würden, wenn sie den Drohungen notfalls auch Taten folgen liessen. Sie würden nicht lan-

ge überleben, wenn sie zögerten, hart gegen jeden durchzugreifen, der ihre Existenz gefährdete. Die Bauern mussten verstehen, dass sie ihr Leben riskierten, wenn sie die Juden im Wald verrieteten.

Der Gruppe gelang es, den Dorfbewohnern in der Nähe ihrer Stützpunkte noch mehr Angst einzuflößen, als sie zwei Spitzel der Deutschen gefangennahmen, Einheimische, die versucht hatten, die Bielski-Brüder den Nazis auszuliefen.

Der Erste war Vatyia Kushel, der Pole aus Stankewitsch, dessen Familie einst den Bielskis nahegestanden hatte. In der Zarenzeit hatte Vatyias Vater David Bielski geholfen, die Mühle zu behalten, als Juden ländlicher Grundbesitz verboten war. Als die Nazis kamen, trat Vatyia in die kollaborierende Polizei ein und versuchte den Bielskis zu schaden, wo er nur konnte. Einmal hatte er die Deutschen auf der Strasse in Nowogródek auf den kleinen Aron Bielski aufmerksam gemacht, was den Jungen fast das Leben gekostet hätte.

Eines Nachts drangen einige Bielski-Kämpfer in ein Haus ein, das zwei polnischen Schwestern gehörte, und erkundigten sich wie üblich, ob sich irgendwelche Fremde dort aufhielten.

«Vatyia Kushel aus Stankewitsch ist hier und schläft», erwiderte eine der Schwestern.

Die Kämpfer zerrten den Mann aus dem Bett, fesselten ihn und brachten ihn zu Asael, der gerade dabei war, eine kleine Holzbrücke anzuzünden – ein, wenn auch bescheidener, Versuch, den deutschen Nachschub abzuschneiden.

«Wir haben ein Geschenk für dich», sagten die Männer.

Asael verhörte seinen langjährigen Nachbarn und befahl dann ohne zu zögern seine Hinrichtung.

«Einer der Männer hackte ihm dann den Kopf mit einer Axt ab», erinnerte sich Aron. «Ich sehe es noch vor mir, als wäre es erst gestern passiert. Ich stand etwa fünf Meter entfernt. Er schlug ihm den Kopf mit einem einzigen Hieb ab.»

Dann warfen die Männer den Leichnam auf die Brücke und zündeten sie an.

Der zweite Verräter war Aloysha Stischok, der Sohn des langjährigen Mühlenarbeiters Adolf Stischok, der Beyle und David Bielski verhöhnt hatte, als die Deutschen sie nach Nowogródek verschleppten. Beide Männer hatten gleich nach deren Ankunft mit den Besatzern kollaboriert. Aber der ältere Stischok war nirgends zu finden. Anscheinend hatte er sich endgültig aus dem Staub gemacht. Aloysha hingegen wurde von einer anderen Gruppe von Bielski-Kämpfern aufgestöbert.

Sie sprachen den jungen Mann an und eskortierten ihn zum Bielski-Lager. Während des Verhörs gab er zu, dass er einmal eine Gruppe von 25 litauischen Hilfskräften auf der Suche nach dem Stützpunkt der Brüder in die Wälder geführt hatte. «Ich habe sie absichtlich an den falschen Ort gebracht», erklärte er flehentlich. «Ich wurde doch gezwungen, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten. Ich hab es nicht gewollt.» Man setzte ihm eine deftige Mahlzeit vor, während er versuchte, sich aus seiner misslichen Lage herauszureden. Als ihm klar wurde, dass sein Schicksal besiegelt war, weinte er und bettelte stammelnd um sein Leben.

Als Aron erschien, erkannte Aloysha den Jungen wieder, den er seit seiner Kindheit kannte, und seine Stimmung hellte sich auf. Aber Aron war weder bereit noch in der Lage, einen Mann zu retten, für den er nur noch Verachtung empfand. Tuvia befahl einigen Kämpfern, Aloysha tiefer in die Wälder zu bringen, wo er an einem Baum aufgehängt wurde.

Sosehr sich die Brüder auch bemühten, wussten sie doch, dass es fast unmöglich war, sich die Feinde vom Leib zu halten, insbesondere deshalb, weil inzwischen so viele Menschen im Wald lebten. Im Februar 1943 war die sorglose Zeit im Zabelowo- und im Perelaz-Wald vorbei. Schlichtes menschliches Versagen führte den Feind direkt in die Zufluchtsstätte der Bielskis.

Am frühen Morgen des 15. Februar kehrte eine Gruppe von Bielski-

Kämpfern zum Zabelowo-Stützpunkt zurück, nachdem sie die ganze Nacht das Land nach Lebensmitteln und Vorräten durchstöbert hatten. Es war eine erfolgreiche Mission gewesen, und die Beute stapelte sich hoch auf den Pferdeschlitten. Allerdings hatten die Männer in der Dunkelheit nicht bemerkt, dass von einem Tier, das sie sich bei einem Bauern beschafft und vor der Rückkehr getötet hatten, Blut in den Schnee getropft war. So hatte die mit den Nazis kollaborierende Polizei an diesem kalten Morgen leichtes Spiel. Sie musste nur der Blutspur folgen, um auf einen Partisanenstützpunkt zu stossen.

Und so geschah es auch. Im Laufe des Vormittags fuhr eine feindliche Abteilung auf Pferdeschlitten in den Zabelowo-Wald und wurde von einem der Aussenposten der Bielskis gesichtet: Schmuel Oppenheim, ein Flüchtling aus Nowogródek, der etwa einen Kilometer vom Stützpunkt entfernt war. Er warf einen Blick auf die Kolonne, die sich ihm näherte, und nahm an, dass Tuva Bielski und andere Einsatzleiter ins Lager zurückkehrten. Blitzschnell sprang ein Polizist von einem der Schlitten und schoss auf den überrumpelten Posten.

Oppenheim wurde ins Gesicht getroffen und stürzte nach vorn in den Schnee; um seinen Kopf bildete sich eine Blutlache. Einer der Angreifer beugte sich über den Leichnam und stiess ihn mit dem Stiefel an. «Der ist erledigt», sagte er. Ein anderer Mann durchwühlte Oppenheims Taschen nach Wertsachen.

Der Rest des Trupps preschte weiter zum Partisanenversteck. Aber bevor sie es erreichen konnten, erschien ein zweiter Bielski-Posten und eröffnete sofort das Feuer. Der Schusswechsel zwischen dem einsamen Posten und dem Polizeitrupp, der vielleicht aus hundert Mann bestand, verriet allen im Lager, dass sie angegriffen wurden. Layzer Malbin, der ranghöchste Offizier im Zabelowo-Wald, forderte alle auf, sofort tiefer in die Wälder zu fliehen.

Die Posten, die den zweiten Bielski-Stützpunkt im weiter entfernten Perelaz-Wald bewachten, wo Tuvia und seine Brüder gerade eine Inspek-

tion durchführten, hörten die Gewehrsalven und wussten, was sich da abspielte. Die sofortige Evakuierung wurde angeordnet, und die Menschen packten, was sie tragen konnten – ein Stück getrocknetes Fleisch, eine Unterhose –, und stoben in alle Richtungen auseinander.

Der Polizeitrupp tötete mühelos den tapferen zweiten Posten. Als sie auf keinen weiteren Widerstand stiessen, rückten sie in den Stützpunkt Zabelowo ein, der inzwischen völlig verlassen war. Da sie nichts Besseres zu tun hatten, machten sie sich daran, das Lager zu plündern, Handgranaten in die Unterstände zu werfen und Suppenkessel umzukippen. Beim Verlassen des Lagers nahmen sie alles mit, was für sie von Wert war, darunter auch mehrere Stück Vieh und Pferde.

Nachdem die Polizei fort war, kehrten Tuvia und seine Brüder zurück, um das zerstörte Lager zu besichtigen. Dann eilten sie zum dritten Waldstützpunkt, dem Erste-Hilfe-Zentrum, das wie durch ein Wunder von den Polizisten übersehen worden war. Dabei machten die Brüder eine zufällige Entdeckung. Unter den Verwundeten war Schmucl Oppenheim. Er berichtete ihnen, dass die Schüsse nur seinen Nasenrücken gestreift hatten; so sei er in der Lage gewesen, zu dem isolierten Unterstand zu kriechen, wo ein vor Kurzem zu ihnen gestossener Arzt, Dr. Henrik Isler, seine Wunde behandelte.

Dass es nur einen Toten gegeben hatte, war ein unglaubliches Glück. Aber die Brüder hatten kaum Zeit, darüber nachzudenken. Den ganzen Tag über suchten sie nach den versprengten Mitgliedern der Gruppe. Weil sie einen weiteren Angriff befürchteten, beschlossen sie, alle in das alte Sommerlager im Buzkewitsch-Wald zu verlegen – dorthin also, wo sie im August 1942 die erste Zusammenkunft ihrer Organisation abgehalten hatten. In der Nacht machten sie sich mit allem, was sie tragen konnten, auf den Weg und legten die Strecke in erschrockenem Schweigen zurück. Bei Tagesanbruch, während sich immer mehr erschöpfte Wanderer einfanden, wurde das Frühstück über hastig entfachten Feuern

zubereitet. An diesem Tag, erinnerte sich ein Mann, sei es so kalt gewesen, dass die heisse Suppe in den Schüsseln gefror.

Die Kranken und Verletzten wurden in Bauernhöfen untergebracht, wo sie es bequemer hatten. Auch Tuvia kam in einem dieser Höfe unter und verbrachte die erste Nacht mit seiner neuen Frau, bei der er bis zu seinem Tod blieb – Lilka Tiktin.

Er hatte sich zu der Siebzehnjährigen, die bei vielen als die schönste Frau im Wald galt, in den Wochen nach dem Tod seiner Frau hingezogen gefühlt. Tuvia hatte sie schon vor dem Krieg gekannt, als sie die Botin für seine damalige Freundin und spätere Frau Sonia spielte und romantische Briefchen zu seiner Wohnung in Lida brachte. Inzwischen jedoch sah er sie in einem anderen Licht.

Auch Lilkas Gefühle für Tuvia hatten sich verändert. Sie hatte sich zwar auf den ersten Blick in ihn verliebt, ihn im Laufe des Kriegs aber auch achten gelernt. Ihre Stiefmutter Regina, die in Tschrapinjewo zusammen mit Tuvias Frau Sonia getötet worden war, hatte ihr übel mitgespielt, und Tuvia verstand, was sie durchmachte. Ohne dass sie es ihm sagen musste, wusste er, dass sie noch immer um ihre Mutter trauerte, die 1938 gestorben war.

Als Tuvia ihr seine Gefühle offenbarte, wies Lilka seine Annäherungsversuche nicht zurück. Ihr Vater, Alter Tiktin, hingegen, der nur ein paar Jahre älter als Tuvia war, sträubte sich entschieden. «Er glaubte, Tuvia würde mich nur als Geliebte haben wollen, als Spielzeug», berichtete sie später. «Mein Vater befürchtete, er könnte mich schlecht behandeln oder nach dem Krieg vielleicht verlassen.» Die beiden sollten ihren Hochzeitstag immer am 15. Februar feiern, dem Tag des ersten feindlichen Angriffs auf einen Bielski-Stützpunkt.

In den nächsten Tagen erörterten die Brüder mit ihren obersten Kommandeuren die nächsten Schritte der Gruppe. Sie beschlossen, genauso vorzugehen wie bei dem Angriff auf das Zabelowo-Lager, den so viele Menschen überlebt hatten. Die Einheit würde sich in Kleingruppen auf-

teilen – mehrere davon hatten sich im Laufe der letzten Monate ohnehin ganz natürlich herausgebildet – und sich auf grössere Waldgebiete verteilen. Wie zuvor würde es regelmässige Zusammenkünfte geben, bei denen die Lebensmittelbeschaffung koordiniert und feindliche Aktivitäten erörtert werden konnten. Die Bielski-Brüder würden weiterhin für die Sicherheit aller verantwortlich sein.

Auch wenn es in dieser angespannten Atmosphäre vermutlich nicht erforderlich war, mahnten die Brüder noch einmal zu erhöhter Wachsamkeit. Die Tropfen Tierblut auf dem Schnee im Zabelowo-Wald hatten ihnen gezeigt, dass nicht viel dazu gehörte, entdeckt zu werden.

Aber die Brüder mussten nun auch mit Schwierigkeiten von einer anderen Seite fertig werden. Als ob bäuerliche Spitzel, Ortpolizisten und die Deutschen nicht schon genügt hätten, bekamen es die Bielskis jetzt auch noch mit aufdringlichen Sowjets zu tun.

Da sich die Gruppe inzwischen offiziell an den sowjetischen Kriegsanstrengungen beteiligte – als Zweite Kompanie der Abteilung Oktober in der Lenin-Brigade des Distrikts Lida des Baranowitschi-Zweigs im Zentralstab der Partisanenbewegung-, wurde erwartet, dass sie ihre Loyalität gegenüber dem Kommunismus noch stärker zum Ausdruck brachte. Die Partisanen wurden zwar von der sowjetischen Propaganda als tapfere Krieger und Vaterlandsverteidiger gepriesen, jedoch von Stalin mit Argwohn betrachtet. Er vertraute nur dem, was er kontrollieren konnte, – aber eine so grosse Masse Partisanen liess sich nicht so einfach überwachen. Schliesslich hatten die Männer (und auch einige Frauen) Erfahrung darin, eine etablierte Autorität zu untergraben, und waren über ein riesiges Territorium verteilt. Sie machten ihn einfach nervös.

Also tat Stalin alles, was in seiner Macht stand, um ein Überwachungssystem zu errichten. Er verfügte, dass jeder Partisanenabteilung ein Kommissar zur Durchsetzung der Parteidoktrin so wie eine «Sonder-

abteilung» (auf Russisch *osobyi otdel*) des NKWD zugeteilt wurde, der für die innere Sicherheit zuständig war. Diese Parteichargen sollten dafür sorgen, dass alle sich so verhielten, wie es sich für einen loyalen Kommunisten, genauer: einen loyalen Stalinisten, gehörte. Seit der Ankunft von Hauptmann Fjodor Sinitschkin, Stahns Vertreter in den Wäldern westlich von Nowogródek, wussten die Bielski-Brüder, dass sie ihre Gruppe umgestalten mussten, damit sie dem kommunistischen Vorbild eher entsprach.

Aus Sorge, dass ihm ein Kommissar von aussen vor die Nase gesetzt werden könnte, berief Tuvia Layzer Malbin, seinen Stabschef, auf diesen Posten. Jeder wusste, dass Malbin nicht daran interessiert war, die Sache der Sowjets voranzutreiben.

Tuvia richtete auch eine Gruppe des Komsomol, des Kommunistischen Jugendverbands, für zukünftige Mitglieder der Kommunistischen Partei ein. Zum Leiter der Gruppe ernannte er das erste nichtjüdische Mitglied seiner Einheit, Grigori («Grischa») Latij, einen Mann, der in die Abteilung aufgenommen wurde, weil er mit einer Jüdin verheiratet war.

Die Komsomol-Zelle entwickelte sich rasch zu einem Hort des Widerstands gegen die Führung der Bielski-Brüder. Statt sich Tuvias grösserem, ernsterem Ziel zu widmen, nämlich Juden zu retten, konzentrierten sich die Komsomolzen darauf, die Macht der Brüder zu untergraben, indem sie versuchten, ihnen mangelnde Parteitreue nachzuweisen. Unklar bleibt, ob sie aus einem echten Engagement für die Partei heraus oder aus Groll über die Herrschaft der Bielskis handelten. Tuvia selbst meinte, schlichte Eifersucht wäre ihr Motiv gewesen.

Die erbittertsten Gegner der Bielskis waren der Nichtjude Grischa Latij und die Brüder Lubtschansky (die ja bereits ihre Abneigung gegen ihren Führungsstil zum Ausdruck gebracht hatten). Israel Kessler, der Anführer der Gruppe aus Abelkewitsch, war zwar kein Mitglied der Zelle, sympathisierte aber mit ihren Ideen.

Ihre erste Aktion war der Protest gegen die Berufung von Layzer Malbin zum Kommissar. Ihrer Meinung nach war er eine Fehlbesetzung für diese ideologisch wichtige Position, weil er früher Mitglied von Betar gewesen war, der revisionistischen zionistischen Jugendbewegung. Ausserdem warfen sie den Brüdern vor, dass sie kapitalistische Spekulanten in der Gruppe Geschäfte machen liessen, unter anderem einen Mann, der angeblich als Wodkaschieber tätig war.

Die Rebellen trugen ihre Anschuldigungen Fjodor Sinitschkin vor, als dieser mit einigen seiner Adjutanten der Bielski-Gruppe einen Besuch abstattete. Ein schwerwiegender oppositioneller Akt wie dieser hätte leicht zur Auflösung der jüdischen Gruppe und zur Verteilung ihrer Mitglieder auf politisch zuverlässigere sowjetische Abteilungen führen können. In diesem Fall wären die Juden jedoch dem Antisemitismus ausgesetzt gewesen, der in vielen russischen Einheiten herrschte.

Sinitschkin interessierte sich jedoch nicht für die Beschwerden und tat sie rundweg ab. Enttäuscht wandten sich die Komsomolzen daraufhin mit ihren Klagen an einen von Sinitschkins Vorgesetzten, einen Stabs-offizier von «General Platon», dem ranghöchsten Partisan in der gesamten Region Baranowitsch. Eine Sitzung mit den Komsomolzen und Tuvia wurde einberufen, auf der die Vorwürfe erörtert werden sollten.

Wie er es bereits bei früheren Gesprächen mit Partisanenführern getan hatte, bediente Tuvia sich des doktrinären Jargons der Partei und verwies auf seine unerschütterliche Loyalität gegenüber der sowjetischen Sache und dem grossen Führer Stalin selbst. Er verteidigte seine Entscheidung, Malbin zum Kommissar zu ernennen. Und dann nahm er sich jeden einzelnen Mann aus Grischas Gruppe vor, wies auf ihre Schwächen als Partisanen hin und schlug vor, sie sollten vielleicht lieber ihre eigene Einheit bilden.

«Wir wissen, dass du 40'000 Rubel hast», sagte der russische Offizier. «Weisst du nicht, dass das Geld der Sowjetunion gehört?»

Tuvia war sprachlos über diese Frage.

Dann erklärte er, dass das Bargeld durch Tauschhandel mit Bauern beschafft worden sei und zum Kauf von Waffen und anderen Dingen verwendet wurde. Anschliessend listete er alle Ausgaben der Gruppe bis hin zum Kauf einer Maschinenpistole detailliert auf. Er betonte, die Einheit stelle den Bauern nach allen Transaktionen Quittungen aus, wie dies nach dem Partisanenreglement vorgeschrieben sei.

Tuvia, der seinen Zorn inzwischen nicht länger zügeln konnte, warf nun seinerseits den Informanten – wie er sie nannte – vor, sie würden seine Gruppe skrupellos verleumden. Wir haben gegen die Faschisten gekämpft, lange bevor wir irgendwelche Befehle aus Moskau erhielten, sagte er. Wir haben ihnen Verluste beigebracht, und wir haben Beute gemacht. Wir haben deutsche Stützpunkte angegriffen und Kollaborateure bestraft. Und wir werden damit bis zum endgültigen Sieg fortfahren.

Diese Worte stellten den Russen zufrieden. Allerdings schlug er vor, Tuvia solle mit der Rebellengruppe Zusammenarbeiten, damit derartige Anschuldigungen nicht wieder vorkämen. Als Tuvia die Sitzung verliess, hatte er das Gefühl, eine grössere Katastrophe abgewendet zu haben, und er überlegte, wie er die Gefahr in den Griff bekommen sollte. Wenn die Komsomolzen nicht die Sowjets in die internen Angelegenheiten der Gruppe hineingezogen hätten, hätte er sie wahrscheinlich einfach aus der Gruppe ausgestossen.

In den nächsten Wochen fand Tuvia einen starken Verbündeten in diesem internen Machtkampf. Eine Gruppe Juden wollte in die Bielski-Einheit aufgenommen werden, nachdem sie aus einer sowjetischen Abteilung ausgeschlossen worden waren; ihr Anführer war Solomon Wolkowyski.

Der 31-jährige Wolkowyski hatte in Wilna Jura studiert und war vor dem Krieg in Lodz und Baranowitsch als Anwalt tätig gewesen. Er war in die Partisanenabteilung Grozny aufgenommen worden, nachdem er mit seiner Schwester und mehreren anderen Juden auf dem Weg zu den

Hinrichtungsgräben aus einem deutschen Lastwagen entkommen war. Der russische Kommandeur, der von seiner Intelligenz und Bildung beeindruckt war, übertrug ihm einen wichtigen Posten in der Gruppe – er war für die Formulierung von Aufklärungsberichten zuständig. Er und seine Gruppe unbewaffneter Juden blieben ein paar Monate lang bei den russischen Partisanen, bis der Kommandeur verkündete, sie würden die Abteilung verlassen müssen.

Der ruhige, selbstbewusste Anwalt war mit der Verwaltung der sowjetischen Partisanen bestens vertraut. Aber er stand auch hinter Tuvias Mission, Juden das Leben zu retten. Der Kommandeur hielt ihn für den optimalen Leiter der für die innere Sicherheit verantwortlichen «Sonderabteilung», die zweite wichtige, noch nicht besetzte ideologische Position. Nur zu gern nahm der Anwalt diese Aufgabe an.

Nun also hatte Tuvia zwei Freunde auf den so heiklen «kommunistischen» Posten der Gruppe platziert: Layzer Malbin als Kommissar und Solomon Wolkowyski als Leiter der Spezialabteilung. Deshalb fühlte er sich einstweilen jedenfalls sicher vor den Versuchen der rebellischen Komsomol-Zelle, an seinem Stuhl zu sägen.

Und so hatte er auch sofort eine Aufgabe für sein neuestes Stabsmitglied: Behalte die Rebellengruppe im Auge.

Die Bielski-Brüder sahen sich mittlerweile gezwungen, an mindestens vier verschiedenen Fronten zu kämpfen: Erstens mussten sie sich gegen einen möglichen Angriff der Deutschen und der Ortspolizei verteidigen, zweitens Lebensmittel bei Bauern beschaffen, die sie leicht verraten konnten, drittens eine sowjetische Kommandostruktur beschwichtigen, die Juden argwöhnisch gegenüberstand, und viertens interne Querelen in den Griff bekommen, die das Weiterbestehen einer grossen, jüdischen Einheit bedrohten. Diese Herkulesarbeit forderte den Brüdern und ihren

obersten Beratern alles ab – Asael, Zus und Layzer Malbin befehligten die bewaffneten Kämpfer bei der Verteidigung und der Lebensmittelbeschaffung, während Tuvia mit Hilfe von Solomon Wolkowyski die Sowjets ruhigstellte und die innere Ordnung aufrechterhielt.

Doch immer, wenn sich eine dieser vier Fronten endlich zu stabilisieren schien, brach sofort eine andere auf und drohte, sie in eine Katastrophe zu stürzen.

Mitte März machte sich eine Gruppe von zehn Juden, der auch Alter Tiktin, der Vater von Tuvias neuer Frau Lilka, angehörte, ein paar Kilometer nördlich von Nowogródek auf die Suche nach Lebensmitteln.

Vor dem Aufbruch ging Alter zu Lilka, die mit ein paar Freundinnen neben einem Feuer sass.

Aufgrund seines Alters (er war Ende vierzig) und seiner engen verwandtschaftlichen Beziehung zum Kommandeur war Alter nicht verpflichtet, an den überaus gefährlichen Expeditionen teilzunehmen, die gewöhnlich von viel jüngeren Männern durchgeführt wurden. Er trauerte auch noch immer um Frau und Stiefsohn, die er vor zwei Monaten in Tschrapinjewo verloren hatte. Aber er war, wie er seiner Tochter an diesem Abend erklärte, fest entschlossen, sich für die Gruppe nützlich zu machen. Er sei es leid, dass andere für ihn ihr Leben riskierten – er wolle ein aktives Mitglied der Gemeinschaft sein.

Lilka flehte ihn an, es sich noch einmal zu überlegen. «Bitte, Papa. Tuvia weiss nichts davon und würde sicher nicht wollen, dass du mitgehst. Wir haben doch nur noch einander. Willst du mich allein lassen?»

Doch der stolze Mann liess sich nicht umstimmen. «Ich muss es tun.» Er verabschiedete sich von ihr und verschwand in die Nacht.

Ein paar Minuten später kam er zurück. Bei seinem Anblick schluchzte Lilka vor Erleichterung. «Du hast es dir also anders überlegt – du bleibst?»

«Nein, ich muss mitgehen», erwiderte er. «Aber ich habe vergessen, dir einen Kuss zu geben.»

Er beugte sich vor und küsste sie auf die Stirn. «Lebe wohl», sagte er leise und ging.

Nachdem sie zwei Nächte damit verbracht hatten, das Nötigste zu beschaffen, schlugen zwei Mitglieder von Alter Tiktins Gruppe – die Brüder Abraham und Ruben Polonski – vor, die Gruppe solle tagsüber bei einem weissrussischen Brüderpaar Unterschlupf suchen, das sie seit der Zeit vor dem Krieg kannten. Sie würden ihnen sicher Zuflucht gewähren, bis die Nacht anbrach und sie zu einem der Bielski-Stützpunkte zurückkehren konnten.

Die Partisanen fuhren mit ihren Pferdeschlitten nach Dobreja Pole, einem Weiler von etwa zwanzig Häusern, der so nahe bei Nowogródek lag, dass seine grosse Pappel vom Schlossberg der Stadt aus zu sehen war.

Wladimir und Galjasch Belous und ihre Familien – insgesamt achtzehn Personen – teilten sich das grösste Haus im Dörfchen, wobei jede Familie ihren eigenen Eingang hatte. Sie waren einfache Bauern, die sich wegen ihrer grossen Kinderschar von frühmorgens bis spätabends abrackerten.

Als die Belous-Brüder die Polonskis und die anderen jüdischen Partisanen erkannten, hiessen sie sie herzlich willkommen und versprachen ihnen, sie tagsüber zu beherbergen. Aber hinter dem freundlichen Gebaren verbargen sich finstere Absichten: Die Polonskis ahnten nicht, dass die Brüder alles andere als Freunde der Juden waren, seit die Deutschen die Gegend besetzt hatten. Wladimir Belous' Sohn Nikolai war ein stolzes Mitglied der Polizei von Nowogródek, die sich so aktiv an den Massakern beteiligt hatte.

Die von der langen Fahrt erschöpften Partisanen begaben sich in dem warmen Haus zur Ruhe und waren bald fest eingeschlafen. Da schlich sich Wladimirs 15-jähriger Sohn Pavel hinaus, lieh sich ein Pferd von einem Nachbarn und galoppierte die fünf Kilometer lange Strecke nach



Oben: Der Hof der Bielskis in Stanke-
witsch im frühen 20. Jahrhundert. Ganz
rechts Asael, Zus ist Dritter von rechts.
(Mit freundlicher Genehmigung von Aron Bell)

Der gut aussehende und charismatische Tu-
via Bielski (*ganz links*) in Subotniki Mitte
bis Ende der Dreissigerjahre, als er mit sei-
ner ersten Frau Rifka ein Geschäft führte.
Die beiden Uniformierten sind polnische
Polizisten.

(Mit freundlicher Genehmigung von Michael
Bielski)



Asael Bielski, der pflichtbewusste Bruder, der unbedingt die Mühle seines Vaters übernehmen wollte, kurz vor dem Krieg.

(Mit freundlicher Genehmigung von Haya Bielski)

Oben rechts: Der draufgängerische Zus Bielski (hier 1947 mit seiner Frau Sonia) schlug zuerst zu und stellte dann erst Fragen.

(Mit freundlicher Genehmigung von Sonia Bielski)

Rechts: Der junge Aron Bielski, der mutige Kundschafter, hier kurz nach der Ankunft in Israel 1945.

(Mit freundlicher Genehmigung von Aron Bell)





Tuvia Bielski während des Krieges.
(Mit freundlicher Genehmigung von Michael Bielski)



Zus Bielski in der Naziuniform von Leutnant Kurt Fiedler, den er am 28. Januar 1944 aus dem Hinterhalt tötete.
(Mit freundlicher Genehmigung von Sonia Bielski)



Asael Bielski vor der Einberufung in die Rote Armee.
(Mit freundlicher Genehmigung von Haya Bielski)



Der Schauplatz des Massakers bei Nowogródek vom 8. Dezember 1941, dem 4'500 Juden, darunter David und Beyle Bielski sowie Zus' erste Frau Cila und ihre kleine Tochter, zum Opfer fielen.

(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)

Iwan Koslowsky, Konstantys jüngerer Bruder. Er war bei der mit den Nazis kollaborierenden Polizei tätig, bekam aber bald Zweifel und begann den Juden zu helfen.

(Mit freundlicher Genehmigung des Museums für Regionale Studien von Nowogródek)

Konstanty Koslowsky, der selbstlose weissrussische Bauer, auf dessen Hof am Waldrand die aus dem Ghetto von Nowogródek fliehenden Juden vorübergehend Unterschlupf fanden.

(Mit freundlicher Genehmigung des Museums für Regionale Studien von Nowogródek)



Links oben: Viktor Pantschenkow, der junge russische Soldat, der sich schon früh mit den Partisanenbrüdern verbündete.

(Mit freundlicher Genehmigung des Museums für Regionale Studien von Nowogródek)

Links: Pesach Friedberg gehörte zur ersten Gruppe, die aus dem Ghetto von Nowogródek floh und sich den Brüdern Bielski anschloss. Er wurde schliesslich zum Quartiermeister ernannt.

(Mit freundlicher Genehmigung von Lea Friedberg)

Oben: Layzer Malbin, ein ehemaliger polnischer Offizier, der zu Tuvias Stabschef aufstieg und einer seiner verlässlichsten Leutnants wurde.

(Mit freundlicher Genehmigung von Raya Kalmanovitz)

Rechts: Raya Kaplinski, eine junge Frau, die im Lager der Brüder als Sekretärin arbeitete.
(Mit freundlicher Genehmigung von Raya Kalmanovitz)



Oben: Schmuel Amarant, ein Intellektueller, der vor dem Krieg an einem Lehrerkolleg unterrichtete, wurde zum Lagerhistoriker ernannt.
(Mit freundlicher Genehmigung von Tamar Amarant)



Rechts: Schmuel Oppenheim, ein Gelegenheitsarbeiter aus Nowogródek, wurde eines der wichtigsten Mitglieder der Bielski-Einheit: der Büchsenmacher.
(Mit freundlicher Genehmigung von Miriam Stepel)



Oben links: Solomon Wolkowyski, ein Anwalt, den Tuvia zum Leiter der für die innere Sicherheit der Gruppe zuständigen «Sonderabteilung» ernannte.

(Mit freundlicher Genehmigung von Genia Pinski)

Oben rechts: Fjodor Sinitschkin war der erste sowjetische Partisan mit direktem Kontakt nach Moskau, der sich mit den Brüdern in Verbindung setzte.

(Mit freundlicher Genehmigung des Fotoarchivs der Republik Weissrussland)

Ein Einheimischer aus Dobreja Pole namens Jewgeni Schulak zeigt auf die Stelle, an der zehn Juden aus der Gruppe, darunter Tuvias Schwiegervater Alter Tiktin, im März 1943 umgebracht wurden.

(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)





Linke Seite: Krasnaja Gorka, Schauplatz der grössten Fluchtaktion der Brüder, heute keine Insel mehr, nachdem die Sumpfgebiete im Nalibocka-Pwsc/w durch staatliche Entwässerungsprojekte in den Sechzigjahren zum Grossteil trockengelegt wurden.

(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)

Oben links: Wassily Tschernyschew war unter seinem Decknamen General Platon bekannt. Für die Brüder war er der «Herr über alle Wälder».

(Mit freundlicher Genehmigung des Fotoarchivs der Republik Weissrussland)

Oben rechts: Sergej Wassiljew, Sinitschkins Nachfolger als Brigadekommandeur der Brüder, befahl die Hinrichtung von Asael Bielski.

(Mit freundlicher Genehmigung des Museums für regionale Studien von Nowogródek)

Unten: Die Eisenbahnstrecke Lida-Baranowitsch, hier in der Nähe des Bahnhofs Jazuki, war ein beliebtes Sabotageziel der Bielskis.

(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)



Unten: Ein Foto der Bielski-Partisanen, die den Flugplatz mitten im Nalibocka-Puscha betrieben.

(Mit freundlicher Genehmigung von Sonja Bielski)

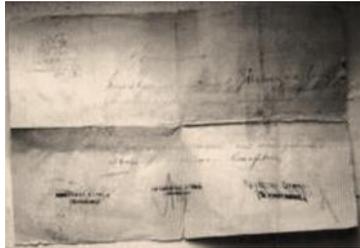
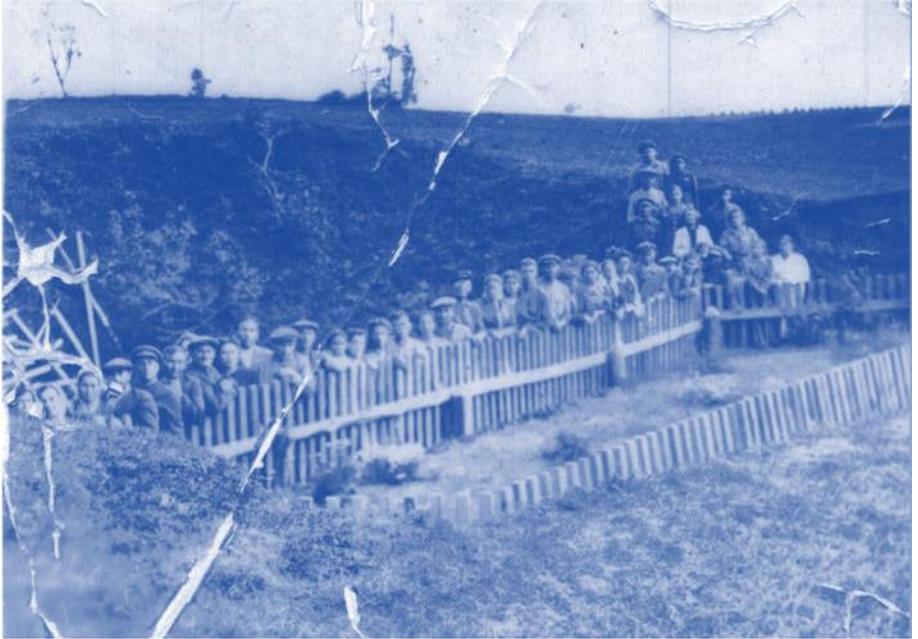
Links: Jefim Gapajew – Deckname Sokolow – war der schneidige Adjutant von General Platon, einem Befürworter des Bielski-Lagers.

(Mit freundlicher Genehmigung des Fotoarchivs der Republik Weissrussland)

Rechte Seite oben: Eine Gruppe von Bielski-Partisanen erweist am Schauplatz eines der Massaker in Nowogródek den Toten die letzte Ehre.

(Mit freundlicher Genehmigung von Larry Rosenbach)





Oben: Das Dokument, das Ela Zamoschik erhielt, als die Bielski-Truppe im Juli 1944 aufgelöst wurde. Tuvias Unterschrift befindet sich links neben dem offiziellen Stempel der Einheit.

(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)

Links: Sulia Rubin zeigt Stiefel, die in einer Waldwerkstatt gefertigt wurden.

(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)

Lilka und Tuvia Bielski
(Mit freundlicher Genehmigung
von Michael Bielski)



Rechte Seite: Eine Gruppe von
Bielski-Partisanen, darunter Mi-
chael Leibowitz (Vierter von
links) und Ben-Zion Gulkowitz
(ganz rechts, das Bild haltend),
posiert in einem Flüchtlingslag-
er in Italien mit einem Porträt
von Asael Bielski, nachdem sie
von seinem Tod erfahren haben.
(Mit freundlicher Genehmigung von
Michael Leibowitz)

Oben: Asael und Haya Bielski
(Mit freundlicher Genehmigung
von Haya Bielski)

Unten rechts: Sonia und Zus
Bielski
(Mit freundlicher Genehmigung
von Sonia Bielski)







Oben: Ein Foto der Kommandanten des Waldlagers aus den Sechzigerjahren, nachdem sie Geld gesammelt hatten, um einen Krankenwagen nach Israel zu schicken. Von rechts nach links: Tuvia, Lilka, Zus, Sonia, Lea Friedberg und Pesach Friedberg. Ganz links steht Layzer Malbin.

(Mit freundlicher Genehmigung von Lea Friedberg)

Rechts: Die Nazis von Lida, Rudolf Werner (*links*) und Leopold Windisch, sitzen 1967 auf der Anklagebank. Werner wurde für verhandlungsunfähig erklärt. Er starb 1971. Windisch erhielt eine lebenslängliche Gefängnisstrafe. Er starb 1985.

(Mit freundlicher Genehmigung von AP/Wide World Photos)





Sonia Bielski in Brooklyn, New York.
(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)

*Rechts: Lilka Bielski in Brooklyn, New York.
(Mit freundlicher Genehmigung von James Estrin/The New York Times)*





Haya Bielski in Haifa, Israel.
(Mit freundlicher Genehmigung von Peter Duffy)



Rechts: Aron Bell mit seiner Frau
Henryka in Florida.
(Mit freundlicher
Genehmigung von Aron Bell)

Nowogródek, wo er Nikolai von den Juden erzählte, die sich in Dobreja Pole ausruhten.

Spätnachmittags traf eine motorisierte Abteilung von fünfzig Polizisten und mehreren deutschen Gendarmen in dem Weiler ein. Sie stellten die Motoren ab und näherten sich zu Fuss dem Haus der Belous.

Die Partisanen bemerkten, was sich da zusammenbraute – vielleicht hatten sie ja die Motorengeräusche gehört, oder ein Mitglied der Familie Belous hatte sich verplappert. Eiligst verliessen sie das Haus, noch bevor die Soldaten an die Tür klopfen, und rannten auf ein etwa 300 Meter entferntes Wäldchen zu. Um dorthin zu gelangen und sich in Sicherheit zu bringen, mussten sie einen kleinen Hügel hinab- und dann auf der anderen Seite wieder hinauflaufen.

Als die Partisanen den Hang auf der anderen Seite des kleinen Tals erreichten, hatten die Soldaten bereits Feuerposition eingenommen. Neun von den zehn Juden wurden im Kugelhagel getötet – auch Lilkas Vater. Nur Abraham Polonski überlebte den Anschlag.

Aber statt in den Wald zu fliehen, tat Polonski etwas völlig Unerwartetes. Er wartete ab, bis die Deutschen und die Polizei das Dorf verlassen hatten, und kehrte zum Haus der Belous zurück. Dort rief er nach Wladimir und Galjasch und fragte sie, wie sie ihren Freunden etwas so Schreckliches hatten antun können. Anstelle einer Antwort wurde er von einem der Brüder von hinten mit einer Axt erschlagen. Er war sofort tot.

Nun waren alle zehn Juden aus dieser Gruppe ums Leben gekommen. Dorfbewohner legten ihre Leichname auf einen Pferdekarren und fuhren sie in den Wald, den sie so gern erreicht hätten. Dann wurde ein Grab für alle ausgehoben, dessen Umrisse noch Jahrzehnte später zu erkennen waren.

Als die Einheit nicht pünktlich zurückkam, schickte Tuvia einen Suchtrupp los, um mehr über den Verbleib der vermissten Männer zu erfahren.

Da es inzwischen wieder wärmer wurde, beschlossen die Brüder, alle gemeinsam in einem einzigen Wald unterzubringen. Die Unterstände im Zabelowo- und Perelaz-Wald waren dem Feind bekannt, und so suchten sie sich einen neuen Lagerplatz in einem anderen Wäldchen namens Stara-Huta, der wie all die früheren Stützpunkte nicht weit von Stankewitsch entfernt war. Am 15. April machten sich rund 400 Juden, darunter etwa 100 bewaffnete Kämpfer, durch den schmelzenden Schnee auf den Weg dorthin.

Die Gruppe wurde in der Umgebung immer bekannter und genoss einen geradezu legendären Ruf. Menschen, die aus anderen Ghettos, nicht aus Nowogródek und Lida, entflohen waren, marschierten mittlerweile viele Kilometer weit, um dieses Fleckchen Erde zu finden, wo Juden in Freiheit leben konnten. Unter sowjetischen Partisanen und unter den Bauern kursierten Geschichten über die drei Brüder, die alle Juden beschützten – und die jeden, der sich ihnen widersetzte, grausam bestrafte. Die einheimische Polizei und die Deutschen konnten die Augen nicht mehr davor verschliessen, dass es hier eine Gruppe von Menschen gab, deren Existenz allein schon einen Affront gegen ihre Kriegsstrategie darstellte.

Der neue Stützpunkt ähnelte immer mehr einem kleinen jüdischen Dorf. Ghettoflüchtlinge, die ausgebildete Handwerker waren, übten weiter ihren Beruf aus. Schuster reparierten mit Werkzeugen, die die Kämpfer bei den Bauern beschafft hatten, Stiefel, Sättel und Zaumzeuge, oft im Austausch gegen etwas Wodka. Schneider flickten die zerrissenen Hemden und ausgefranst Jacken der Soldaten. Schmuël Oppenheim, der früher in Nowogródek eine Fahrradreparaturwerkstatt besessen hatte und bei dem Überfall auf das Zabelowo-Lager vom 15. Februar verwundet worden war, setzte mit einem Team von Metallarbeitern defekte Pistolen und Gewehre instand. Selbst ein Friseur eröffnete einen Laden. Er wurde ziemlich beliebt, und die Leute standen bei ihm Schlange.

Die bewaffneten Männer, deren Bedeutung für das Überleben der Gruppe mit jedem Neuankömmling zunahm, wurden in Kampfeinheiten von je acht bis zehn Mann eingeteilt. Asael Bielski war zwar stellvertretender Kommandeur, befahl aber persönlich eine dieser Einheiten, da er sich lieber ins Getümmel stürzte, als im (relativ) sicheren Lager herumzusitzen. Er hatte keinerlei Interesse daran, sich mit den Problemen der sowjetischen Bürokratie herumzuschlagen, ebenso wenig wie sein Bruder Zus, der die berittenen Aufklärungsteams anführte, die auf der Suche nach Feinden durch die Dörfer galoppierten.

Mehrere Partisaneneinsätze fanden in den ersten Frühlingswochen statt. Kämpfer verbrannten eine Reihe von Holzbrücken an den Strassen, die aus Nowogródek nach Norden führten. Telefon- und Telegrafeneleitungen wurden unterbrochen, als die Männer die Masten absägten.

Tuvia rief auch zu einer neuen Befreiungsaktion für die Juden auf, die noch immer in den Ghettos gefangen waren. Da das Ghetto von Lida noch ein paar Tausend Insassen hatte – in Nowogródek waren es nur 600 –, wurden Kämpfer angewiesen herauszufinden, ob es möglich sei, Juden aus Lida in die Wälder zu holen.

Oft wurden die Missionen von Kämpfern kommandiert, die noch Verwandte in der Stadt hatten. So schlichen sie sich in die noch in Betrieb befindliche Pupko-Brauerei ein, die die Nazis mit Bier belieferte; sie stand am Ende einer Strasse, die aus einem Waldgebiet herausführte. In dieser Brauerei, in der mehrere Juden arbeiteten und mit einer Sondergenehmigung auch wohnen durften, konnten sich die Partisanen in aller Ruhe verkleiden und in Sachen mit dem gelben Stern schlüpfen. Dann marschierten sie ins Ghetto, als würden sie von einem Arbeitseinsatz zurückkehren.

Ein Partisan namens Mosche Manski leitete eine der Rettungsaktionen. Nachdem er an einem warmen Apriltag an den Ghettoposten vorbeigeschlichen war, fand er ohne grosse Mühe Menschen, die bereit waren,

ihm in die Wälder zu folgen. Darunter war auch ein junger Mann namens Eliahu Damesek, der nur sehr ungern seine alte Mutter zurückliess. In eine Tasche packte er ausser Kleidungsstücken mehrere Handgranaten, die er im Laufe der Monate gehortet hatte. Spätabends pirschte er sich aus dem Haus zum vereinbarten Treffpunkt am Zaun. Die Flüchtlingsgruppe bestand aus mehreren Menschen, darunter auch fünf Frauen, die von Manski nicht zum Mitkommen aufgefordert worden waren.

Aber es gab kein Zurück mehr. Die Männer gruben ein kleines Loch unter dem Stacheldraht, das sie wieder mit Erde auffüllten, nachdem alle hindurchgekrochen waren. Als sie die Stadt hinter sich gelassen hatten, marschierten sie durch die Felder; hin und wieder mussten sie Sumpfbiete durchqueren, in denen sie beinahe versanken. Aber Damesek war kein bisschen müde, so sehr begeisterte ihn der Gedanke, der Herrschaft der Deutschen entkommen zu sein.

Dann durchschnitt eine Stimme die Dunkelheit. «Halt! Wer da?», brüllte jemand auf Russisch.

«Wir gehören zu der Partisanengruppe unter dem Kommando von Bielski», erwiderte einer der Juden.

Binnen weniger Sekunden umringten mehrere sowjetische Partisanen die Flüchtlinge und begrüßten sie überschwänglich. Sie gehörten einer Abteilung an, die Fjodor Sinitschkins Lenin-Brigade unterstand, und wussten alles über die Bielski-Brüder. «Kommt, wir helfen euch über den Fluss», schlug einer der Partisanen vor und deutete auf die Memel.

Die Flüchtlinge marschierten noch zwei Nächte lang weiter und versteckten sich tagsüber im Wald, bis sie zu einem Bauernhof kamen, der als Partisanenstützpunkt bekannt war.

Asael Bielski, der sich gerade mit mehreren Kameraden im Haus aufhielt, stellte die Flüchtlinge aus Lida vor. Nachdem der Bauer und die Bäuerin die müden Wanderer mit saurer Milch und Kartoffeln verköstigt hatten, wurden sie durch den Wald zum Stützpunkt der Bielskis begleitet, den sie nach etwa einer Stunde erreichten. Dort trafen sie mehrere

hundert Menschen an, die in aller Seelenruhe ihrer täglichen Arbeit nachgingen. Währenddessen ruhten sich die Kämpfer, die eine lange Nacht mit Lebensmittelsuche verbracht hatten, in Zelten und Unterständen aus. Die Frauen bereiteten Mahlzeiten in einer primitiven Küche zu, in der ein paar grosse Töpfe über Lagerfeuern erwärmt wurden.

Damesek sah sich um und erkannte, wie er es später schilderte, «die gebieterische Gestalt von Tuvia Bielski selbst, einen breitschultrigen Riesen». Tuvia trat auf die Neuankömmlinge zu, schüttelte jedem die Hand und wechselte ein paar Worte mit ihnen.

«Wo seid ihr denn die ganze Zeit gewesen?», sagte er mit seinem trockenen Humor. «Warum kommt ihr denn so spät? Warum habt ihr so lange gewartet, bis eure Angehörigen abgeschlachtet wurden?»

Nach dem Mittagessen beobachteten die Neuankömmlinge, wie alle Aufgaben für die kommende Nacht zugewiesen bekamen. Die Aussenposten wurden eingeteilt, Kampfgruppen erfuhren den Auftrag für diesen Abend, und Nichtkämpfer wurden losgeschickt, um sich um die Kranken und Verwundeten zu kümmern. Als die Nacht hereinbrach, wurden die Familienangehörigen und Freunde der jungen Soldaten immer besorgter um ihre Sicherheit. Die Aufregung steigerte sich, bis alle am darauffolgenden Morgen (oder zwei oder drei Tage später) ins Lager zurückkehrten – wenn sie Glück gehabt hatten, mit einem Karren voller Vorräte oder der Meldung eines erfolgreichen Sabotageaktes.

Mitte April hatten Kämpfer bei ihrer Rückkehr aus Dobreja Pole vom Schicksal der zehn vermissten Juden berichtet. Als die Brüder die grausige Geschichte hörten, die die Männer von befreundeten Bauern erfahren hatten, beschlossen sie, rasch und gnadenlos zurückzuschlagen. Diese Entscheidung beruhte nicht auf einer ausgeklügelten Kriegsstrate-

gie. Die Brüder waren zornig und wollten Vergeltung üben, um diesen Leuten ein für alle Mal die Lektion zu erteilen, dass das Vergiessen jüdischen Blutes jeden teuer zu stehen kommen würde.

«Wir werden den Tod unserer Leute rächen», verkündete Tuvia, der seinen Schwiegervater Alter Tiktin verloren hatte. «Aber das ist unser einziges Ziel. Nehmt diesen Brüdern nichts weg. Ich will nicht, dass irgendjemand uns als Banditen hinstellt. Gebt ihnen keinen Grund, uns jüdische Diebe zu nennen.» Dies, schloss er, sei eine «heilige Mission – Blut für Blut».

Asael stellte eine Gruppe von dreissig Mann zusammen. Dr. Henrik Isler, einer der wenigen Ärzte der Abteilung, bat mitkommen zu dürfen, um die Mörder an Ort und Stelle für tot erklären zu können. Die Einheit traf am Freitagabend, dem 23. April, in dem Weiler ein – zufällig am Karfreitag, der Tag, an dem orthodoxe Christen des Todes Christi gedenken (und die Jahreszeit, in der Christen zu allen Zeiten die Geschichte vom Tod ihres Erlösers hörten und anschliessend Pogrome gegen die «Mörder Christi», die Juden, anzettelten). Wegen des Feiertags würden gewiss viele Angehörige der Familie Belous zu Hause sein.

Gegen Mitternacht trafen die Partisanen in Dobreja Pole ein. Asael wies seine Männer an, das Haus zu umstellen und auf seinen Befehl einzudringen.

Dann stieg Asael vom Pferd und ging zu Fuss weiter. Er hämmerte an eine der Türen und stürmte mit Pesach Friedberg, Michael Leibowitz und ein paar anderen ins Haus.

Während die überraschte Familie aus den Betten sprang, um herauszufinden, was das für ein Aufruhr war, wollte einer der Belous-Brüder – wir wissen nicht, welcher – durch eine Kellertür fliehen. Leibowitz, der nur knapp einen Meter sechzig gross war, stürzte sich auf den Mann und packte ihn, bevor er entkommen konnte. Dann rangen die beiden auf dem Fussboden miteinander, und jeder versuchte verzweifelt, die Oberhand zu gewinnen, während die Bielski-Männer ihre Waffen in Anschlag brachten.

«Nicht schiessen!», brüllte Leibowitz. «Sonst trifft ihr noch mich.»

Asael achtete nicht auf die Warnung, drückte ab und schoss Belous ins Genick. Es folgten noch viele weitere Schüsse. Ein Blutbad folgte.

Rasch durchsuchten die Männer das Haus nach versteckten Familienangehörigen. Sie fanden niemanden mehr. Leibowitz, der mit knapper Not Asaels Kugel entgangen war, entdeckte eine schwarze Wolljacke und beschloss gegen Tuvias Befehl, sie auf dem Rückweg ins Lager zu tragen.

Die Partisanen zündeten das Haus der Belous an und stellten davor ein Schild auf, das allen, die sie verrieten, das gleiche Schicksal androhte.

Das Feuer vernichtete mehrere Gebäude auf dem Grundstück, erinnerten sich die nichtjüdischen Nachbarn; es sprang sogar auf ein paar Nachbarhäuser über. Insgesamt zehn Angehörige der Familie Belous seien an jenem Tag getötet worden, während fünf Menschen die Flucht durch einen Durchgang im Dach gelungen sei. Bei dem Brand seien auch Pferde, Kühe und andere Tiere umgekommen.

Nachdem die Racheaktion erledigt war, kehrte die Bielski-Gruppe zum Stützpunkt im Stara-Huta-Wald zurück. Unterwegs griff Michael Leibowitz in die konfiszierte Jacke und entdeckte darin einen auf Deutsch geschriebenen Brief. Er stopfte ihn wieder in die Tasche zurück und dachte nicht mehr daran, bis sie den Stützpunkt erreicht hatten.

Bei der Ankunft händigte er ihn Tuvia aus, der ebenfalls erkannte, dass er auf Deutsch verfasst war. Er übergab ihn dem Anwalt Solomon Wolkowyski, der den Inhalt übersetzte. Das Schreiben stammte von Wilhelm Traub, dem Gebietskommissar von Nowogródek, der den Belous-Brüdern dafür dankte, dass sie die Waldbanditen ausgeliefert hatten, und den beiden Männern 50 Reichsmark für ihre Mitarbeit anbot. «Wenn Sie uns wieder helfen», hiess es weiter, «bekommen Sie mehr.»

Der Brief kam der Abteilung ein paar Tage später zugute, als Viktor Pantschenkow Tuvia wegen der Racheaktion in Dobreja Pole zur Rede stellte. Wütend wies der Russe daraufhin, dass der Kollaboration verdächtige Personen nach den Partisanenvorschriften vor Gericht gestellt werden müssten, um offiziell ihre Schuld zu ermitteln. «Ihr dürft doch nicht jemanden ohne einen gerechten Prozess töten», sagte er.

«Sie haben zehn von unseren Männern getötet!», erwiderte Tuvia.

«Ihr müsst euch an die Vorschriften halten!», konterte Viktor.

Da zeigte Tuvia ihm den Brief, der Viktor verstummen liess. Anschliessend holte Tuvia eine Flasche Wodka aus der Tasche, und die Männer tranken in aller Freundschaft ein paar Gläser miteinander.

MAI BIS JULI 1943

SELBST ALS EIN PAAR HUNDERT NEUE JUDEN – grossenteils aus Lida – in den Frühjahrsmonaten im Bielski-Lager in Stara-Huta eintrafen, waren viele der im Ghetto von Lida Zurückgebliebenen weiterhin überzeugt, dass die Entflohenen (und die Partisanen, die ihnen halfen) das Leben der gesamten Bevölkerung gefährdeten. Inzwischen war ein Jahr seit den Massentötungen im Mai des Voijahres vergangen, bei denen rund dreizehntausend Juden während eines fünftägigen Blutbads ermordet worden waren. Vielleicht würde es ja keine solchen Massaker mehr geben – solange sich die Juden nur ruhig verhielten.

«Juden, ihr seid selbst schuld an euerm Unglück», erklärte der Gebietskommissar von Lida, Hermann Hanweg, in einer Ansprache, die er vor den Zwangsarbeitern der Werkstätten hielt, nachdem er von der Ausbruchswelle erfahren hatte. «Ihr wollt Hunger und Kälte leiden, obwohl das doch gar nicht nötig ist? Schliesslich seid ihr doch ein kluges Volk. Glaubt ihr denn, dass ihr mit euern rostigen Flinten die deutsche Armee sabotieren könnt, die ganz Europa erobert hat?

Ich kann euch versprechen, dass in der Stadt Lida keinem Juden ein Haar gekrümmt wird. Diejenigen, die liquidiert werden mussten, sind bereits liquidiert worden. Ich habe dies auf humanitäre Weise durchführen lassen. Warum soll ich die Juden mehrmals in Aufruhr versetzen, indem ich sie gruppenweise nacheinander hinrichten lasse? Ich habe das Programm auf einmal umgesetzt, und ihr, die ihr übriggeblieben seid,

könnt nun in Ruhe leben. Ich werde eine grosse Küche bauen. Ich werde eine Badeanstalt im Ghetto anlegen und ein rituelles Bad für die religiösen Juden einrichten lassen, damit ihr in der Lage seid, euch an die Hygiene zu halten.

Ich verlange nur eins von euch: zuverlässige und fleissige Arbeit. Um euch zu beweisen, wie sehr ich euer Freund bin, bin ich bereit, den Juden zu vergeben, die aus dem Wald zurückkehren.»

Derartige Reden hätten die sechshundert Juden, die im Gerichtshofghetto von Nowogródek lebten, wohl weniger überzeugt. Seit dem ersten Massaker vom 8. Dezember 1941, bei dem zwischen acht- und zehntausend Juden umgebracht worden waren, hatten etwa alle sechs Monate Massentötungen stattgefunden.

Dann, am frühen Morgen des 7. Mai 1943, mussten die Juden von Nowogródek im Hof des Gerichtsgebäudes zu einem Namensappell antreten, wie dies zwei- bis dreimal am Tag üblich war. Im Hof erwartete sie ein ungewöhnlich grosser Trupp aus deutschen Gendarmen, SS-Kommandos und einheimischen Polizisten. Sie gingen zwischen den Versammelten umher, schlugen die Juden mit ihren Waffen und brüllten und fluchten aus Leibeskräften.

Der Judenreferent Reuter wählte mit Hilfe eines weissrussischen Adjutanten etwa die Hälfte der Gruppe aus, und zwar die wichtigsten Facharbeiter, und befahl ihnen, in die Werkstätten zurückzukehren. Sobald sie fort waren, mussten sich die verbliebenen Juden mit dem Gesicht auf den Boden legen – sie wussten, was ihnen bevorstand. «Lauft!», schrie ein Mann. Ein paar gehorchten, nur um von einer Maschinengewehrgarbe niedergestreckt zu werden.

Sobald die Ordnung wieder hergestellt war, zwangen die Deutschen die Juden mit ein paar Tritten zum Aufstehen. Dann mussten die Juden in Gruppen zu je 25 Personen aus dem Gerichtsgebäudekomplex hinaus,

ein Stück die Strasse entlang und dann eine leicht ansteigende Nebenstrasse hinauf zum Stadtrand marschieren. Dort mussten sie die Kleider ablegen und sie zu Bündeln zusammenschnüren und wurden zu einem grossen Graben geschleucht. Nachdem sie sich dort in einer Reihe aufgestellt hatten, wurden sie von einem Hinrichtungskommando mit Maschinengewehren erschossen. Das Ganze dauerte vier oder fünf Stunden. Die im Ghetto Verbliebenen konnten die Schüsse hören.

Später drangen mehrere SS-Männer ins Gerichtsgebäude ein; einer von ihnen ergriff eine Frau aus Lodz in Polen. Als sie sich zu wehren versuchte, packte der Soldat sie an den Haaren und zerrte sie zum Graben, wo sie umgebracht wurde. Als die fünfjährige Tochter der Frau nach ihrer Mutter schrie, riefen die anderen SS-Männer sie herbei: «Komm, komm, deine Mutter ist hier.» Das Mädchen wurde aus dem Gebäude gelockt und zum Graben gebracht, wo es ebenfalls getötet wurde.

Reuter erschien in der Werkstatt, um zu den Überlebenden zu sprechen. «Ihr werdet am Leben bleiben», erklärte er ihnen. «Ihr seid wichtige Arbeiter.»

Nach dem Massaker hatte das Ghetto nur noch etwa 250 Bewohner. Den Überlebenden wurde die tägliche Essenszuteilung auf eine Hungerration gekürzt: ein Stück Brot (dessen Teig mit Stroh vermischt war) und einen Teller Wassersuppe. Nur wenige glaubten Reuters Versprechen, dass man sie am Leben lassen würde, und so wurde ein Komitee gegründet, das eine Massenflucht in die Wälder plante.

Sechs Wochen nachdem sie in Stara-Huta ihr Lager aufgeschlagen hatten, lebte im Minidorf der Bielskis die erstaunliche Anzahl von siebenhundert Juden – eine bunt gemischte Schar, wie es Tuvia Bielski vor neun Monaten vorgeschwebt hatte: Junge und Alte, Kranke und Gesunde, Bewaffnete und Unbewaffnete. Und ganz wie es Tuvias Philosophie

entsprach, überstieg die Zahl der alten Frauen, die hier Unterschlupf fanden, die Zahl der getöteten deutschen Soldaten.

Diese Situation erforderte von Tuvia viel diplomatisches Geschick, denn es galt, eine Ansammlung der unterschiedlichsten Menschen in den Griff zu bekommen, die eine Vielfalt an noch aus der Vorkriegszeit stammenden religiösen, politischen und gesellschaftlichen Wertvorstellungen in den Wald mitbrachten. «Glauben Sie etwa, Politik hätte in den Wäldern keine Rolle gespielt?», meinte ein Überlebender Jahre nach dem Krieg. «Natürlich tat sie das.» Manche murrten über den Führungsstil der Brüder – sie seien machthungrig, sie tranken zu viel Wodka, sie begünstigten ihre Angehörigen und Freunde, sie verteilten die Lebensmittel nicht gerecht –, ohne zu ahnen, welche übermenschlichen Anstrengungen der drei Männer hinter dieser Organisation steckten, die ihnen allen das Überleben ermöglichte.

Insbesondere seit der offenen Konfrontation durch die Komsomolzen lag Tuvia viel daran, die streng militärische Organisationsform der Gruppe aufrechtzuerhalten, in der die an Lebensmittelbeschaffungs- und Sabotageeinsätzen Beteiligten ganz automatisch ein höheres Ansehen genossen. Die Kämpfer erfreuten sich einer besseren Verpflegung und Unterbringung als die schwächeren Mitglieder, genau wie in der Armee die gehobenen Dienstgrade grössere Privilegien haben als der gemeine Soldat. Die von den Bielskis geschaffene Gemeinschaft war also keineswegs ein Utopia, das nach aufgeklärten, demokratischen und egalitären Grundsätzen regiert wurde.

Tatsächlich beabsichtigten die Brüder, die Gruppe nach dem Vorbild einer Einheit innerhalb der sowjetischen Partisanenbewegung zu führen. Tuvia erlebte aus persönlicher Anschauung, wie sein Verbündeter Viktor Pantschenkow, der junge kommunistische Idealist, seine Einheit leitete und dass er nicht zögerte, jeden seiner Männer, der gegen die Regeln des Partisanenlebens versties, aufs Härteste zu bestrafen. Als herauskam, dass zwei von Viktors Kämpfern einem Bauern Lebensmittel gestohlen

hatten, rief der Russe seine Leute zusammen, verlas die gegen die beiden Partisanen vorliegenden Anschuldigungen und liess die Männer anschliessend erschiessen. Es war ein gnadenloses System, das wenig Geduld mit denen hatte, die aus der Reihe tanzten.

Obwohl sich die Gruppe der Brüder deutlich von einer gewöhnlichen Partisaneneinheit unterschied, wusste Tuvia doch, dass das Lager mit fester, sicherer Hand geführt werden musste. «Disziplin muss sein», erklärte er. «Du musst gehorchen, selbst wenn du weisst, dass du getötet wirst. Wenn man dir einen Befehl gibt, dann führst du ihn aus. Es ist verboten, Nein zu sagen.» Als ein junger jüdischer Kämpfer namens Peretz Shorshaty sich ohne Erlaubnis absetzte, um sich einer sowjetischen Einheit anzuschliessen, weil er lieber kämpfen als auf Nahrungssuche gehen wollte, wurde er von Bielski-Soldaten eingefangen, von den Kommandeuren verhört und an eine landwirtschaftliche Maschine gekettet, die jemand in den Wald geschleppt hatte. Er war sicher, dass er hingerichtet werden sollte. Nach zwei Tagen ohne Nahrung wurde er schliesslich freigelassen – und war ein für alle Mal von dem Verlangen geheilt, die Einheit zu wechseln.

Nach Tuvias Auffassung hielt diese Form der totalen Kontrolle die Gruppe in der Verfolgung ihres Ziels zusammen und gab ihren Mitgliedern eine bessere Chance, den Krieg zu überleben. Dass viele ihn und seine Brüder als bedrohlich empfanden, erleichterte ihnen ihre Aufgabe erheblich. Auch wenn der Führungsstil der Bielskis zwangsläufig zu Reibungen führte, war schlagartig Schluss mit Machtkämpfen, wenn Gefahr drohte.

Im Mai 1943 machten sich die Brüder wieder Sorgen um die Sicherheit des Lagers – zumal ihr Standort durch das rasche Wachstum der Gemeinschaft weithin bekannt geworden war. Zuerst wurden sie von einem deutschen Tiefflieger beschossen. Dann galoppierte einer der berittenen Wachposten ins Lager und meldete, deutsche Lastwagen drängen in den Wald ein. Sofort schickte Tuvia die Kampfuntüchtigen tiefer in die Wäl-

der, während die kämpfenden Männer in Stellung gingen, um sich gegen die feindliche Streitmacht zu verteidigen.

Ohne Vorwarnung – und ohne dass ein Schuss abgegeben worden wäre – hielten die Lastwagen weit vor dem Lager an, drehten wieder um und verliessen den Wald auf dem gleichen Weg, auf dem sie gekommen waren.

Für Tuvia und seine Brüder war das ein klares Zeichen, dass es Zeit für einen erneuten Umzug war. Wie lange würde es wohl dauern, bis die Deutschen ihren Irrtum erkannten und in die Stara-Huta-Wälder zurückkehrten?

Alle versammelten sich um die Kommandeure, und Tuvia trat vor, um ein paar Worte zu sagen. «Ich kann euch nichts versprechen», sagte er. «Vielleicht leben wir noch einen Tag. Möglicherweise auch länger. Aber wir müssen in einen anderen Wald umsiedeln, weil die Deutschen herausbekommen haben, dass wir hier sind. Wir brauchen keine Helden zu sein. Wir müssen bloss diesen Krieg überleben. Und wer das schafft, ist der grösste Held.»

Jahre später erinnerte sich Leah Kotier, eine der jungen Frauen in der Gruppe, dass der Anführer während seiner Ansprache von seinen Gefühlen übermannt wurde. «Diesem Hünen von Mann liefen die Tränen übers Gesicht», berichtete sie.

Alle bewegliche Habe wurde auf Pferdekarren gepackt, und dann setzte sich eine langsame Prozession zu einem wenige Kilometer entfernten Wäldchen namens Jasinowo in Bewegung. Als es dämmerte, brachen sie im Gänsemarsch auf. Die Menschenschlange war über einen Kilometer lang und wurde von Pferden und Kühen begleitet.

Nachdem sie einen dichten Wald voller junger Pappeln erreicht hatten, wurden mehrere Gemeinschaftsküchen – meist offene Feuer, auf denen unzählige Blechtöpfe brodelten – eingerichtet, um die vielen Menschen zu verköstigen. Kleine Gruppen stellten provisorische Hütten aus Holz und Planen auf, aber viele verkrochen sich einfach in die Büsche

und versuchten im Laub zu schlafen. Vielen war bange bei der Aussicht, im Wald einen neuen Stützpunkt errichten zu müssen. Im Stara-Huta-Lager hatten sie sich inzwischen schon wie zu Hause gefühlt. Nun müssen wir wieder ganz von vorn anfangen, sagten sie sich erschöpft. Aber wie lange wird es dauern, bis die Deutschen uns auch hier finden?

Nicht lange, wie sich herausstellte.

Nur wenige Tage nach ihrer Ankunft an dem neuen Standort hörten Tuvia und seine Brüder Gerüchte von ihren Informanten unter den Bauern, dass die Deutschen möglicherweise weitere Vorstöße in die Wälder planten. *Wie lange können wir das durchhalten?*, fragte sich Tuvia. *Wie lange werden wir in der Lage sein, so viele Menschen zu beschützen?* Als sie erfuhren, dass ein weiterer Angriff bevorstand, blieb ihnen nur eines übrig – wieder weiterzuziehen, und zwar noch tiefer in die Wälder hinein.

Nachdem die Entscheidung gerade gefallen war, erhielt Tuvia die Aufforderung, zu einem Treffen zu erscheinen, das von Fjodor Sinitschkin anberaumt worden war, dem Kommandeur der Brigade Lenin, zu der die Einheit der Brüder gehörte.

Frühmorgens bestieg Tuvia sein Pferd, um sich auf den Weg zu dem mehrere Kilometer entfernten Treffpunkt zu machen.

«Ihr beide solltet morgen früh alle umsiedeln», sagte er zu Asael und Zus. «Ich glaube, wir dürfen nicht länger damit warten.»

Die jüngeren Brüder hielten dies für eine gute Idee.

Nach Tuvias Aufbruch machten sich Zus, Asael und mehrere Männer auf, um zu Pferd die nahe Umgebung nach möglichen Gefahren abzusuchen. Spätabends kehrten sie zurück und wollten noch ein paar Stunden schlafen, bevor sie sich am Morgen des 9. Juni 1943 mit den Evakuierungsplänen befassten.

Eine halbe Stunde, nachdem Zus eingeschlafen war, wurde er von Asael wachgerüttelt.

«Was ist los?», blaffte Zus.

«Die Deutschen kommen», rief Asael.

Ohne sich weiter um seinen Bruder zu kümmern, lief Asael durchs Lager und schrie laut, der Feind werde jeden Augenblick hier sein. Im

nächsten Moment kamen mehrere berittene Wachposten angaloppiert. In der Ferne war bereits das Unheil verkündende Dröhnen deutscher Fahrzeuge zu hören.

Erst da war Zus endgültig wach. Er sprang auf und brüllte Asael an: «Ist das etwa die richtige Methode, Alarm zu schlagen?!»

Aber im Lager mit seinen Hunderten von Bewohnern ging es bereits drunter und drüber. In dem Versuch, die Evakuierung geordnet ablaufen zu lassen, drängte Asael seinen Schwager Abraham Dziencielski, eine grosse Gruppe tiefer in den Wald zu führen. Wild durcheinanderschreiend bemühten sich die Menschen, den Befehlen Folge zu leisten. Aber an eine geordnete Evakuierung war nicht mehr zu denken.

Zus und die Kämpfer griffen nach ihren Waffen und stellten sich zu einer Abwehrkette auf, obwohl der Feind durchs Dickicht noch nicht auszumachen war. Dann wurde das Dröhnen der deutschen Lastwagen von Schüssen übertönt. Im nächsten Augenblick wurde das Pferd einer der berittenen Wachen getroffen, und Ross und Reiter stürzten zu Boden.

Zus lief auf den Mann zu. Er hatte ihn gerade erreicht, als ein donnernder Geschosshagel aus deutschen Maschinengewehren und Granatwerfern über das Lager niederging. Jetzt konnte Zus die Deutschen durch die Bäume erkennen – er schätzte die Zahl der Angreifer auf über hundert Mann, die rasch auf die Stellung der Brüder vorrückten.

«Wir müssen sofort fliehen!», brüllte Asael. «Nichts wie weg hier!»

Hunderte von Lagerbewohnern Hefen tiefer in den Wald hinein, weg vom Lärm des deutschen Angriffs; sie liessen Pferde, Kühe, Kochgeschirr und alles andere zurück, was sie in den letzten Monaten mühsam zusammengetragen hatten. Nach einigen Minuten verhallte der Lärm der Schüsse, aber die Flucht ging weiter. Im Laufe der nächsten Stunden sammelte sich die verängstigte Schar irgendwie zu mehreren grossen Gruppen, die sich auf ein grosses Waldgebiet verteilten.

Zus und Asael durchsuchten die Wälder nach jeder Gruppe, bis sie schliesslich fast alle ausfindig gemacht hatten. Als sie die Anführer der Gruppen befragten, erfuhren sie, dass fünf oder sechs Männer beim ersten Ansturm ums Leben gekommen waren. Ausserdem waren drei Frauen und ein Kind auf der Flucht erschossen worden. Die jüdischen Kämpfer, so viel stand fest, hatten wahrscheinlich keinen einzigen Deutschen getötet.

Zehn Todesopfer – eine Tragödie, aber es hätte viel schlimmer kommen können. Die Bielski-Brüder wussten, dass sie mit knapper Not einer Katastrophe entronnen waren.

Doch Zus war wütend. Die ungeordnete Flucht der Nichtkämpfer hatte eine organisierte militärische Verteidigung des Stützpunkts verhindert, auch wenn der Feind zahlenmässig überlegen gewesen war. Er war der Ansicht, dass es nun Zeit war, die Gruppe aufzuteilen – in Nichtkämpfer und in Kämpfer. Die Soldaten mussten eine Chance bekommen zu kämpfen, ohne ständig die Sicherheit der Zivilisten im Blick haben zu müssen. *Wir werden alle umkommen, wenn wir so weitermachen*, dachte er.

Da Tuvia während des Angriffs mehrere Kilometer entfernt gewesen war, hatte er keine Ahnung von den Ereignissen. Als ein Bote seine Besprechung mit Fjodor Sinitschkin unterbrach und den Vorfall meldete, drängte der sowjetische Kommandeur Tuvia, sofort zu seinen Leuten zurückzukehren.

Also eilte er zum Stützpunkt zurück, fand diesen jedoch verlassen vor. Nur ein Mann war geblieben, der den Auftrag hatte, sich um die Pferde zu kümmern. Er hiess Lippa Kaplan, aber jeder nannte ihn «Lippa, den Schwarzen», weil er nur selten badete. Lippa war auf eine hohe Tanne geklettert und hatte von oben aus beobachtet, wie die Deutschen in das Gebiet eindrangten und nach versprengten Juden suchten. Nachdem Tuvia ein paar weiteren Nachzügler begegnet war, verbrachte er mit der kleinen Gruppe die Nacht im Wald, bevor sie zu der Stelle an der Memel weiterzogen, wo Zus und Asael den Grossteil der Gruppe um sich geschart hatten.

Tuvia beriet sich mit seinen Brüdern und erklärte dann den anderen ihren neuesten Plan. Er war gegen Zus' Idee, die Gruppe aufzuteilen. Stattdessen hielt er die Zeit für gekommen, an einen weiter entfernten Ort umzusiedeln, in ein Gelobtes Land für Partisanen, wo die grosse Gruppe so weiterleben konnte wie im vergangenen Jahr – zusammen.

Er wandte sich an die ganze Versammlung. «Eine derart grosse Gruppe kann sich nicht mehr verstecken wie bisher», erklärte er. «Der letzte Angriff war zwar kein Weltuntergang, aber wir haben gehört, dass die deutsche Wehrmacht Verstärkung schickt, um die Partisanen zu bekämpfen. Und bald werden sie nach uns suchen. Also haben wir beschlossen, in die Nalibocka-Wälder zu ziehen.»

Diese Wälder lagen etwa dreissig Kilometer östlich von Nowogródek. Es handelte sich um einen von Kanälen und Sümpfen durchzogenen Urwald, der seit den ersten Kriegstagen eine Hochburg der Partisanen war. Jahrhundertlang hatte der *Pascha* Rebellen und Räubern als Stützpunkt gedient, von dem aus sie Aktionen gegen die wechselnden Herrscher der Stadt starteten. Und zwar mit gutem Grund: Es war schwierig, in ihn einzudringen und nahezu unmöglich, sich darin zurechtzufinden.

Der Weg zu den grossen Wäldern führte durch besetztes Gebiet und war deshalb gefährlich. Aber die Brüder hielten *Pascha* für weitaus sicherer als die kleinen Wälder, in denen sie während des vergangenen Jahres gelebt hatten. Die Übersiedelung bedeutete auch, eine Gegend zu verlassen, die ihnen ihr Leben lang vertraut gewesen war. Hier hatten sie ein Netzwerk nichtjüdischer Verbündeter geschaffen und die meisten potenziellen Spitzel eingeschüchtert. Allerdings würden die Deutschen es sich bestimmt zweimal überlegen, bevor sie in einen derart gut geschützten Wald eindringen. Vielleicht würde die Bielski-Gruppe dort ja endlich ausser Gefahr sein.

Tuvia ritt auf seinem Pferd voran und liess es in den Fluss hineinwaten, um festzustellen, wie tief er war. Nachdem er eine Furt entdeckt hat-

te, ritt er durch das träge dahinfließende Wasser. Die Gruppe bildete eine Menschenkette und folgte ihm. Kinder wurden auf den Schultern ihrer Eltern getragen, während die Kämpfer den Älteren durch die Strömung halfen. Tuvia rief scherzhaft, er würde sein Volk zwar nicht über den Jordan, aber wenigstens über die Memel führen.

Aber niemand war zum Scherzen zu Mute, wie Tuvia sich erinnerte. Lebensmittel und Waffen waren knapp, und viele wurden krank, weil sie ständig den Elementen ausgesetzt waren. So viel von der Habe, die sie zusammengetragen hatten, war im Jasinowo-Wald verloren gegangen. Nun mussten sie auch noch ein fremdes Gebiet durchqueren, und das zu einer Zeit, in der Gerüchte über weitere Menschenjagden der Deutschen kursierten.

Unterwegs wurden kleine Trupps von Kämpfern ausgesandt, um Nachzügler ausfindig zu machen, die sich vielleicht nach dem Angriff verirrt hatten. Nachdem sie vier oder fünf Tage lang nachts marschiert waren und sich tagsüber ausgeruht hatten, erreichten fast alle aus der Gruppe ein Dorf am Nordrand des *Puscha*. Mehrere russische Einheiten waren hier stationiert, und mitfühlend betrachteten die Männer, wie die verdreckte Schar ins Dorf humpelte. «Macht euch keine Sorgen», erklärte ihnen ein Partisanenkommandant. «Die Führung denkt an euch. Wir werden das alle überleben.»

Nach ein paar Tagen zog die Einheit erneut los. Ihr Ziel war der Kroman-See im Südteil des *Puscha*; der Weg führte mitten durch den grossen Wald und unterschied sich völlig von dem, was die Bielski-Gruppe auf ihren früheren Märschen erlebt hatte. Bis jetzt hatten die Brüder ihre Lager stets in der Nähe eines Dorfes aufgeschlagen, das von den Kämpfern leicht erreicht werden konnte. Hier in dieser schier unendlichen Wildnis jedoch gab es kaum Strassen und nur wenige Bauernhöfe. Die Flüchtlinge fühlten sich wie in einer anderen Welt, an einem Ort, der von den Gräueln der deutschen Besetzung verschont geblieben war. Als sie wei-

terzogen, hörten sie in der Ferne Wölfe heulen, und man warnte sie vor Schwarzbären. Ein junger Mann aus Lodz versuchte, die allgemeine Stimmung zu heben, indem er Lieder sang und Witze erzählte.

Endlich erreichten sie das Ufer des Kroman-Sees, wo sich die erschöpfte Gruppe einfach auf dem Boden niederliess. Wie immer war die Beschaffung von Lebensmitteln das grösste Problem. Zur Überbrückung erhielt sie von einer nahe gelegenen russischen Einheit mehrere Säcke Roggen. Sie vermischten die Körner mit Mehl und Wasser zu einem wässrigen Brei, der zweimal am Tag gekocht wurde, um die jüdische Gemeinschaft zu ernähren. So wenig appetitanregend er auch war, bewahrte er doch achthundert Menschen vor dem Verhungern.

Nun mussten die Kämpfer den ganzen weiten Weg zum alten Gebiet der Einheit zurückkehren, denn Fjodor Sinitschkin, der Brigadekommandeur der Brüder, hatte zuvor die Order gegeben, dass die Bielski-Gruppe nur Lebensmittel in eigens ausgewiesenen Dörfern beschaffen durfte. Die Brüder wussten, dass die Partisanenführung sie des Raubes beschuldigen und ihnen möglicherweise das Kommando entziehen würde, wenn sie sich Proviant in den Dörfern rings um den *Puscha* besorgten. Also wurden die Kämpfer – eine Gruppe von fünfzig Mann unter Führung von Asael – sofort zurückgeschickt.

Kurz nach ihrer Ankunft im *Puscha* wurde Tuvia aufgefordert, sich im Hauptquartier des obersten Partisanenführers für dieses Hunderte von Kilometern grosse Gebiet zu melden: General Platon.

Die Brüder nannten den stämmigen, kahlköpfigen Russen den «höchsten Partisanenkommandeur», aber sein offizieller Titel lautete Sekretär des Baranowitscher Untergrunddistriktkomitees der Kommunistischen Partei der Bolschewiki in Weissrussland. Er war mehrere Monate zuvor per Fallschirm in der Region abgesprungen, um das Kommando über alle

Partisanenoperationen im Gebiet zwischen Lida im Norden und Baranowitsch im Süden, zwischen Iwenez im Osten und Schtschutschin im Westen zu übernehmen, ein riesiges Terrain aus Wäldern, ländlichen Gebieten und Kleinstädten, das sich über 135 Kilometer in ost-westlicher Richtung und mehr als 100 Kilometer in nord-südlicher Richtung erstreckte. Bis zum Jahresende hatte Platon sein Gebiet in vier Distrikte eingeteilt, in denen es insgesamt 23 aus 116 Abteilungen bestehende Brigaden gab. (Die Einheit der Brüder bildete eine Abteilung.)

Platon, der zwei Jahre älter als Tuvia war, war seit seinem Abschluss an der Militärakademie Ende der Zwanzigerjahre Mitglied der Kommunistischen Partei. Vor Kriegsausbruch hatte er eine Reihe von Parteipositionen bekleidet. In militärischen Angelegenheiten kannte er kein Pardon. Ansonsten war er ein jovialer und fröhlicher Mann.

«Er hatte einen grossen Bauch», erzählte Grigori Schewela, ein russischer Partisanengenosse von Platon. «Immer versuchte er ihn einzuziehen und so zu tun, als hätte er gar keinen. Er hatte viel Sinn für Humor. Ich erinnere mich noch, wie zwei Männer, die Wachdienst hatten, einmal ein tief fliegendes deutsches Flugzeug abschnitten. Irgendwie trafen sie den Treibstofftank, und das Flugzeug stürzte ab. Es war ein Wunder. Als Platon ihnen einen Orden verlieh, sagte er: ‚Wie könnt ihr es wagen, ein deutsches Flugzeug abzuschneiden, wenn ihr Wache schieben sollt!‘ Die Männer lachten und versprachen, es nie wieder zu tun. Er war ein fröhlicher Mann, offen gegenüber allen.»

Aber Platon hatte auch einen schwarzen Fleck in seiner Militärlaufbahn. 1937 war er anonym wegen einer angeblich beleidigenden Äusserung über den Staat denunziert und zur Strafe in einen fernöstlichen Teil der Sowjetunion verbannt worden. Im Laufe der vergangenen sechs Jahre hatte er allmählich das Vertrauen seiner Vorgesetzten zurückgewonnen. Seine hohe Position im westlichen Weissrussland stellte eine erhebliche Rehabilitierung dar.

Mit einem kleinen Begleittrupp galoppierte Tuvia zu Platons Kommandozentrale, die sich im nördlichen Teil des *Puscha* befand. Er hoffte, auf General Platon einen guten Eindruck zu machen. Sein Ziel war, ihn über den bedeutenden Beitrag der jüdischen Gruppe zum Partisanenkampf aufzuklären und ihn davon zu überzeugen, dass ihr rein jüdischer auch ein sowjetischer Kampf war. Allerdings wollte er sich auch beschweren, denn ihm kamen immer häufiger Gerüchte über sowjetische Einheiten zu Ohren, die kleine jüdische Gruppen angriffen und ihnen die Waffen abnahmen, so dass sie praktisch machtlos gegen die Deutschen und andere Feinde waren.

Die jüdischen Partisanen preschten mit donnerndem Hufgetrappel in den Stützpunkt. Nachdem sie einen Kontrollposten passiert hatten, wurde Tuvia in General Platons Hauptquartier eskortiert. So etwas hatte Tuvia in den Wäldern noch nie gesehen. Es war die Stube eines echten Armeeoffiziers, in der sich Karten und Zeitungen türmten. Die Wände waren mit Fallschirmseide – ein kostspieliger und schwer zu beschaffender Stoff – verkleidet. Feldstecher, Kompass, Pistolen und andere militärische Accessoires lagen herum, und aus Funkgeräten ertönten knisternd Meldungen ferner Kampfeinheiten.

Platon hiess Tuvia willkommen und stellte ihn einer Reihe seiner untergeordneten Kommandeure vor.

«Bitte erzähl uns von deiner Einheit», forderte Platon Tuvia auf, nachdem man genug geplaudert hatte.

Tuvia schilderte in groben Umrissen, wie die Gruppe angefangen hatte, wie sie sich bemühte, «sowjetische» Bürger aus den Ghettos zu retten, wie sie Kollaborateure bestrafte und wie sie die Infrastruktur und die Aussenposten der Deutschen angriff. Er sagte, die Einheit bestehe mittlerweile aus achthundert Personen und sei damit viel grösser als die übliche Partisanenabteilung mit etwa 150 Mitgliedern, aber er wies auch daraufhin, dass viele von ihnen unbewaffnet seien.

Platon war von seiner Darstellung beeindruckt. «Du bist ein ent-

schlossener Kämpfer und ein guter Bolschewik», lobte er Tuvia und vermittelte ihm das Gefühl, einen wertvollen Verbündeten gewonnen zu haben. «Die übrigen Kommandeure sollten sich an dir ein Beispiel nehmen. Wir müssen die Streitkräfte am Leben erhalten, um Genosse Stalins Befehle auszuführen.»

Dann erwähnte der jüdische Kommandeur die Berichte über antisemitische Angriffe auf jüdische Abteilungen. Platon pflichtete ihm bei, dass die Angelegenheit ernst zu nehmen sei, und versprach, sie demnächst zu untersuchen.

Anschliessend erklärte der General Tuvia, dass sich die Abteilung der Brüder ein paar äusserlichen Veränderungen unterziehen müsse. Von nun an würde sie «Ordschonikidse» heissen, zu Ehren von Grigori Ordschonikidse, einem frühen Sowjetführer und Kommandeur der Roten Armee, der 1937 unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen war. Fjodor Sinitschkins Brigade wurde von «Lenin» in «Kirow» umbenannt. Ihr würden weiterhin die Einheit der Brüder, Viktor Pantschenkows Oktober-Abteilung und drei andere Gruppen angehören.

Allerdings hatte der General viel dringendere Angelegenheiten mit Tuvia und den anderen Kommandeuren zu besprechen: Die Deutschen kamen. Sie drangen in die Nalibocka-Wälder ein, und zwar in einer Stärke, wie sie diese Region noch nie erlebt hatte.

«Es wird Zeit, dass wir uns auf einen Grossangriff vorbereiten», sagte er.

Platon übergab das Wort einem seiner Oberadjutanten, einem grossen, bärtigen Russen mit wilden Augen namens Jefim Gapajew, der den Partisanennamen «Sokolow» trug.

Er stellte einen Plan vor, wie der Wald zu befestigen sei. Den Brigaden wurden zu verteidigende Abschnitte zugeteilt; einzelnen Abteilungen innerhalb dieser Brigaden oblag es dann, Teile dieser Abschnitte zu sichern. Nachdem Sokolow geendet hatte, merkte Tuvia an, sie würden Hilfe benötigen, um ihren Abschnitt zu halten, da seiner Gruppe viele

Alte und Kinder angehörten. Daraufhin kommandierte Sokolow Kämpfer aus einer anderen russischen Einheit zu der jüdischen Gruppe ab.

Als Tuvia die Besprechung verliess, konnte er kaum fassen, dass ihnen schon wieder ein Angriff bevorstand, gegen den all die anderen Übergriffe auf seine Einheit ein Kinderspiel gewesen waren. Statt im *Puscha* einen sicheren Zufluchtsort zu finden, hatte er seine Gruppe in ihre bislang gefährlichste Lage gebracht.

Begleitet von seinen Männern, galoppierte er zum Stützpunkt zurück. Nach ihrer Ankunft ordnete Tuvia einen Trupp ab, der einer russischen Einheit dabei zur Hand gehen sollte, Bäume zu fällen, um den Deutschen die Zufahrt in die Wälder zu blockieren. Am Waldrand wurden Schützenlöcher ausgehoben, und entlang den Strassen wurden Minen – hergestellt von einem Mitglied der Bielski-Gruppe, der diese Kunst von einem sowjetischen Kämpfer gelernt hatte – gelegt.

Die Moral in der jüdischen Gruppe war auf ihrem Tiefpunkt angelangt.

«Was sollen wir denn mit so wenigen Waffen gegen einen so starken und Furcht einflössenden Feind ausrichten?», fragte jemand Tuvia.

Er wusste es nicht.

JULI BIS SEPTEMBER 1943

DER DEUTSCHE ANGRIFF sollte Tuvias schlimmste Befürchtungen bestätigen.

General Curt von Gottberg entsandte eine grosse Kampftruppe erfahrener Partisanenjäger, die jeden «Banditen» in dem breiten Landstrich zwischen dem Lipitschanska-Puscha und den Nalibocka-Wäldern ausmerzen sollte. «Partisanengruppen sollen vernichtet, ihre Lager und Bunker zerstört und ihre Vorräte beschlagnahmt werden», hiess es in einem Befehl vom 7. Juli an die Kommandeure der Operation Hermann, dem Codenamen der bevorstehenden Aktion. Der Angriff galt auch Dörfern, die mit den Partisanen sympathisierten; dabei sollten Vieh und Lebensmittel beschlagnahmt und die Bauern liquidiert oder als Zwangsarbeiter nach Deutschland geschickt werden. Es würde, wie es in den Befehlen hiess, «rücksichtslos gegen alles vorgegangen» werden.

Die Kampfseinheiten der Nazis hatten den Grossteil des vergangenen Jahres die besetzten Gebiete durchkämmt und das Prinzip «verbrannte Erde» gegen alle angewendet, die für die Partisanen waren. Viele Soldaten hatten bereits als Mitglieder der SS-Einsatzgruppen an den früheren Massakern an Juden in Weissrussland, Litauen und der Ukraine teilgenommen. Nachdem die Vernichtung der Juden der Sowjetunion grossenteils abgeschlossen war, wurden die Mörder im Kampf gegen Partisanen eingesetzt.

Die berühmteste dieser Einheiten war das SS-Sonderbataillon unter SS-Obersturmbannführer Oskar Dirlewanger. Es bestand aus sechs

Kompanien mit insgesamt fast neunhundert Mann und war 1941 auf Geheiss von Reichsführer Heinrich Himmler gebildet worden, der es mit Männern bestückte, die er aus deutschen Gefängnissen entlassen hatte. Dirlewanger war keinen Deut besser als sie. Selbst Himmler bezeichnete ihn als «komischen Kerl».

Dirlewanger, ein Mann mit tief liegenden, bösartigen Augen, war ein dekoriertes Teilnehmer des Ersten Weltkriegs und zunächst der NSDAP und 1934 schliesslich der SA beigetreten. Noch im selben Jahr wurde er wegen sexueller Beziehungen zu einem Untergebenen festgenommen und wegen dieses «niederträchtigen Verbrechens» und seines «üblen Charakters, der sich an seinem Verhalten zeigt» aus der Partei ausgeschlossen. Nach einer 20-monatigen Gefängnisstrafe kämpfte er in den nächsten beiden Jahren bei einer deutschen Einheit im Spanischen Bürgerkrieg.

1940 wurde Dirlewanger rehabilitiert, in die SS aufgenommen und mit dem Kommando von Himmlers verbrecherischem Bataillon betraut. Anfang 1942, nachdem die Einheit eine Zeit lang in Polen gedient hatte, wurde sie in die besetzte Sowjetunion verlegt, wo sie den Kampf gegen Partisanen aufnahm und skrupellos auch Zivilisten verfolgte. Dirlewanger liess Frauen und Kinder verhaften und zwang sie, durch Minenfelder zu marschieren. Er steckte ganze Dörfer in Brand und massakrierte die zivile Bevölkerung, oft aufgrund des leisesten Verdachts, dass die Bewohner mit dem Feind sympathisierten. All das trug ihm hohes Lob in Berlin ein. Im Laufe des Jahres wurde sein Wagemut mit vier Orden belohnt, und mehrere seiner Männer wurden befördert.

In der ersten Hälfte des Jahres 1943 zogen Dirlewanger und seine Männer plündernd, brandstiftend und mordend durch Weissrussland, und zwar im Rahmen eines Feldzugs, der zum Tod zehntausender weissrussischer und polnischer Bauern und zur Zerstörung hunderter Dörfer führte, die meist nie wieder aufgebaut wurden. Allein an zwei Tagen im Februar zerstörte die Einheit vier Dörfer, und an einem einzi-

gen Märztag «säuberte» sie, wie es euphemistisch im Kriegsbericht hiess, weitere drei. Anfang Mai berichtete Dirlewanger, seine Männer hätten 386 Partisanen und 294 Zivilisten getötet, während nur drei seiner Männer verwundet worden seien – Zahlen, die Militärhistoriker wie French L. MacLean zu der Schlussfolgerung veranlassten, dass die Einheit einfach nur Massenvernichtungen durchführte.

Die Operation Hermann würde Dirlewangers sechzehnter gross angelegter Feldzug gegen die Partisanen sein. Seiner Einheit schlossen sich mehrere andere Kampfeinheiten mit einem ähnlich grausamen Ruf an. Eine von ihnen, das SS-Polizeiregiment 2, hatte sich im April mit Dirlewanger zu zwei Operationen zusammengetan – bei einer waren feindliche Kämpfer ausgeräuchert worden, die sich in den Ruinen der Stadt Minsk verschanzt hatten. An der Operation Hermann sollten sich auch eine SS-Infanteriebrigade, Schützenregimenter, Gendarmenzüge, eine polnische Scharfschützeneinheit, SD-Kommandoeinheiten, litauische Polizeiregimenter und Luftwaffengeschwader beteiligen.

Die Truppen hatten den Auftrag, die Partisanen auf der Flucht zu verfolgen, was bedeutete, dass sie durch Wälder und Sümpfe marschieren müssten und dabei riskierten, in Minenfelder und Fallen zu geraten.

«Es sollte beachtet werden, besonders aufgrund früherer Begegnungen mit Partisanen, [...] dass die Partisanen, sobald sie merken, dass sie von Deutschen angegriffen werden, versuchen werden, sich in unzugänglichen Sümpfen zu verstecken oder sich als friedliche Bewohner zu verkleiden», heisst es in den Befehlen für die Operation Hermann. «In diesem Gebiet, das von Sümpfen und fliessenden Gewässern aller Grössen durchschnitten wird, müssen sich die Truppen darauf einstellen, Wasserwege und Behelfsbrücken zu benutzen.»

Die deutschen Truppen rückten am 15. Juli vor. Noch mehrere Tage würden vergehen, bis der Feind sich der Bielski-Gruppe näherte, die sich

in den Nalibocka-Wäldern unweit des Kroman-Sees verbarg.

Die Brüder und ihre Mitstreiter hörten den Schlachtenlärm, lange bevor sie irgendwelche Kampfhandlungen beobachten konnten. Die vorrückenden Deutschen beseitigten mit schwerem Gerät die gefälltten Bäume, die die unbefestigten Wege in die Mitte des *Puscha* blockierten. Nachdem die Wege in den letzten Julitagen geräumt worden waren, rumpelten Panzerfahrzeuge in die Wälder. Die Nichtkämpfer in der Bielski-Gruppe wurden tiefer in den Wald hineingeschickt, während sich etwa hundert jüdische Partisanen zusammen mit zweihundert russischen Verbündeten auf einen Überraschungsangriff gegen den Feind einstellten, der sich von Osten näherte.

Aber bevor die Deutschen in Schussweite waren, gab ein russischer Partisan – ein Verräter, wie sich später herausstellte – einen Gewehrschuss ab, der die Deutschen vor dem drohenden Hinterhalt warnte. Die Nazis sprangen von ihren Lastwagen und feuerten in alle Richtungen, während die Partisanen ihre Stellungen aufgaben und sich in den Wald zurückzogen.

Die Bielski-Kämpfer kehrten zu dem Versteck zurück, wo sich die Nichtkämpfer sammelten. Die Stimmung war verständlicherweise angespannt. Schon bald verbreiteten sowjetische Späher die Nachricht, dass der *Puscha* völlig umstellt sei. Die Deutschen besetzten alle kleinen Dörfer am Rand des grossen Urwalds. Zuerst fiel das Städtchen Nalibocki, ein paar Kilometer östlich, an die Angreifer. Dann wurde der Weiler Kletischa, einige Kilometer nördlich der Position der Brüder, eingenommen. Die Schlinge zog sich zusammen.

Als die deutschen Truppen anschliessend in den Wald eindrangen, setzten General Platons Partisanenkämpfer ihnen beherzten Widerstand entgegen. Aber schon nach wenigen Stunden wurde klar, dass es den Nazitruppen mühelos gelingen würde, sich tiefer in die Wälder vorzuarbeiten. Die Partisanen zogen sich stündlich weiter zurück.

Während in der Ferne noch Kampfeslärm tobte, kam ein polnischer Partisanenkommandeur zum Lager der Brüder, um ihnen mitzuteilen, dass die Deutschen nun nur noch zwei Kilometer vor seiner Einheit stünden.

«Verliert den Mut nicht», sagte der Pole und gab Tuvia die Hand. «Wir sind von allen Seiten umzingelt.» Dann galoppierte er zu seinen Männern zurück, während die Brüder über ihren nächsten Schritt nachdachten.

Allerdings waren sie ziemlich ratlos. Einige Stunden später ritten Tuvia und Asael deshalb zu einer nahen russischen Einheit, in der Hoffnung, mehr über die Marschbewegungen der Deutschen zu erfahren. Dort hörten sie, dass die Gruppe des polnischen Kommandeurs bereits überrollt worden war und dass die Deutschen am nächsten Morgen am Bielski-Stützpunkt erwartet wurden.

«Was werdet ihr tun?», fragte Tuvia den russischen Kommandeur.

«Wir müssen verschwinden!», erwiderte der Mann.

«Aber wohin?», wollte Tuvia wissen.

Der Mann konnte ihm das auch nicht sagen und riet ihm schliesslich, so zu handeln, «wie du es für richtig hältst».

Tuvia und Asael kehrten zum Lager zurück, wo eine verängstigte Schar von achthundert Menschen – Kämpfern und Nichtkämpfern – auf Anweisungen wartete. Russische Partisanen hasteten zu Pferde am Lager vorbei und vermittelten den Eindruck, die Schlacht stünde unmittelbar bevor. Tuvia war klar, dass alle irgendeinen Vorschlag von ihm erwarteten. Aber er hatte keinen. Stattdessen versuchte er, die Ruhe zu bewahren. Er wusste, dass er unter allen Umständen eine Massenpanik verhindern musste.

Also erklärte er, es sei möglich, den Deutschen zu entkommen und diese Prüfung zu überleben. «Was wir brauchen, ist Gelassenheit und Mut», sagte er.

Doch nicht alle liessen sich beschwichtigen. Grischa Latij, der Nichtjude, der ein führendes Mitglied der rebellischen Komsomolzen war,

scharte ein paar Verbündete um sich und verliess den Stützpunkt, entschlossen, allein zu kämpfen. Diese Entscheidung löste sofort eine Panik aus. Eine grosse Menge versuchte, Grisca und seinen Männern zu folgen, da diese anscheinend wussten, was sie taten.

Überrascht von dem Tumult, erkannte Tuvia, dass er diesem Ungehorsam sofort einen Riegel vorschieben musste. Er eilte Griskas Gruppe nach, stellte sich ihr in den Weg und befahl allen, ins Lager zurückzukehren. «Die Nacht bricht an», rief er. «Die Deutschen werden in der Nacht nicht angreifen. Und dann werden wir fliehen! Alle müssen zurückkommen!»

Und wie durch ein Wunder folgten die Menschen diesem Befehl.

Im Laufe der nächsten Stunden kamen immer wieder Partisanengruppen vorbei, um tiefer in den Wäldern Stellung zu beziehen. Als die Dunkelheit hereinbrach, verhallte der Lärm der Schüsse. Wie Tuvia vorhergesagt hatte, legten die Deutschen eine nächtliche Ruhepause ein.

Da Tuvia einen Fluchtplan versprochen hatte, würde er nun auch einen präsentieren müssen. Dass ihm einfach nichts einfallen wollte, machte ihm zunehmend zu schaffen. Doch da hatten zwei Männer die rettende Idee. Anders als die meisten Mitglieder der Bielski-Gruppe kannten Michal Mechlis und Akiva Szymonowitz den *Puscha* wie ihre Westentasche. Mechlis hatte vor dem Krieg als Landvermesser im Wald gearbeitet, während Szymonowitz als Händler in der Nähe des *Puscha* geschäftlich tätig gewesen war.

«Wir kennen den Weg», erklärte Mechlis Tuvia. «Es ist eine schwierige Route durch die Sümpfe. Aber wenn wir bis zur Insel Krasnaja Gorka durchkommen, könnten wir es schaffen.»

«Woher weisst du, dass die Deutschen nicht auch in dieses Gebiet vordringen werden?», erkundigte sich Tuvia.

«Dafür gibt es keine Garantie», erwiderte Mechlis.

Da sie keine andere Wahl hatten, beschlossen sie, noch in dieser Nacht

durch die Sümpfe bis Krasnaja Gorka zu ziehen. Tuvia wandte sich an die Gruppe.

«Der Feind ist sehr nahe, aber wir haben entschieden, tiefer in die Wälder zu gehen», sagte er. «Wir werden schwieriges und sumpfiges Terrain durchqueren. Dabei müssen wir absolut still sein, und alle müssen unseren Befehlen gehorchen. Lasst alle entbehrlichen Dinge zurück – wir wollen sie nicht unterwegs wegwerfen und so eine Spur für den Feind hinterlassen. Nehmt so viel zu essen mit, wie ihr tragen könnt – sonst nichts.»

Alle stopften sich die Taschen mit Weizen- und Roggenkörnern, getrockneten Erbsen und verschimmelten Steckrüben voll, während die Kühe und Pferde, die sie sich in den letzten Wochen beschafft hatten, in der Wildnis des *Puscha* sich selbst überlassen wurden. Und dann folgte die gewaltige Menschenmenge Mechlis in den Sumpf. Viele zogen die Schuhe aus, weil sie glaubten, barfuss leichter durch den Morast zu kommen. Kinder wurden von ihren Eltern auf dem Rücken getragen.

Langsam und schweigend zogen die achthundert Menschen in dieser unheimlich windstillen Nacht im Gänsemarsch durch die Sümpfe. Ausser dem Patschen blosser, im Morast einsinkender Füsse und dem Muhen der Kühe, die irgendwo im Wald herumstreunten, war kein Laut zu hören. Das Wasser reichte den Flüchtlingen manchmal bis zur Brust, war zumeist aber kaum knöcheltief.

Gegen Mitternacht ertönte in der Ferne ein Lautsprecher. Der Aufruf erfolgte zuerst auf Russisch, dann auf Polnisch: «Partisanen! Ihr wisst, ihr könnt nicht gegen unsere Panzer und Kanonen Krieg führen. Wenn es Tag wird, legt die Waffen nieder und ergebt euch.»

Kurz vor Morgengrauen erreichte die Gruppe eine trockene Stelle zwischen einigen Büschen, wo sich viele erschöpft auf dem Boden niederliessen. Aber noch hatten sie die Insel Krasnaja Gorka nicht erreicht. Obwohl die Strapazen noch lange nicht ausgestanden waren, schliefen

einige ein. Wer schnarchte, wurde geweckt, damit sie sich nicht durch unnötige Geräusche verriet. Stumm sass Tuvia zwischen seinen Leuten und dachte an die Zeit, als sich die Gruppe gerade erst in den Wald geflüchtet hatte; auch damals hatten sie jeden Laut vermeiden müssen.

Als die Sonne aufgegangen war, entdeckten Tuvia, Asael und der ortskundige Mechlis einen trockenen Pfad, der sie zu dem in der Nacht verlassenen Lager zurückführen würde. Sie beschlossen herauszufinden, wo sich die Deutschen gerade aufhielten.

Während sie auf das alte Lager zupirschten, glaubte Tuvia für einen Moment, dass die Gefahr vielleicht gebannt war und dass die Deutschen sich zurückgezogen hatten. Doch schon im nächsten Augenblick erzitterte die Luft vom Lärm schweren Feuers. Die drei sprangen ins Gebüsch und warteten darauf, dass das Schiessen aufhörte.

Tuvia war klar, dass die Schüsse von den Deutschen kamen und dass sich diese entweder im Lager oder in dessen Nähe befanden. Sobald die Schüsse verstummen, eilten die drei zur Gruppe zurück.

Sie hatten gerade ein paar hundert Meter zurückgelegt, als das Feuer erneut einsetzte. «Ich dachte, es galt uns», erinnerte sich Tuvia später. Seiner Schätzung nach waren die Deutschen etwa einen halben Kilometer von ihnen entfernt, und er war sicher, dass man sie entdeckt hatte.

Die drei warfen sich auf den Boden; die Schreie der weissrussischen Freiwilligen, die als Vorhut der Deutschen dienten, gellten ihnen in den Ohren. «Fangt die Tiere!», brüllten sie. «Fangt die Tiere!»

Wie durch ein Wunder gelang es ihnen, unbemerkt zu entkommen, und sie hasteten zu der Gruppe zurück, die erneut in Panik geraten war. Eine Mutter flehte ihr Kleinkind an, nicht mehr zu weinen; ein alter Mann murmelte Gebete vor sich hin. Deutsche Mörsergranaten trafen Baumspitzen in der Nähe, so dass die Funken in alle Richtungen stoben.

Nachdem Tuvia zum Aufbruch in den Sumpf gedrängt hatte, ging die Flucht der verängstigten Menschen nach Krasnaja Gorka weiter.

Das Glück war auf ihrer Seite. Die Sümpfe, durch die die Gruppe wadete, war von hohen Gräsern überwuchert, sodass die vielen Menschen sich auf der Flucht vor dem Feind verstecken konnten. Zwar kreisten Luftwaffenflugzeuge über ihnen, aber keines entdeckte die lange Kolonne der Marschierenden. Aus der Ferne waren deutsche Stimmen zu vernehmen – «Heinz, fang das Pferd ein!», brüllte ein Mann –, doch keiner der Soldaten bemerkte die Flüchtlinge, die sich durchs Gras schlichen.

Im Laufe der Stunden humpelten immer mehr Marschierende vor Erschöpfung und mussten zum Weitergehen angetrieben werden. Die mageren Essensvorräte gingen zur Neige, und alle litten Hunger. Frauen stützten sich auf die Männer vor ihnen, und die Kämpfer hatten alle Hände voll zu tun, damit die Alten nicht ins Wasser fielen.

Als der Abend dämmerte, erreichte die Einheit ein Waldgebiet, das zwar überflutet war, aber ausreichend Deckung bot. «Ich band meinen Gürtel und mein Waffenhalter zusammen, gurtete mich damit an einen Baumstamm und döste unruhig vor mich hin», erinnerte Tuvia sich später. «Bald folgten die meisten meinem Beispiel, während andere auf die Bäume kletterten, um sich dort auszuruhen.»

Wer nicht schlafen konnte, suchte nach etwas Essbarem, und man entdeckte schliesslich ein paar Himbeersträucher.

«Wir hatten absolut nichts zu essen», berichtete Leah Johnson, geborene Bedzowsky. «Als wir die Beeren an den Bäumen sahen, wussten wir nicht, ob sie essbar waren. Es war schrecklich.»

Langsam und ungewöhnlich still verging die Nacht. Selbst die Kinder vethielten sich die ganze Zeit ruhig.

Als sich am nächsten Morgen der Nebel über dem Sumpf lichtete, setzte die Gruppe ihren Marsch nach Norden, nach Krasnaja Gorka, fort. Und wieder war das Glück mit ihnen. Die Insel war nur ein paar hundert

Meter entfernt, und schon bald befanden sich die achthundert Menschen auf einem kleinen Landstück, das auf allen Seiten von Sumpf umgeben war.

Aber noch immer war der Lärm von Artillerief Feuer zu hören. Zwar hatte die Gruppe einen scheinbar sicheren Zufluchtsort erreicht, doch die Gefahr war noch nicht gebannt.

Was nun? Tuvias Plan sah vor, auf dieser Insel inmitten der Sümpfe und im riesigen *Puscha* zu bleiben, bis die Deutschen die Belagerung beendeten. Aber wie lange würde das dauern? Vor allem: Was sollten sie essen? Auf den Marsch nach Krasnaja Gorka hatten sie nur wenige Vorräte mitgenommen. Inzwischen war fast alles aufgebraucht.

Nachdem sich alle eingerichtet hatten, führten die Brüder einen Namensappell durch und stellten fest, dass sechs Menschen fehlten, darunter ein Vater mit seinen beiden Kindern und ein alter Mann namens Schmucl Pupko. Drei Männer erboten sich, nach ihnen zu suchen. Am Abend kehrten sie mit allen Nachzüglern zurück.

Als ein Tag und noch einer vergingen, spitzte sich das Versorgungsproblem zu. Selbst ein Stück altbackenes Brot wurde eine kostbare Delikatesse, die der Besitzer hinter einem Baum oder Busch, fern von gierigen Augen und Händen, verzehrte. Manche waren so geschwächt, dass sie nur noch erschöpft auf dem Boden lagen. Bald traten die ersten Symptome von Unterernährung wie geschwollene Augenränder und schupelige Haut auf. «Sie löste sich einfach vom Körper», erinnerte sich Murray Kasten. «Sie liess sich wie Papier abziehen.»

Da der Angriff der Deutschen um sie herum weitertobte und Schüsse über die Sümpfe hallten, konnten die Kämpfer es nicht riskieren, in den Dörfern am Rande des *Puscha* Verpflegung zu besorgen.

Nachdem ein weiterer Tag vergangen war, beschloss Tuvia, den Späher Akiva Szymonowitz und ein paar andere loszuschicken, um heraus-

zufinden, ob man das nächste Dorf, Kletischa, erreichen könne. Mehrere Stunden später kehrten sie zurück und meldeten, dass die Deutschen überall waren.

Nach einer Woche verloren die Menschen allmählich die Hoffnung, und viele befürchteten, Krasnaja Gorka würde ihre letzte Ruhestätte werden.

Einige Kämpfer redeten davon, die Blockade zu durchbrechen, ganz gleich, wo die Deutschen gerade stationiert waren. Zus, stürmisch wie immer, machte sich besonders dafür stark, diesen Durchbruch zu riskieren. «Ich wollte einfach nicht herumsitzen und verhungern», erklärte er später.

«Er sagte zu mir», fügte seine Frau Sonja hinzu: «Ich kann den Hunger nicht ertragen. Ich kann's einfach nicht. Wer will mit mir gehen?»

Achtzig Kämpfer begleiteten Zus, der jeden zu erschiessen drohte, der ihnen zu folgen versuchte. Sein Plan bestand darin, durch die deutschen Angriffslinien zu schlüpfen und in das ehemalige Gebiet der Brüder in der Region um Stankewitsch zurückzukehren, um dort Lebensmittel zu beschaffen. Falls Zus und seine Männer zu dem Schluss kommen sollten, dass die Stellungen der Deutschen unpassierbar waren, würde er einen Kundschafter nach Krasnaja Gorka schicken, um alle anzuweisen, dort zu bleiben. Aber wenn die Gruppe auf der Insel in den nächsten beiden Tagen nichts von ihnen hörte, sollte sie davon ausgehen, dass die Einheit einen sicheren Schleichweg gefunden hatte. Dann sollten sich die anderen auf einer ähnlichen Route auf den Weg zurück ins Gebiet von Stankewitsch machen.

Es war ein hochriskanter Plan. Denn wenn die Deutschen Zus' Gruppe töteten, bevor er einen Kundschafter losschicken konnte, würden die Menschen aus Krasnaja Gorka in eine tödliche Falle laufen. Allerdings fanden die Brüder, dass sie keine andere Wahl hatten. Wenn sie diesen Ort nicht bald verließen, würden sie ohnehin sterben.

Nachdem sie zwei Tage lang nichts von Zus' Männern gehört hatten, zogen sie in kleinen Gruppen von zwanzig bis dreissig Personen los, die

jeweils von erfahrenen Partisanen wie Yehuda Bielski, Pesach Friedberg und Yehuda Levin geführt wurden. Die letzte Gruppe stand unter dem Kommando von Tuvia, Asael und Layzer Malbin; ihr gehörten die schwächsten und krankesten Nichtkämpfer an.

Die Gruppe durchquerte vorsichtig das Gebiet und marschierte durch die Sümpfe bis zum Rand des *Puscha*. Immer wieder stiessen sie auf weggeworfene deutsche Zigarettenpäckchen, Haufen von leeren Patronenhülsen und sogar zusammengeknüllte deutsche Zeitungen. Anscheinend hatten die Deutschen zumindest einen Teil der Stellungen aufgegeben.

Schliesslich erreichten die Bielski-Gruppen den Fluss, der die Westgrenze des *Puscha* bildete. Ein Mann ertrank; alle anderen verliessen wohlbehalten die Nalibocka-Wälder. Kaum jemand war in Feierstimmung, aber alle wussten, dass sie etwas Grosses geleistet hatten. Ein müdes, halb verhungertes Häufchen Menschen hatte es fast zwei Wochen lang geschafft, die grausamsten Truppen zu narren, die Hitler je in die Schlacht geschickt hatte. Es war eine der gewaltigsten Fluchtaktionen des Zweiten Weltkriegs, unübertroffen in ihrer Kühnheit und unter einem glücklichen Stern stehend. Die früheren auf wundersame Weise geglückten Befreiungsoperationen der Bielskis waren offenbar nur die Generalprobe gewesen.

Allerdings machte sich auf dem Rückmarsch in das Gebiet um Stankewitsch niemand Gedanken darüber. Schliesslich kehrten sie in eine Gegend zurück, aus der sie erst vor zwei Monaten geflohen waren, gerade weil es dort zu gefährlich geworden war. Deshalb glaubten viele, sie würden dem Tod geradewegs in die Arme laufen.

Eine der kleinen Bielski-Untergruppen – ihr gehörten etwa dreissig Menschen an – beschloss, nicht in die Region um Stankewitsch zurückzukehren. Sie wollten im *Puscha* bleiben, um dort einen Stützpunkt für die anderen vorzubereiten, falls in ihrem ehemaligen Gebiet auch weiterhin

Gefahr drohte. Die Gruppe wurde von Israel Kessler angeführt, dem Mann, der von den Brüdern entdeckt worden war, als er sich mit mehreren seiner Gefolgsleute bei Abelkewitsch versteckt hatte, und der mit den rebellischen Komsomolzen gemeinsame Sache gemacht hatte. Er stammte aus dem Dorf Nalibocki und fühlte sich in der Umgebung des *Puscha* zu Hause.

Den Brüdern war Kessler zunehmend suspekt, denn er war Gerüchten zufolge vor dem Krieg ein Dieb gewesen und hatte sogar einige Zeit im Gefängnis gesessen. Bislang jedoch hatte er sich als Gewinn für die Einheit erwiesen, weshalb er den Segen der Brüder bekam, im *Puscha* zurückzubleiben. Tuvia bat ihn, am 1. September einen Boten mit einem Bericht über den Stand der Entwicklungen in das noch zu errichtende Hauptquartier der Brüder zu schicken.

Kesslers Gruppe zog kreuz und quer durch den *Puscha*, machte einen grossen Bogen um deutsche Einheiten und versuchte, etwas Essbares aufzutreiben. Eines Tages stiessen sie auf ein erschossenes Pferd. «Weil wir am Verhungern waren und nicht wagten, Feuer zu machen, schnitten wir das Fleisch klein und assen es roh», erinnerte sich Isak Nowog. Kurz darauf drang eine Gruppe von acht Mann in ein Bauernhaus ein, und obwohl man auf sie schoss und Hunde auf sie hetzte, schafften sie es, mit einem ansehnlichen Vorrat an Lebensmitteln davonzukommen.

Ein paar Tage später, als sich die Gruppe gerade ausruhte, sprang Kessler plötzlich auf und rief, er rieche Rauch. Rasch kletterte er auf einen Baum, um sich einen besseren Überblick über die Umgebung zu verschaffen.

«Überall brennt es!», schrie er von oben.

Offenbar waren Kletischa, Nalibocki und mehrere andere Gemeinden rings um den *Puscha* von den Nazitruppen auf dem Rückzug ausgeplündert und in Brand gesteckt worden. Die Bewohner hatte man entweder umgebracht oder sie in Lastwagen nach Deutschland deportiert.

Die Kessler-Gruppe zog los, um die Dörfer zu erkunden. In jedem trafen die Partisanen die gleiche Szene an: Nicht ein einziges Gebäude war stehengeblieben, und sie fanden keinen lebenden Bewohner. Anscheinend hatten die Deutschen, die nicht so viele Partisanen wie erhofft hatten töten können, ihre Wut an den Bauern ausgelassen.

Für Kesslers Männer bedeutete die Zerstörung der Dörfer anders als für die Bauern keine Katastrophe, sondern einen Glücksfall. Nun brauchten sie keine potenziellen oder tatsächlichen Informanten mehr zu fürchten und hatten ausserdem Zugriff auf die Lebensmittel und anderen Vorräte, die die Deutschen nicht hatten wegschaffen können – und das war eine ganze Menge.

Die Partisanen stiessen auf Hühner, Schweine und Kühe, die zwischen den Trümmern herumstreuten. Sie plünderten die Honigwaben von Bienenstöcken und stöberten in Kellern nach Kartoffeln. In den Gärten und auf den Feldern entdeckten sie erntereifes Gemüse und Weizen. Karren, Nähmaschinen, Schusterwerkzeug und Dreschmaschinen warteten nur darauf, von ihnen abtransportiert zu werden. So konnten sie den Grossteil dessen ersetzen, was sie während der überhasteten Flucht vor den Deutschen in den vergangenen zwei Monaten verloren hatten.

Es dauerte mehrere Tage, alles zu einem kleinen Stützpunkt zu bringen, den sie unweit der Insel Krasnaja Gorka errichtet hatten. Die Kämpfer tafelten wie die Waldkönige, tanzten ums Feuer und hoben Kessler auf die Schultern. Bei einem Besuch im Partisanenhauptquartier boten sie einem von Platons Stellvertretern in Honig eingelegte Kirschen an.

Aber zumindest ein Mitglied von Kesslers Gruppe, Abraham Weiner, war das Verhalten des Anführers zunehmend nicht geheuer. Er beobachtete, dass Kessler aus Bauernhöfen Schmuck, Uhren und andere Wertgegenstände mitgehen liess, statt nur die Dinge mitzunehmen, die die Gruppe zum Überleben benötigte. Genau solche Aktionen konnten zu Schwierigkeiten mit den russischen Partisanen führen.

«Kessler nahm sein altes Gewerbe wieder auf», berichtete Weiner später. «Der Dieb, der im Gefängnis gesessen und erst im Wald gelernt hatte, seinen Namen in Blockbuchstaben zu schreiben, verlor bald jegliche Hemmungen.»

Ohne etwas von den Reichtümern von Israel Kessler und seinen Männern zu ahnen, machten sich die anderen kleinen Bielski-Untergruppen auf den rund vierzig Kilometer langen Rückweg in das alte Gebiet. Sobald die Gruppe von Tuvia, Asael und Layzer Malbin bei Stankewitsch eingetroffen war – sie hatten ja als Letzte den *Puscha* verlassen –, versuchten die Kommandeure, mit den übrigen Einheiten Kontakt aufzunehmen. In der Augustwärme hatten die verstreuten Gruppen ihre eigenen kleinen Lager, die aus ein paar zeltähnlichen Unterständen und einem Lagerfeuer bestanden, in den kleinen Wäldern errichtet, wo sich vor dem Aufbruch in die Nalibocka-Wälder der Stützpunkt der Brüder befunden hatte.

Sofort versuchten die Kämpfer, Lebensmittel bei ihren Verbündeten von früher zu beschaffen; dabei stellten sie allerdings fest, dass die Operation Hermann auch in diesem Gebiet starke Verheerungen angerichtet hatte. Die Bevölkerung war von den gewalttätigen Übergriffen schwer mitgenommen, und viele sowjetische Partisanenabteilungen hatten sich nach den Kämpfen aufgelöst. Die Stimmung auf dem Land war äusserst angespannt, und es kostete die Kämpfer grosse Mühe, Lebensmittel aufzutreiben. Anstelle von Luxusgütern wie Kühen und Hühnern konnten sie häufig nur Kartoffeln ergattern. Da viele Mitglieder der Gruppen so lange Zeit mit leeren Mägen herumgelaufen waren, hatten sie Mühe, selbst diese einfache Kost zu verdauen.

In der vom Chaos geprägten Zeit nach der Operation Hermann kursierten zahlreiche Gerüchte über gesetzlose sowjetische Partisanen, die vielfach während der Angriffe von ihren Einheiten getrennt worden waren. Juden bekamen ihre Grausamkeit oft am stärksten zu spüren. In einem Fall tötete ein Partisan einen Mann von der Bielski-Gruppe, weil er

sich geweigert hatte, seine Waffen auszuhändigen. Eine andere Gruppe sowjetischer Kämpfer raubte Aron Bielski und einigen seiner Mitstreiter Waffen, Uhren und mehrere Goldstücke.

Die drei Brüder waren empört und stellten sofort eine Truppe von siebenzig bewaffneten Männern zusammen. «Wir werden kämpfen, falls wir unsere Waffen nicht zurückbekommen», erklärte Tuvia seinen Leuten. «Es passiert einfach zu oft, als dass wir darüber hinwegsehen könnten.»

Die Partisanen stürmten in das russische Lager, wo Tuvia, Zus und Asael sofort zur Hütte des Kommandeurs marschierten. Da dieser gerade einen Rausch ausschließ, erkundigte sich sein Stellvertreter, was der ganze Wirbel solle. «Habt ihr etwa vor, uns anzugreifen?», fragte er.

«Ja, du Dreckschwein», erwiderte Tuvia. «Falls es nötig sein sollte, werden wir gegen euch kämpfen. Wer hat euch den Befehl gegeben, meine Leute und meinen Bruder zu entwaffnen?», fuhr der jüdische Kommandeur fort. «Weisst du, wer Aron Bielski ist? Weisst du, was dieser Junge fürs Vaterland getan hat?»

Der Russe versuchte, Tuvia zu beruhigen, aber der war so in Fahrt geraten, dass er sich nicht besänftigen liess.

«Ich will sofort unsere Waffen wiederhaben!», verlangte Tuvia. «Wo sind sie?»

«Warte mal. Davon weiss ich nichts», entgegnete der Russe. «Augenblick, ich hole unseren Anführer.» Dann weckte er den Kommandeur.

Nachdem der verkaterte Russe aufgestanden war, hörte er sich Tuvias Geschichte von der Konfiszierung und die Forderung nach Rückgabe aller Waffen an.

«Wenn auch nur eine Kugel fehlt, werden wir euch alle töten», mischte Asael sich ein.

Der Kommandeur versprach, alles Menschenmögliche zu tun. Er verliess seine Hütte und liess seine Kämpfer antreten. Die Partisanen nahmen lässig Haltung an, und Aron identifizierte die Diebe, insgesamt elf Männer.

«Ich gebe euch fünf Minuten, die Waffen rauszurücken», befahl der russische Kommandeur.

Rasch händigte man den Bielski-Brüdern ihre Waffen aus, worauf ihre Kampfeslust verrauchte.

Als Tuvia sich verabschiedete, kritisierte der russische Kommandeur, dass er sich so aufgeregt hatte. «Wir hätten das doch in aller Ruhe und Freundschaft regeln können», sagte er.

«Ja, ich war wohl ein wenig übereifrig», gab Tuvia zu und schüttelte dem Russen die Hand. «Aber ich muss nun mal für das kämpfen, was ich für Recht halte.»

Allerdings konnte sich der leicht zu erweckende Zorn der Bielskis auch gegen Mitglieder der eigenen Gruppe richten. Und so bekam in diesen spannungsgeladenen Tagen auch ein Mitglied der Gemeinschaft Zus' Wut zu spüren.

Zus hatte sich geärgert, als ihm Geschichten über einen Mann namens Kaplan zu Ohren kamen, der eine der kleinen Bielski-Einheiten anführte. Angeblich hatte er seinen Kämpfern erlaubt, die Bauern zu bestehlen, wobei ein Mann einen Pelzmantel mitgenommen hatte. Zus hatte auch erfahren, dass Kaplan eine der Frauen in seiner Gruppe geschlagen und sie und ihr Kind gezwungen hatte zurückzubleiben, als er mit seinen Leuten weiterzog. Sofort knöpfte Zus sich den Mann vor, da dieser in seinen Augen dem Ruf der Brüder schadete.

Es kam zu einem Streit zwischen den beiden, in dessen Verlauf Zus Kaplan wegen der Misshandlung der Frau scharf zurechtwies. Daraufhin bezichtigte Kaplan die Brüder, sie seien mehr an Gold interessiert als daran, Menschen zu helfen. Zus holte aus, um ihn zu schlagen, und als Kaplan davonlaufen wollte, befahl er ihm mit vorgehaltener Waffe, stehen zu bleiben.

Kaplan achtete nicht auf ihn.

«Tu's nicht!», rief Asael seinem Bruder zu.

Aber Zus drückte ab und erschoss Kaplan. Der Leichnam wurde an Ort und Stelle begraben.

Viele waren erschüttert, denn die Vorstellung, dass ein Jude einen

Glaubensgenossen töten könnte – zumal in einer Zeit, in der Juden in Lebensgefahr schwebten – war nur schwer zu begreifen. Diejenigen, die die Führungsrolle der Bielskis von Haus aus abgelehnt hatten, sahen darin ein ungeheuerliches Verbrechen.

Die Brüder hingegen betrachteten die Tötung als gerechtfertigt, da der Mann durch sein Verhalten den Fortbestand der Gruppe bedroht hatte. Ein hartes Durchgreifen wie dieses war bislang der Gemeinschaft stets zugute gekommen, denn nur so konnte sich eine so grosse Ansammlung von Menschen in diesen gesetzlosen Zeiten behaupten. In der Praxis allerdings konnte das zunehmend strenge Reglement der Brüder ziemlich unerfreulich sein. Doch die meisten Mitglieder der Gruppe waren für den Schutz der Brüder so dankbar, dass sie lieber nicht allzu sehr darüber nachdachten.

Ende August rief Tuvia alle achthundert Mitglieder der Gruppe zusammen – ausser Kesslers Einheit, die im *Puscha* zurückgeblieben war – und berichtete ihnen von den neuen Ereignissen, die einschneidende Folgen für die Gemeinschaft haben sollten und eine veränderte Kampftaktik nötig machten.

Fjodor Sinitschkin, der Kommandeur der Brigade Kirow und der unmittelbare sowjetische Vorgesetzte der Brüder, war durch einen seiner Leutnants ersetzt worden: Sergej Wassiljew, ein mondgesichtiger ehemaliger Panzerkommandeur der Roten Armee, der im August 1942 aus deutscher Gefangenschaft entflohen war. Der Plan des 39-jährigen Russen sah vor, die Gemeinschaft in zwei Gruppen aufzuteilen – eine bestehend aus kämpfenden Männern, die andere aus unbewaffneten Männern, Frauen und Kindern.

Die bewaffneten Kämpfer sollten weiterhin im ursprünglichen Gebiet der Brüder rings um Stankewitsch operieren. Unter ihrem alten Namen Ordschonikidse würden sie von einem sowjetischen Partisan befehligt werden. Zus sollte als stellvertretender Kommandeur und Aufklärungschef fungieren. Die Nichtkämpfer sollten im fernen Nalibocka-Wald un-

tergebracht werden und Tuvia als Kommandeur, Layzer Malbin als Stabschef, Pesach Friedberg als Quartiermeister und Solomon Wolkowsky als Leiter der Sonderabteilung behalten. Ihr offizieller Name würde Kalinin-Abteilung lauten, nach Michail I. Kalinin, einer von Stalins Spitzenstellvertretern und Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR.

Asael teilte man keiner der beiden Einheiten zu und entsandte ihn in den Stab von Sergej Wassiljews Kirow-Brigade, um dort als Aufklärungsoffizier zu dienen.

Der Plan hätte nicht nur die Gruppe auseinandergerissen, sondern auch die drei Brüder getrennt.

Als Wassiljew ihm davon erzählte, war Tuvia entschieden dagegen. Seit Kriegsbeginn, so sein Einwand, wäre die jüdische Gruppe am stärksten gewesen, als sie am grössten war. Nun sei dank der Einmischung der Sowjets alles in Gefahr. Ohne ihre bewaffneten Beschützer seien die Zivilisten jedem Angriff hilflos ausgeliefert, während die Kämpfer unter einem sowjetischen Kommandeur nicht mehr der Verteidigung ihrer Glaubensgenossen verpflichtet seien. Ausserdem ginge Asael, der bewährte Anführer der jungen Soldaten, an die Partisanenbürokratie verloren.

Aus Tuvias Sicht wäre die Einheit in diesem Fall gezwungen gewesen, ihre Anliegen den sowjetischen Kriegszielen unterzuordnen. Und Juden standen nun einmal nicht ganz oben auf der Prioritätenliste der Partisanenbewegung, und zwar trotz Stalins öffentlichen Erklärungen zur Bedeutung jedes Sowjetbürgers im Kampf fürs Vaterland.

Also bemühte sich Tuvia, einen Alternativplan zu entwickeln, der auch den Sowjets gefallen würde. Er spielte sogar mit dem Gedanken, die gesamte Gruppe Wassiljews Zuständigkeitsbereich entziehen und sie in eine neue Operationszone – weit weg von Nowogródek-Lida – zu verlegen. Aber nachdem er seine Brüder und wichtige Berater konsultiert hatte, gestand er ein, dass er dem Befehl folgen musste. Er erklärte Was-

siljew, er sei «ein wahrer und loyaler Sowjetbürger» und bereit zu gehorchen.

Der neue Brigadekommandeur gab Tuvia fünf Tage Zeit, die Veränderungen in die Tat umzusetzen.

«Was?», rief er. «Es ist doch unmöglich, Hunderte von Menschen ohne entsprechende Vorbereitungen, ohne Lebensmittel und ohne eine Kommandostruktur zu verlegen.»

Als Tuvia vorschlug, das Ganze in zwei Wochen abzuwickeln, entgegnete Wassiljew barsch, er habe eine Woche Zeit.

Sofort wurden Mitglieder der Einheit damit beauftragt, Lebensmittel und Vorräte für den langen Rückmarsch in den *Puscha* zu beschaffen. Viele Kämpfer packten im Voraus ihre Habseligkeiten, um sich ihrem neuen Kommandeur, einem ukrainischen Hauptmann namens Michail Luschenko, anzuschliessen. Da Tuvia den Gedanken nicht ertragen konnte, alle Kämpfer zu verlieren, trat er unauffällig an mehrere Männer heran und bat sie eindringlich, sich dem Befehl zu widersetzen und bei den Nichtkämpfern zu bleiben. Die meisten Männer waren einverstanden.

Etwa die Hälfte aller bewaffneten Kämpfer der Bielskis, rund hundert Soldaten, meldeten sich zum ersten Treffen der kämpfenden Ordschonikidse-Abteilung. Bei der Versammlung erschien Hauptmann Luschenko in Begleitung eines Russen namens Wasily Kian, der zum Kommissar für politische Angelegenheiten ernannt worden war, und eines anderen Russen, des Stabschefs Pjotr Podkowzin. Die sowjetischen Kommandeure bildeten aus den jüdischen Kämpfern zwei Abteilungen, eine mit unverheirateten und die andere mit verheirateten Männern, und ernannten Abteilungskommandeure und deren Stellvertreter. Unter den Soldaten der neuen Einheit befanden sich auch ein paar Agitatoren der rebellischen Komsomolzen, unter anderem der Nichtjude Grischa Latij, der zum stellvertretenden Kommissar ernannt wurde.

Den Kämpfern wurde gesagt, dass die Abteilung nach typisch sowjetischem Muster operieren würde. An den Abenden sollten die Männer als

Partisanen aktiv werden, während sie sich tagsüber bei sympathisierenden Bauern ausruhten. Ausserdem würde die Einheit wie früher gelegentlich mit der Oktober-Abteilung des frühesten Partisanenverbündeten Viktor Pantschenkow Zusammenarbeiten, die während des Aufruhrs im Juli und August in der Gegend geblieben war.

Im Unterschied zu seinem älteren Bruder war Zus mit dem Plan einverstanden, die Gruppe zu teilen. Ihm selbst war dieser Gedanke zum ersten Mal nach der wilden Flucht vor dem deutschen Angriff im Jasnowo-Wald am 9. Juni gekommen. Er war der Ansicht, dass die Nichtkämpfer einen gezielten Gegenangriff verhindert und damit die Sicherheit aller gefährdet hatten. Aber da er sich in organisatorischen Angelegenheiten Tuvia beugte, führte seine Ansicht nicht zu einem Bruch mit seinem Bruder. Niemals hätte er gegen die Einwände von Tuvia oder Asael eine Spaltung der Gruppe unterstützt. Doch als die Sowjets die Umstrukturierung befahlen, legte er keinen Widerspruch ein.

Ausserdem verdankte er der neuen Organisationsform einen Machtzuwachs: Hauptmann Luschenko und die Russen konnten es mit seinem Führungstalent und seiner Ortskenntnis nicht aufnehmen. «Auf dem Papier war Luschenko der alleinige Anführer», sagte Zus viele Jahre später. «In Wahrheit war ich es.»

Die Welt der Brüder hatte sich innerhalb weniger Wochen entscheidend verändert. Zus' neue Gruppe bereitete sich auf ihre ersten Aktionen unter sowjetischer Führung vor, während Asael sich bei Sergej Wasiljews Kommandoposten meldete und Tuvias Nichtkämpfergruppe den langsamen Marsch in die Nalibocka-Wälder antrat. Etwa siebenhundert Juden kehrten an den Ort zurück, wo sie zwei Monate zuvor Unterschlupf zu finden gehofft hatten. Nach einem ereignisreichen Sommer, in dem sie vor den Deutschen hatten fliehen und sich den Befehlen der Sowjets hatten fügen müssen, beteten sie, dass sie nun endlich in Sicherheit sein würden.

SEPTEMBER 1943

IM SOMMER 1943 wendete sich das Kriegsgeschehen zugunsten der alliierten Streitkräfte. Die Deutschen hatten sich nach der Niederlage von Stalingrad neu formiert und einen Sieg bei Charkow erzielt, aber dann, Anfang Juli, eine gewaltige Schlacht bei Kursk verloren – in der «grössten sorgfältig geplanten Schlacht der Geschichte», so der Historiker Richard Overy, standen fast einer Million deutscher Soldaten über 1,3 Millionen Rotarmisten gegenüber.

Kurz nach dem Sieg der Sowjets bei Kursk marschierten britische und amerikanische Truppen, die die Achsenstreitkräfte in Nordafrika endgültig besiegt hatten, in Italien ein. Der angloamerikanische Feldzug führte zwar zum Sturz von Mussolini, war aber für die Alliierten keineswegs ein leichter Sieg. Auf dem Weg nach Rom mussten sie starke deutsche Gegenangriffe hinnehmen, und der Vormarsch verzögerte sich. Währenddessen steckten die Nazis verschiedene Niederlagen ein: So gelang es den Westmächten zum Beispiel, die Vorherrschaft der deutschen U-Boote im Nordatlantik erheblich zurückzudrängen.

Im Pazifik gerieten die Japaner in Bedrängnis – sie mussten sich von den Aleuten zurückziehen und erlitten Rückschläge auf Neuguinea und den Salomoneninseln.

Die Vernichtung des europäischen Judentums ging jedoch unaufhaltsam weiter, und selbst mehrere mutige Aufstände konnten daran nichts ändern. Der berühmteste, der Aufstand im Warschauer Ghetto, begann

im April 1943, als über siebenhundert Juden sich mit primitiven Waffen 28 Tage lang gegen mehr als 2'000 deutsche Soldaten und deren Verbündete heroisch zur Wehr setzten. Nach grausamen Häuserkämpfen verkündeten die Deutschen schliesslich am 16. Mai, sie hätten den Aufstand niedergeschlagen. Mehrere tausend Juden wurden während der Kämpfe getötet, während über 50'000 sich ergaben; sie wurden erschossen oder in die Todeslager geschickt. Obwohl die Deutschen angeblich nur 16 Mann verloren hatten, kamen nach allgemeiner Auffassung mehrere Hundert von ihnen ums Leben.

Aber nichts konnte die Mörder aufhalten. Im Juni 1943, nachdem in Auschwitz eine vierte Gaskammer eingerichtet worden war, befahl Himmler, alle Ghettos in Polen und der Sowjetunion so bald wie möglich von allen Juden zu säubern. Hitler – so viel stand nun fest – würde den Krieg gegen die Sowjetunion, Grossbritannien und die USA verlieren. Aber er war entschlossen, seinen Vernichtungsfeldzug gegen die Juden zu gewinnen.

Während der Grossangriffe der Operation Hermann im Juli und August 1943 wurden alle Fluchtversuche aus den Ghettos von Lida und Nowogródek eingestellt. Aber Anfang September riskierten erneut kleine Gruppen, insbesondere im Ghetto von Lida, die Flucht zu den Partisanen. Viele junge Leute, ermutigt von den erfolgreichen Ausbrüchen im vergangenen Jahr, versuchten Waffen aufzutreiben und ältere Verwandte zum Mitkommen zu überreden.

Layzer Stolicki, der Kommandeur der jüdischen Polizeitruppe von Lida, half den Ausbrechern, indem er die nichtjüdischen Wachen mit reichlich Wodka versorgte und den künftigen Partisanen den Weg in die Wälder zeigte. Viele hingegen hörten nicht auf die dringenden Bitten, sich der Flucht anzuschliessen, weil sie die Lügen der Nazis glaubten, denen, die treu für das Reich arbeiteten, würde nichts geschehen. «Für die älteren Menschen war es leichter an ein Wunder zu glauben, als ohne ihr

Hab und Gut in die ihnen unbekanntem Wälder zu flüchten», schrieb Liza Ettinger. Wieder andere hatten sich mit dem nahen Ende abgefunden und warteten nur noch auf den Tag, an dem die Nazis unweigerlich die nächsten Massentötungen durchführen würden.

Und dieser Tag kam schon bald. Am 17. September umstellten die Deutschen und ihre Kollaborateure das Ghetto von Lida – dessen Bevölkerung «über zweitausend» Menschen zählte, so ein deutsches Dokument vom Juli – und verkündeten über Lautsprecher: «Euch wird nichts geschehen. Wir brauchen Arbeiter für die Kriegsanstrengungen. Ihr habt zwei Stunden, eure Sachen zu packen.» Dann rückten die Truppen ins Ghetto ein und liessen alle in Funfzigergruppen antreten. Manche versuchten, sich zu verstecken, weil sie sicher waren, dass ein weiteres Massaker bevorstand.

Liza Ettinger, die einen Laib Brot, Streichhölzer und ein paar Goldmünzen dabei hatte, versteckte sich mit einer Freundin in einem Bunker unter einem Haus. Von dort aus hörte sie die Schreie der Ghettobewohner, als die Deutschen in die Luft schossen und lauthals herumbrullten.

Die Deutschen trieben die Bewohner durch die Ghettotore hinaus. «Es war die gleiche Route wie am 8. Mai», berichtete später der damals dreizehnjahrigere Willy Moll, in Anspielung auf das Massaker von 1942. «Als wir vorbeimarschierten, standen eine Menge Bewohner unserer Stadt, Nichtjuden und Polen, am Strassenrand und schauten zu. Manche lächelten, andere wirkten ziemlich traurig.»

Während des Marsches stahl sich Moll davon. «Ich kam etwa einen halben Wohnblock weit, als eine Frau mich erkannte und zu schreien anfang: ‚Ein Jude! Ein Jude!‘» Alarmiert von ihrem Gekreische, rannte ein deutscher Soldat hinter dem Jungen her, der in eine Seitengasse flitzte und in einen Schuppen sprang. «Durch eine Ritze in der Wand konnte ich sehen, wie der Nazi hin und her lief», berichtete er. Ein junger Pole, der

die Szene beobachtet hatte, verriet dem Deutschen, wo sich der junge Jude versteckte.

«Er riss die Tür auf, zerrte mich heraus und drückte mich an die Wand des Schuppens», erzählte Moll. «Ich werde nie den Himmel vergessen, weil ich zu feige war, ihn anzuschauen, wie er mit seiner Waffe dastand. Ich blickte lieber nach oben. Es war ein herrlicher Tag, so sonnig, und der Himmel sah so schön aus. Ich war überzeugt, dass er mich erschiessen würde, aber stattdessen gab er mir einen Schubs und befahl mir loszugehen. Also ging ich.»

Die beiden kehrten zu der Kolonne zurück. «Wir müssen diesen kleinen Juden im Auge behalten», sagte der Deutsche. Als die Gruppe weiter unten an der Strasse Halt machte, verschwand Willy zum zweiten Mal und wurde nicht wieder eingefangen. Er versteckte sich bis zum Einbruch der Nacht in einem Feld und machte sich dann auf den Weg zum jüdischen Partisanenlager, von dem er gehört hatte – dem Lager der Bielski-Brüder.

Die anderen Marschierenden merkten bald, dass sie nicht zu den Hinrichtungsgruben vom 8. Mai gebracht wurden, sondern zum Bahnhof, und zwar im Rahmen einer Evakuierung, die noch die nächsten beiden Tage, den 18. und 19. September, andauerte.

Als der siebzehnjährige Mike Stoll mit mehreren Familienangehörigen eintraf, sah er, dass die Juden in fünfzehn bis zwanzig Eisenbahnwaggon gepfercht wurden. «Sie stiessen uns in einen Waggon, wo wir erstarrt dastanden und uns fragten, was nun wohl geschehen würde», berichtete er. «Wir wussten, dass sie uns töten und direkt vom Transportzug zu den Öfen bringen würden. Es kursierten alle möglichen Gerüchte. Manche konnten es nicht glauben. Andere sagten, es gebe Lager, in denen man arbeiten und überleben würde. Ich wusste, wir mussten dort irgendwie rauskommen.»

Stoll und die anderen in seinem Waggon zermarterten sich das Hirn nach einem Fluchtplan. Da entdeckte seine Schwester Bella einen jugo-

slawischen Helfer, mit dem sie sich während der Besetzung angefreundet hatte, und bat ihn um eine Axt, damit sie und ihre Mitgefangenen den Holzboden des Waggons aufhacken konnten. «Es war eine verrückte Idee, aber vielleicht eine Chance», berichtete Bella. «Er fragte: ‚Willst du mich umbringen?‘ Ich sagte: ‚Wieso sollte ich das? Wir wollen uns retten. Du weisst doch, dass sie uns dort, wo sie uns hinbringen, nicht am Leben lassen werdens Er murmelte etwas vor sich hin und meinte dann, er werde sich im Schuppen umsehen.» Schliesslich brachte er ihnen eine Axt, allerdings ohne Stiel. Andere Insassen des Waggons wandten sich an einen einheimischen Polizisten, der sich bereit erklärte, die Waggon-tür nicht abzuschliessen, nachdem sie ihm ihren gesamten Schmuck und ihre Uhren gegeben hatten.

Als der Zug am späten Nachmittag den Bahnhof verliess, entdeckten die Gefangenen, dass die Tür fest verschlossen war. Da ihnen der Plan, sich durch den Boden zu hacken, zu gefährlich erschien, beschlossen sie, es mit einem kleinen vergitterten Fenster unter dem Dach des Waggons zu versuchen. Mit Hilfe von Bellas Axt konnten die Männer die Gitterstäbe entfernen, und es wurde entschieden, dass Stoll hinausklettern sollte.

«Ich durfte nicht stürzen, weil mein Vater und meine Schwester noch im Waggon waren», berichtete er. «Also kletterte ich hinunter und drehte mich um. Dann kroch ich zum Türriegel. Er war mit einem Draht fixiert, und bis heute weiss ich nicht, woher ich die Kraft nahm, aber ich machte mich an dem Draht zu schaffen, und schliesslich zog ich die Tür auf.»

Er kehrte in den Waggon zurück, und alle bereiteten sich auf den Absprung vor. Nachdem drei Menschen gesprungen waren, hallten Schüsse durch die Nachtluft. Stoll schloss die Tür, und alle im Waggon begannen zu beten. Es wurde heftig debattiert, was nun zu tun sei, doch bevor sie zu einem Ergebnis kamen, drosselte der Zug sein Tempo und fuhr in einen Bahnhof ein.

Sobald er quietschend zum Stehen kam, führte die Polizei eine Kontrolle durch und entdeckte die unverschlossene Tür.

«Wer fehlt?», verlangte einer von ihnen zu wissen.

«Wir sind alle da», erwiderte jemand. «Wer wird schon aus einem fahrenden Zug springen?»

Die Polizisten fluchten und brüllten und drohten, sie alle umzubringen. Zu guter Letzt aber verschlossen sie einfach die Tür und vergewisserten sich, dass sie auch fest verriegelt war.

«Das konnte mich nicht abschrecken», berichtete Stoll. «Ich war wie ein wildes Tier. Ich musste da raus.»

In der Dunkelheit hatten die Polizisten nicht bemerkt, dass die Gitterstäbe vor dem Fenster entfernt worden waren. Als der Zug wieder anfuhr, hangelte sich Stoll hinaus und kletterte bis vor die Tür.

«Inzwischen war ich schon so etwas wie ein Akrobat», erzählte er. «Ich wusste, was ich tun musste. So erreichte ich die Tür. Ich zog den Draht heraus, öffnete die Tür und kletterte hinein. ‚Los, beeilt euch‘, sagte ich.»

Mehrere Menschen sprangen aus dem Zug, darunter auch Stoll, sein Vater und seine Schwester Bella. «Wir machten einen Satz und rollten seitlich die Böschung hinab», berichtete Stoll. Sie verliessen unversehrt und ohne Schüsse zu hören den Zug. «Ich weiss nur noch, dass ich den Mund voller Kies hatte», erinnerte sich Bella. «Ich war starr vor Angst. Ich lag da, bis der Zug vorbeigefahren war. Er machte eine Menge Lärm. Ich dachte, es würde nie enden.» Dann kehrten sie zurück nach Lida und zum Stützpunkt der Bielskis.

Stoll und seine Mitstreiter hatten Glück, denn sie gehörten zu den wenigen Juden im Zweiten Weltkrieg, denen die Flucht aus einem Zug in die Lager gelang. Ziel der Züge waren die Gaskammern von Majdanek, einem Konzentrationslager unweit der polnischen Stadt Lublin. Im Laufe von fast drei Jahren wurden in diesem Todeslager über 300'000 Menschen umgebracht. Unter ihnen waren auch die letzten Bewohner der jahrhundertealten jüdischen Gemeinde von Lida.

In Nowogródek, wo es zunächst zwei Ghettos mit mehreren Tausend Juden gegeben hatte, hatte das verbliebene Ghetto im Gerichtsgebäudekomplex noch rund 250 Insassen. Nach den Massenhinrichtungen vom 7. Mai, dem vierten grossen Massaker in der Stadt, schmiedeten einige der Eingeschlossenen einen verzweifelten und raffinierten Ausbruchsplan.

Der Vorschlag, die Ghetto tore mit Hilfe von der örtlichen Polizei abgekauften Waffen zu stürmen, wurde als zu riskant verworfen. Da kam ein Mann namens Berl Yoselowitsch, der vor dem Krieg Fotograf gewesen war und nun als Schmied arbeitete, auf die Idee, einen Tunnel in die Freiheit zu graben. Ein österreichischer Jude, den man für einen Spitzel hielt, wurde nicht eingeweiht.

Man hob das Loch in einer der Wohnbaracken aus, die der Nordmauer des Ghettos am nächsten standen. Die Verschwörer, die wussten, dass die Wachen nur selten die von Ungeziefer verseuchte Baracke betraten, bohrten ein anderthalb Meter tiefes Loch und gruben dann einen langen Gang, der zum Ghettozaun führte. Der Aushub wurde in den Dachsparren der Baracke versteckt.

«Ich war beim Graben einer der Stärksten», berichtete Eliahu Berkowitz, der spezielle Aushubwerkzeuge benutzte, die aus den Ghetto Werkstätten hinausgeschmuggelt worden waren. «Warum? Schon bei zwei Metern Tiefe wurde die Luft so knapp, dass schwerer gebaute Männer nicht mehr genug Sauerstoff zum Arbeiten bekamen und wir im Liegen gruben. Ich hingegen gehörte zu den Kleineren, und der Luftmangel machte mir nichts aus. Wir mussten entweder nackt oder in einem Gewand arbeiten, das eigens fürs Graben angefertigt worden war.»

Jeden Tag wurde der Gang um etwa zwei Meter verlängert, und bald drohte die Tunneldecke einzustürzen. Also entwendete man Bretter aus den Werkstätten und verwendete sie als Stützträger. Aus solchen Brettern zimmerte man auch zusätzliche Verschlänge in den Baracken, um den wachsenden Aushub zu verstecken.

Je länger der Tunnel wurde, desto schwieriger wurde es für die Arbeiter, den Aushub zurück zur Baracke zu transportieren. Deshalb bauten Schreiner eine Schiene, auf der man einen Karren an einem Seil aus zusammengebundenen Lumpen ziehen konnte. Die Kerosinlaternen, die den Männern die Arbeit erleichtern sollten, gingen wegen des Sauerstoffmangels ständig aus. Das Problem wurde dadurch gelöst, dass man alle paar Meter kleine Luftschächte direkt bis zur Erdoberfläche anlegte, so dass in dem stickigen Hohlraum Luft zirkulieren konnte.

Schliesslich hatte ein Elektriker namens Rakowski eine Idee, um auf die Kerosinlampen verzichten zu können. Er zapfte ein im Ghetto entdecktes Stromkabel an und verlegte im Tunnel ein Kabel, das alle paar Meter mit Glühbirnen versehen wurde.

Im Juli war der Tunnel nach zweimonatiger Arbeit über hundert Meter lang, stand jedoch nach schweren Sommerregenfällen teilweise unter Wasser. Die Schreiner bauten weitere Stützbalken ein, um einen Einsturz zu verhindern, und neben dem Hauptgang wurden zusätzliche Tunnel angelegt, damit das Wasser abfliessen konnte.

«Wir beteten zu Gott, dass die Deutschen nicht beschliessen würden, uns zu töten, bevor wir fertig waren», berichtete Sonya Oshman.

Diese Sorge war berechtigt. Am 9. Juli traf ein SS-Hauptsturmführer von der SD-Aussenstelle in Baranowitsch mit einem Zug von 36 Männern, meist lettischen Hilfspolizisten, in Nowogródek ein. Wegen einer Panne bei der Nachrichtenübermittlung hatte Wilhelm Traub, der Gebietskommissar von Nowogródek, die Kommandoeinheit gar nicht erwartet.

Traub, der – so der SS-Mann – von der Ankunft der Einheit «überrascht» war, erwähnte gleichwohl zwei «sicherheitspolizeiliche Probleme», um die man sich sofort kümmern müsse. Das eine waren die polnischen Partisanen, das andere das Ghetto: Die Juden mussten weg.

Obwohl Traub nichts von dem Tunnel ahnte, äusserte er die Befürchtung, dass die Juden einen Ausbruch planten. «Er glaubte, mit Sicherheit annehmen zu können, dass eine grosse Befreiungsaktion des Arbeitslagers durch die Partisanen bevorstehe», schrieb SS-Hauptsturmführer Artur Wilke in seinem Bericht vom 11. Juli. Traub schlug vor, die Juden ins Ghetto von Baranowitsch zu verlegen, was Wilke ablehnte; er war besorgt, die Juden von Lida, die noch nicht nach Majdanek transportiert worden waren, würden durch Bauern von der Verlegung erfahren und sie als «Exekution» verstehen. «Etwa eintausend Juden aus Lida würden gewiss in den Wald zu den Partisanen fliehen», meinte er zu Traub.

In den kommenden Wochen stellten die Nazis von Nowogródek die Judenfrage zurück und befassten sich stattdessen mit den Polen, die sie für eine potenzielle Gefahr hielten. Am Abend des 17. Juli wurden Dutzende von polnischen Männern verhaftet, und zwar anscheinend gegen Traubs Wunsch. Eine Woche später befahl er, eine grosse Anzahl von ihnen wieder freizulassen und die Übrigen als Zwangsarbeiter nach Deutschland zu schicken. Am 31. Juli wurden elf katholische Nonnen verhaftet. Gerüchten zufolge hatten die Ordensschwester die Partisanen unterstützt, was Alexander Zienkiewicz, der Kaplan der Nonnen, bestritt. Am nächsten Morgen um vier wurden die Nonnen unweit von Skridlewo erschossen – dem Schauplatz der Judenmassaker vom 8. Dezember 1941.

Im September machten Gerüchte im Ghetto von Nowogródek die Runde, die Deutschen planten eine weitere Massenhinrichtung von Juden. Zunächst hiess es, die Nazis wollten alle bis auf die zwanzig am höchsten qualifizierten Handwerker eliminieren. Dann ging die Nachricht um, dass die Juden von Lida aus der Stadt abgeholt worden waren. Bestimmt waren die Juden von Nowogródek als Nächste an der Reihe.

Am 19. September fand eine Zusammenkunft statt, um zu ermitteln, was die Ghettobewohner von einer Flucht durch den fast vollendeten Tunnel hielten. Etwa zwanzig Prozent der 250 Insassen waren – laut dem

damals 14-jährigen Jack Kagan – dagegen, und zwar aus unterschiedlichen Gründen. Ein Mann befürchtete, der Tunnel, der sich inzwischen über rund 250 Meter erstreckte, könnte einstürzen. Andere waren sicher, dass die Deutschen den Plan aufdecken würden. «Die Atmosphäre war angespannt», berichtete Kagan. «Als das Fluchtkomitee erklärte, der Tunnel sei fertig, war das ein Hoffnungsschimmer.»

Die Verschwörer beschlossen, das Ghetto in einer regnerischen Nacht zu verlassen. Als es am Sonntag, dem 26. September, ein Unwetter gab, fiel die Entscheidung. Am frühen Abend unterbrach der Elektriker Rakowski das Kabel zum Suchscheinwerfer und tauchte die Wachtürme in Dunkelheit, während die Lampen im Tunnel weiterschienen. Die Nägel im Blechdach der Baracke wurden gelockert, sodass der Platzregen einen Höllenlärm verursachte.

«Wir stellten uns nach Anweisung in einer langen Reihe auf», schrieb Kagan in seinen Kriegserinnerungen. «Dann warteten wir etwa eine Stunde lang. Es war ganz ruhig, und im Halbdunkel konnte man gerade noch die Gesichter erkennen. Ich sass still da [...] und dachte an meine Familie und an das, was uns in so kurzer Zeit widerfahren war. Mein einziger Wunsch war, nicht lebendig vom Feind gefasst zu werden.»

Mehrere der Bewohner, die gegen den Plan gewesen waren, änderten in letzter Minute ihre Meinung, so dass die Gesamtzahl der Fluchtwilligen etwa 240 betrug. Nur zehn blieben im Ghetto. «Kinder, geht ihr nur», sagte ein älterer Mann. «Für mich lohnt es sich nicht mehr.»

Und dann begann – einer hinter dem anderen herkriechend – die lange Flucht durch den Tunnel. Ein Mann um die fünfzig band seine beiden Töchter mit einem Seil an sich, damit er sie auf der anderen Seite nicht verlieren würde.

Als Kagan, einer der Letzten, in den Tunnel hinabgeschickt wurde, hörte er Schüsse. «Es kam überhaupt nicht in Frage, abzubrechen»,

schrieb er. «Wir mussten fort. Sobald ich aus dem Tunnel kam, konnte ich überall auf dem Feld Schüsse aufblitzen sehen.»

«Es regnete in Strömen und donnerte», berichtete Rae Kushner, der sich ebenfalls nahe dem Ende der Reihe befand. «Alle krochen aus dem Tunnel und rannten verwirrt in alle Richtungen auseinander. Vielleicht war es die Aufregung darüber, in Freiheit zu sein, oder der Überlebensinstinkt, die sie dazu brachten, davonzulaufen statt zusammenzubleiben. Sie verloren einander aus den Augen.»

Da es im Tunnel wegen der Glühbirnen sehr hell gewesen war, passten sich die Augen der Ausbrecher nicht so rasch an die Dunkelheit an. Mehrere rannten in ihrer Verwirrung zum Ghettozaun zurück. Etwa 90 wurden von den Wachen getötet, die wahrscheinlich dachten, der von Traub befürchtete Befreiungsversuch durch die Partisanen sei bereits im Gange. Unter den Toten war der Erfinder des Plans, Berl Yoselowitsch.

Im Laufe der Nacht durchsuchten Polizisten die Gebäude, konnten aber keinen einzigen Menschen finden. Die zehn Juden, die zurückgeblieben waren, hatten sich versteckt. Am Tag nach der Flucht fuhren deutsche Lastwagen ins Ghetto und schafften alle Werkzeuge und Maschinen aus den Werkstätten weg. Dann besuchten Scharen von Bauern den Gerichtsgebäudekomplex, um die Stätte der aussergewöhnlichen Flucht der Juden zu besichtigen.

Die 150 Überlebenden zogen auf der Suche nach Nahrung und Unterkunft durchs Land. Sonya Oshman und ein paar andere wurden von etlichen Bauern davongejagt, bevor ein leicht seniler alter Weissrusse bereit war, sie in sein Haus aufzunehmen. «Ich weiss, dass ihr aus dem Ghetto geflohen seid», erklärte er. «Ich habe es gerade im Radio gehört. Habt keine Angst. Ich werde euch helfen.» Kagan und ein anderer Junge marschierten noch mehrere Nächte lang weiter, bis sie vorbeikommende Partisanen Jiddisch sprechen hörten – sie entpuppten sich als Mitglieder von Zus Bielskis Ordschonikidse-Abteilung. Und so fanden Oshman, Kagan,

Kushner und viele andere Tunnelflüchtlinge bald Unterschlupf bei der Bielski-Gruppe.

Eliahu Berkowitz, einer der Tunnelgräber, und ein paar seiner Verwandten hatten sich auf einem Dachboden im nahezu verlassenen Ghetto versteckt und blieben mehrere Tage lang unentdeckt. Nach einer Weile beschlossen sie, in die Wälder zu fliehen, und brachen in einer ebenfalls regnerischen Nacht auf. Nachdem sie mehrere Tage lang herumgewandert waren, entdeckten sie den Hof von Konstanty Koslowsky, dem treuen Verbündeten der Bielski-Brüder. Er gab ihnen Brot und einen Schlafplatz und führte sie zur Bielski-Einheit, die zu der Zeit gerade in die Nalibocka-Wälder zurückkehrte.

OKTOBER 1943 BIS JANUAR 1944

WÄHREND DIE DREI BRÜDER – wie von den Sowjets befohlen – zu ihren jeweiligen Missionen aufbrachen, mussten viele Mitglieder der Gruppe, Kämpfer wie Zivilisten, daran denken, dass hohe jüdische Feiertage bevorstanden. Der erste Abend von Rosch ha-Schana fiel auf den 30. September, und der heiligste Tag des jüdischen Jahres, Jom Kippur, der Versöhnungstag, auf den 9. Oktober 1943. Allerdings fehlte nicht wenigen Mitgliedern der Bielski-Gruppe der Sinn für religiöse Feste, da sie mit dem nackten Überleben beschäftigt waren. Ausserdem haderten sie mit Gott, denn wo war der gütige Schöpfer gewesen, als die Nazis Menschen niedermetzelten?

Andere hingegen konnten nicht vergessen und mussten sich im Angesicht der Vernichtung ihre eigene Identität bestätigen.

Am Abend vor Jom Kippur machte sich eine Gruppe junger Männer und Frauen aus Tuvias Nichtkämpfereinheit auf den Weg zu einem Bauernhof, um dort das traditionelle Festtagsmahl zuzubereiten, ein fröhliches Beisammensein, das dem feierlichen Beginn von Jom Kippur (und dem damit verbundenen Fastentag) bei Sonnenuntergang vorausgeht.

Einer der Männer trieb ein Huhn auf und übergab es an Raya Kaplinski, die sich August 1942 den Brüdern angeschlossen hatte; sie erhielt den Auftrag, das Festmahl zu kochen. Obwohl sie keine grossartige Köchin war, machte sie sich zusammen mit ihren Freundinnen an die Arbeit.

Da hörten Kaplinski und die anderen, dass sich Deutsche näherten. Alle liefen aus dem Haus und versteckten sich in den Büschen. Als nach einer Weile klar wurde, dass die Deutschen weitergefahren waren, kehrte man ins Haus zurück. Das Essen wurde fertiggekocht, und sie genossen eine reichhaltige Mahlzeit aus Huhn und Kartoffelsuppe.

Anschliessend verliessen sie den Bauernhof und traten den Heimweg durch den Wald an. «Ich erinnere mich noch, dass es sehr kalt war», berichtete Kaplinski. «Der Himmel war klar und voller grosser, grosser Sterne.» Da der Anbruch der Nacht den Beginn von Jom Kippur signalisiert, schlug jemand vor, gemeinsam das Kol Nidre zu rezitieren, das Gebet, mit dem der Gottesdienst beginnt, der den Feiertag einleitet. Für gewöhnlich stimmt der Gemeindegantor die schwermütige Melodie des Gebets an, wobei er seinen aramäischen Wortlaut drei Mal wiederholt, und zwar jedes Mal mit grösserer Inbrunst.

«Uns fielen die Worte nicht mehr ein», erinnerte sich Kaplinski. «Aber alle kannten die Gebetsmelodie, und wir sangen sie auswendig, während wir an unsere Familien dachten. Ich weiss noch, wie ich zu den Bäumen hochschaute, und mir war, als würden sie mit uns singen.»

An dem Stützpunkt, den Israel Kessler im Nalibocka-Pwsr/zd errichtet hatte, fungierte ein Gruppenmitglied mit einer melodischen Singstimme bei der Rezitation des Kol-Nidre-Gebets als Kantor. Der Mann, der der Partisanenversammlung vorsang, trug einen Gebetsschal, den sie auf dem Höhepunkt der deutschen Menschenjagd auf Krasnaja Gorka entdeckt hatten – ein Fund, der sie alle verblüffte. Durch welchen glücklichen Zufall war ein traditioneller jüdischer Kultgegenstand während der schrecklichen Tage eines Weltkriegs in die entlegenste Ecke eines unwegsamen Sumpfes geraten?

Vierzig Kämpfer aus Zus Bielskis Ordschonikidse-Abteilung waren nicht in der Lage, den Feiertag auf traditionelle Weise zu begehen – einen

Tag, an dem Juden auf Essen, Trinken, Waschen, das Tragen von Leder und Geschlechtsverkehr verzichten müssen. Stattdessen bereiteten die Kämpfer einen Hinterhalt für Deutsche vor, die auf der Strasse zwischen Nowogródek und Lida unterwegs waren. Doch leider blieb die Strasse menschenleer, und sie kehrten zurück, ohne dem Feind einen Schlag versetzt zu haben.

Tuvias Nichtkämpfergruppe, die sich nach der von den Sowjets angeordneten Trennung von der Region um Stankewitsch auf den Rückweg zum Nalibocka-*Puscha* gemacht hatte, traf in der zweiten Oktoberwoche nach und nach dort ein. Schafe, Rinder und Pferde liefen neben den quiet-schenden Holzkarren her, die Säcke mit Korn, Mehl und anderen Gütern transportierten. Sie fanden einen Lagerplatz ein paar Kilometer von Kesslers Stützpunkt entfernt, und der Kommandeur wies alle an, mit dem Bau eines neuen Stützpunkts zu beginnen. Da sie den kommenden Winter hier verbringen würden, wurden Erdhütten wie jene gebraucht, in denen sie den vergangenen Winter überlebt hatten. Allerdings benötigte man inzwischen eine viel grössere Anzahl, um die um einige Personen angewachsene Gruppe bequem unterzubringen.

Kämpfer erhielten den Auftrag, Werkzeuge und Material bei den Bauern zu besorgen, während die Schreiner provisorische Unterstände errichteten, bis die dauerhafteren Erdhütten fertig waren. Tuvia ordnete auch den Bau eines zweiten kleinen Lagers an, in dem Lebensmittel und Vorräte untergebracht werden sollten. Aber die Arbeit ging nur langsam voran, da alle von dem monatelangen Nomadenleben erschöpft waren.

Tuvia stattete Israel Kesslers Lager, das etwa fünfzig bis sechzig Bewohner hatte, einen Besuch ab. Er erklärte sich einverstanden, es zur Dependence seines viel grösseren Stützpunkts zu machen, obwohl ihm inzwischen beunruhigende Berichte von Mitgliedern von Kesslers Einheit und von sowjetischen Partisanen zu Ohren gekommen waren, dass Kessler Bauern beraubte.

Anschliessend war der jüdische Kommandeur wochenlang in der Region unterwegs, um herumirrende jüdische Flüchtlinge ausfindig zu machen und ins neue Lager zu bringen. Er begab sich sogar in das Gebiet um Stankewitsch, um Nichtkämpfer aufzulesen, die den früheren Marsch nicht mitgemacht hatten. Da der Stützpunkt nun offiziell für unbewaffnete Juden ausgewiesen war, führten auch Mitglieder von General Platons Stab alle versprengten Flüchtlinge dorthin.

Bei ihrem Eintreffen wurden die Neuankömmlinge Zeugen einer fieberhaften Betriebsamkeit. Handwerker waren damit beschäftigt, die Wohnhütten zur Unterbringung von jeweils fünfzig Menschen fertig zu stellen, bevor das kalte Wetter einsetzte. Der Quartiermeister Pesach Friedberg beaufsichtigte die Bautätigkeit und versprach den Arbeitern zusätzliche Rationen und Kleidung. Pferde schleppten Ambosse, selbst zusammengeschraubte Nähmaschinen und weitere Gegenstände, die man aus den ausgebrannten Bauerndörfern gerettet hatte, zu den zukünftigen Werkstätten. Ausserdem wurden die Kämpfer, die Tuvia ursprünglich gebeten hatte, die sowjetischen Befehle zu missachten, neuen Einheiten zugeteilt, und zwar gegen die ausdrückliche Anweisung des Kommandanten der Kirow-Brigade, Sergej Wassiljew, den *Puscha-Stützpunkt* ausschliesslich Zivilisten vorzubehalten.

Tuvia war zwar noch immer nicht zufrieden mit der erzwungenen Aufteilung der Gruppe, sah den neuen Stützpunkt jedoch allmählich in einem positiven Licht. Da es unwahrscheinlich war, dass die Deutschen einen weiteren Grossangriff wie die Operation Hermann starten würden, bot der Nalibocka-Pwsr/id ihnen nun endlich den Schutz, den er und die Gruppe sich schon bei ihrer ersten Flucht dorthin erhofft hatten.

Am 7. November war der Stützpunkt so weit fertig, dass man eine Feier zum Jahrestag der Oktoberrevolution abhalten konnte, an der auch Partisanen aus dem ganzen *Puscha* teilnahmen. Die Kommandeure lobten in Reden die Tapferkeit ihrer Genossen, während ihre Partisanen *Sa-*

mogonka aus einem Fass tranken. Nach einem Trinkspruch auf die Rote Armee stimmten alle in die mitreissenden Partisanenlieder ein und tanzten beschwingt ums Lagerfeuer.

In dem Gebiet rund um das Elternhaus der Brüder in Stankewitsch beteiligte sich die kämpfende Bielski-Einheit – die nur selten mit ihrem offiziellen Titel «Abteilung Ordschonikidse» angesprochen wurde – sofort an den Partisanenaktionen. Da sie nun nicht mehr ständig damit beschäftigt war, Lebensmittel heranzuschleppen, konnte sie all ihre Kraft in den Kampf gegen den Feind investieren. Insbesondere Zus Bielski genoss es, ausschliesslich Soldat zu sein. Das hatte er immer schon gewollt. Nun konnte er endlich Rache nehmen.

Die Männer waren Sergej Wassiljew direkt unterstellt, der auch vier weitere Abteilungen in seiner Kirow-Brigade befehligte. Wassiljews Stab versorgte die jüdische Gruppe mit Sprengstoff und Waffen, die sie für ihre Einsätze benötigten. Ausserdem weihte er sie in Geheimdienstberichte ein, damit sie besser wussten, wann und wo sie zuschlagen mussten.

Im Grossen und Ganzen liessen sich die jüdischen Soldaten von ihren eigenen Vorstellungen von einem Partisanenkrieg leiten. Zus entwickelte ein alltagstaugliches Arbeitsverhältnis zu seinen nominellen Vorgesetzten. «Wenn ich ihm etwas sagte, hat er nie widersprochen», berichtete er später – er meinte den Abteilungskommandeur Michail Luschenko. «Er war stets meiner Meinung. Selbst wenn es eine Meinungsverschiedenheit während einer Zusammenkunft mit russischen Partisanen gab, war er immer auf meiner Seite und nicht gegen mich.»

Ebenso wie die ursprüngliche Bielski-Gruppe in den frühen Tagen des Widerstands operierte die Ordschonikidse-Einheit hauptsächlich in den Gebieten westlich und nordwestlich von Nowogródek. Ihre wichtigsten Anschlagziele waren die Eisenbahnstrecke, die in nördlicher Richtung

von Baranowitsch nach Lida verlief, und die Strasse, die von Nowogrodek nach Lida im Nordwesten führte.

Da die Einheit nun formell in die sowjetische Militärstruktur eingebunden war, wurden alle Aktionen gehorsam in Berichten festgehalten und an das Partisanenkommando geschickt. In einem der ersten Berichte gab Zus zu Protokoll, drei kleine Gruppen von jüdischen Kämpfern seien losgeschickt worden, um Gleisabschnitte in der Nähe des Bahnhofs Jazuki zu sprengen. Nachdem jede Gruppe ihren Auftrag wie befohlen erfüllt hatte, waren insgesamt 260 Meter Gleis zerstört. Ein paar Tage später legten zwei Gruppen unter Führung des Nichtjuden Grischa Latij an einem Streckenabschnitt sieben Sprengsätze, die die Gleise auf einer Länge von 80 Metern beschädigten. Drei Tage danach vernichtete eine andere Operation 130 Gleismeter.

Es wurden verschiedene Typen von Minen und Sprengsätzen hergestellt. «Wir bastelten Minen aus Zigarrenkisten», schilderte Murray Kasten, ein Ordschonikidse-Kämpfer, eine Methode. «Dazu nahmen wir den Zünder aus einer Granate und vier Stäbe Dynamit und steckten den Zünder zwischen die Dynamitstäbe. Wenn er gezündet wurde, explodierten alle vier Stäbe. Wir setzten sie an Eisenbahngleisen und an Strassen ein. Ich weiss noch, wie wir ein Loch in eine Strasse gruben, eine Schotterstrasse, die Minen ins Loch schoben und sie mit Kiefernzweigen bedeckten, um sie zu tarnen.»

Die Einheit beschaffte sich auch Lebensmittel bei den Bauern – «Wirtschaftseinsätze», wie dies in den Berichten genannt wurde – und veranstaltete Treffen mit den Einheimischen, um politische Angelegenheiten zu diskutieren – eine «Propagandatätigkeit», die betonte, wie wichtig es war, die Sowjets gegen die Faschisten zu unterstützen. «Wir sprachen mit den Bauern der Dörfer Stankewitsch, Gross-Izwa und Klein-Izwa über das Thema, wie sie ihr Eigentum wie Getreide, Kleidung, Vieh und so weiter vor den deutschen Besatzern retten und wie sie verhindern konnten, als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt zu werden»,

hiess es in einem Bericht. Gelegentlich brachte eine Gruppe von Kämpfern Lebensmittelvorräte zum Bielski-Stützpunkt im *Puscha*.

Im September und Oktober unternahm die Abteilung mehrere Wirtschaftseinsätze, Propagandabesuche und Bombenanschläge. Unmittelbare Konfrontationen mit den Deutschen oder der Ortspolizei kamen seltener vor. Da es in diesem Gebiet von Partisanen wimmelte, fuhren die Deutschen kaum noch ohne einen grösseren bewaffneten Geleitschutz von Stadt zu Stadt. In vielen Fällen mussten die Ordschonikidse-Kämpfer einen geplanten Hinterhalt an der Strasse von Nowogródek nach Lida aufgeben, weil «uns der Feind zahlenmässig überlegen war», wie es in einem Bericht hiess. Die Deutschen verstärkten auch die Überwachung der Eisenbahnstrecken.

Am 2. November griff eine Gruppe antisowjetischer polnischer Partisanen eine von Grischa Latij geführte kleine Einheit von Ordschonikidse-Kämpfern an, als diese auf dem Weg zu einem Sabotageeinsatz gegen die Eisenbahn gerade die Memel überquerte. Die überraschte jüdische Gruppe versuchte das Feuer zu erwidern, war jedoch zahlenmässig unterlegen und musste den Rückzug antreten. Einer der jüdischen Kämpfer wurde verwundet, und Latij, der nichtjüdische Anstifter der Komsomolzenrebellion vor ein paar Monaten, war auf der Stelle tot. Sein Leichnam wurde auf einem Karren in eil nahes Dorf gebracht und dort mit allen militärischen Ehren bestattet. Allerdings waren viele der Verbündeten der Brüder erleichtert über seinen Tod: Nun kann er uns wenigstens keinen Arger mehr machen, dachten sie.

Asael führte im Kommandozentrum, das Sergej Wassiljew, dem Kommandeur der Kirow-Brigade, unterstand, ein ganz anderes Leben. Wie Zus war auch er den Sowjets wegen seiner guten Ortskenntnis und wegen seiner offenkundigen Fähigkeiten als Partisanenkommandeur von Nutzen. Aber statt sich wie sein jüngerer Bruder aktiv am Krieg gegen die Deutschen und ihre Kollaborateure zu beteiligen, musste er für hochran-

gige sowjetische Partisanen den Leibwächter spielen, was ihm sehr gegen den Strich ging.

Sofort nach Dienstantritt erhielt er seinen ersten Einsatz. Als man beobachtete, wie eine Abteilung der örtlichen Polizei auf Wassiljews Hauptquartier vorrückte, sorgte Asael rasch für den Rückzug aller Spitzenfunktionäre und führte sie durch die Wälder an einen sicheren Ort. Die Funktionäre, die einer Festnahme nur um Haaresbreite entronnen waren, kamen unbeschadet davon. Wassiljew war überglücklich und lobte Asael, er habe sein gesamtes Kommando gerettet.

Asael hingegen konnte den Gedanken nicht ertragen, als besseres Kindermädchen für sowjetische Partisanen zu fungieren. Ausserdem hatte er Sehnsucht nach seinen Soldaten und seiner Frau. Er wusste, dass Tuvia, dessen Verhältnis zu den Kämpfern weit weniger eng war als seines, im *Puscha* seine Unterstützung als Befehlshaber brauchte. Und so fühlte sich Asael wie ein Familienvater, der von Frau und Kindern getrennt worden ist.

Als Sergej Wassiljew ihm befahl, den Bau eines neuen Stützpunkts zu beaufsichtigen, hatte er schliesslich genug. Er hatte keine Lust, Unterkünfte für Menschen zu schaffen, die ihn nicht interessierten – während die Menschen, die ihm wirklich etwas bedeuteten, seine Hilfe viel nötiger hatten. Also verliess er ohne jemandem Bescheid zu sagen das Partisanenkommandozentrum und ging zu Fuss bis zu Tuvias neuem Stützpunkt im *Nalibocka-Puscha*.

Die Kämpfer und Asaels Frau Haya waren überglücklich, ihn zu sehen. Auch Tuvia, der wusste, wie wichtig sein Bruder für den bewaffneten Widerstand und die Lebensmittelbeschaffung war, freute sich, setzte ihn sofort wieder als stellvertretenden Kommandeur ein und übertrug ihm die Verantwortung für militärische Operationen.

Allerdings gab sein plötzliches Erscheinen auch Anlass zu ernstern Sorgen. Asael hatte impulsiv gehandelt und die für einen Bielski typische

Verachtung für alle, die ihm Vorschriften zu machen wagten, an den Tag gelegt.

Tuvia wusste, wie riskant es war, sich dem Befehl eines Kommandeurs von Wassiljew's Rang zu widersetzen. Partisanen wurden schon wegen viel geringerer Verstöße hingerichtet, etwa wenn sie während des Wachdienstes schliefen oder sich eine Geschlechtskrankheit zuzogen. Desertion galt als ein so schweres Vergehen, dass manche Abteilungen eine Liste von Familienangehörigen der Partisanen führten, denen ihrerseits die Hinrichtung drohte, wenn ein Soldat verschwand.

Also musste er tun, was in seiner Macht stand, um seinen Bruder zu retten, was bedeutete, mit allen Mitteln der Diplomatie bei den Russen um gut Wetter zu bitten. Doch es war ihm die Mühe wert, um seinen Bruder wieder bei sich im Lager zu haben.

Zunächst ging Tuvia behutsam vor. Am 23. November schrieb er einen Brief an Wassiljew, um ihn über den Fortgang der Arbeiten im Lager auf dem Laufenden zu halten, das mittlerweile 804 Bewohner habe. «Gegenwärtig haben die Arbeiten gerade erst begonnen, und das Personal ist sehr knapp, und darum möchte ich dich bitten [...], meinen Bruder Asael, einen Kundschafter, den ich ganz dringend benötige, hier im [...] Hauptquartier zu lassen», schrieb er.

Der Stützpunkt nahm langsam die Gestalt eines Waldschtetls an, eines jüdischen Dorfs im Herzen des von den Nazis besetzten Europas. Zum ersten Mal seit die Brüder Zuflucht in den Wäldern gesucht hatten, musste die Gruppe nicht mehr in ständiger Angst vor Angriffen leben, stand sie doch unter dem Schutz der immer stärker werdenden Partisanenbewegung von Platon. Diese Beständigkeit verschaffte den achthundert Bewohnern den Freiraum, um eine Minizivilisation zu errichten, gewissermassen eine kleine Version der Kultur, die die Nazis in den Städten und Dörfern des westlichen Weissrussland sowie in grossen Teilen Europas zerstört hatten.

Nachdem die Erdhütten fertiggestellt waren, machte man sich an die Errichtung der Versorgungsgebäude, allen voran der Küche. Mitten im Raum stand ein grosser Topf, in dem ständig Kartoffelsuppe – die Hauptmahlzeit im Lager – kochte. Das Feuer darunter wurde von mehreren jungen Männern in Gang gehalten, die für diese Aufgabe abgestellt waren. Bei jeder Mahlzeit drängelten die Menschen, um einen Platz vorne in der Reihe zu ergattern und so eine Portion mit einem Stück Kartoffel anstelle von wässriger Brühe zu bekommen.

Nachdem einige Kämpfer in einem der Dörfer einen Fleischwolf aufgetrieben hatten, baute man eine Wurstküche und eine Räucherhütte; diese unterstanden zwei Ritualmetzgern, welche sich bemühten, die kocheren Ernährungsvorschriften einzuhalten. Auch sowjetische Partisanen liessen Vieh in der Wurstküche zu Fertigfleischprodukten verarbeiten.

Eine kleine Mühle wurde erbaut, um Weizen und andere Getreidesorten zu mahlen. Anders als die alte von Wasserkraft angetriebene Bielski-Mühle in Stankewitsch, wurde das Mühlrad von einem im Kreis laufenden Pferd in Gang gehalten. Das von der Mühle erzeugte Mehl kam in die Bäckerei; sie war mit einem Ofen aus Ziegelsteinen ausgestattet, die aus den Dörfern stammten. Die Bäckerei, geleitet von einem unfreundlichen Mann, der angeblich seine jungen Gehilfen schikanierte, lieferte Brot von unterschiedlicher Qualität.

Eine Kuhherde versorgte das Lager mit Milch. Mehrere halbwüchsige Jungen hüteten die Tiere und führten sie jeden Morgen zum Weiden auf ein nahe gelegenes Feld. Manchmal wagten sich nachts Wölfe zu nahe an das Vieh heran, und die Lagerwachen schossen in die Luft, um sie zu vertreiben. Wasser bezog das Lager aus einem Brunnen, der in den Waldboden gegraben und mit einem Holzzaun eingefasst worden war.

Das Lieblingsgetränk der Kämpfer war allerdings etwas stärker – *Samogonka*. Der Schnaps wurde während der Einsätze zur Beschaffung von

Lebensmitteln besorgt und in alten Flaschen aller Formen und Grössen transportiert.

«Wir tranken *Samogonka* wie Wasser», berichtete Michael Leibowitz. «Bevor wir zu einem Einsatz loszogen, damit wir keine Angst hatten. Dann kam Tuvia immer zu mir und sagte: ‚Michael, hast du ein wenig *Samogonkah* Und dann setzten wir uns und tranken.»

Die Kämpfer liessen sich alle möglichen Tricks einfallen, um den Bauern zu entlocken, wo die höherprozentigen Alkoholika versteckt waren. So wankte etwa ein Partisan zur Tür eines Bauern, gab vor, er sei schwer verwundet, und bat um etwas, das die Schmerzen linderte. Dann beobachteten seine Kameraden den Mann, wie er zu dem Versteck ging, wo er seinen privaten Schnapsvorrat aufbewahrte, der immer besser war als der schwache Fusel, den er den Partisanen vorsetzte.

Neben der Mühle wurde ein Badehaus errichtet, um die Hygiene der Lagerbewohner zu gewährleisten. Sein Hauptzweck bestand darin, alle von Läusen zu befreien, die die gefürchtete Infektionskrankheit Typhus übertragen. «Es war so etwas wie eine Sauna», erzählte Peretz Shorshaty, der nach einer langen Reise von Warschau bis in den *Puscha* gelangt war. «Sie erhitzten die Steine und gossen Wasser darüber. Wir schlugen uns mit Zweigen, um die Läuse zu erledigen.» Die Menschen stellten sich jeden Morgen schon um sechs Uhr an, bis sie an die Reihe kamen. Manchmal wuschen sie sich mit dunkelbrauner Seife mit der Konsistenz von Knete, die einer der Lagerbewohner herstellte. Die Bademeister nahmen häufig die Kämpfer zuerst dran, denn diese bezahlten mit Naturalien, die sie sich bei ihren Einsätzen beschafft hatten.

Es gab auch zwei medizinische Einrichtungen – eine kleine Klinik für die Kranken und Verwundeten und eine Quarantänehütte für die Typhusfälle. Ein Arzt namens Hirsch übernahm die Aufgabe des Lagerarztes von Dr. Henrik Isler, der sich der Ordschonikidse-Abteilung angeschlossen hatte. Er war ein vertrauter Anblick, wenn er mit seiner Arzttasche,

in zerknitterter Kleidung und einem ständigen Grinsen auf dem Gesicht durch das Lager ging.

Als Geburtshelfer und Gynäkologe musste der bebrillte Arzt eine Reihe von Abtreibungen vornehmen, da viele Frauen nicht wagten, im Krieg ein Kind zur Welt zu bringen. (Es gab aber auch ein paar Geburten.) Für seine Arbeit nahm er jede Art von Bezahlung an, besonders von jenen, die es sich, wie er wusste, leisten konnten. Wie Tuvia erzählte, weigerte er sich einmal, eine Abtreibung durchzuführen, ehe er ein neues Paar Stiefel bekommen hatte.

Allerdings mussten der Arzt und seine Patienten, weil es kaum Medikamente gab, oft improvisieren. «Ich erinnere mich noch daran, dass viele Leute Blasen zwischen den Fingern bekamen», erzählte Jack Kagan. «Sie juckten wie verrückt und waren sehr ansteckend. Dann entdeckten wir ein Heilmittel. Wir zogen die Räder von den Karren ab und strichen uns die Wagenschmiere auf die Hände. Das stank zwar, löste aber das Problem.» Der Arzt stellte auch eine Salbe her, ein faulig riechendes Gemisch aus Schweinefett und Dynamitschwefel, das in die von Milben und anderen Parasiten befallene Haut eingerieben wurde.

Bald bekam der Waldarzt Dr. Hirsch Verstärkung von einer Zahnärztin aus Minsk. «Mir fielen die Zähne aus», erinnerte sich Murray Kasten, der mit anderen Ordschonikidse-Kämpfern gelegentlich den *Puscha* aufsuchte. «Es gab kaum Salz, und wenn man keins hat, verliert man die Zähne. Sie verfaulen. Also wies uns die Zahnärztin an, Kastanien zu kochen und uns mit dem Kastaniensaft den Mund zu spülen. Wenn man ihn kocht, sieht er wie dunkelblaues Wasser aus.» Und er half.

Während die Gebäude, die für die Gesundheit und das Wohlbefinden der Bewohner sorgten, fertiggestellt wurden, arbeitete man weiter an der Errichtung der Werkstätten, die den Bielski-Stützpunkt überall in Partisanenkreisen bekannt machten.

Im grössten Bau waren mehrere Werkstätten untergebracht. Mit seinen hohen Decken, grossen Fenstern und mehreren Öfen beherbergte das Gebäude über hundert Arbeiter. Holzbarrieren trennten die einzelnen Arbeitsräume voneinander ab.

Achtzehn Schneider rackerten sich unter der Leitung von Schmuel Kagan aus Nowogródek ab. Die Männer flickten alte Kleidungsstücke und nähten neue Gewänder. Regelmässig schauten sowjetische Partisanen vorbei und wollten etwas geändert haben, oft im Tausch gegen Waffen oder Lebensmittel. Zwölf Näherinnen bedienten die beiden Nähmaschinen, die im Wald den Höhepunkt der Technik darstellten. Die Frauen verwandelten den groben Baumwollstoff, den man in den Dörfern bekam, in Kostbarkeiten wie Unterwäsche.

Gegenüber den Schneidern arbeiteten die Schuster, deren Beitrag zur Lebensqualität des Lagers von unschätzbbarer Bedeutung war. Gut zwanzig Handwerker hielten das Schuhwerk des ganzen Lagers in Schuss, dessen Bewohner vielfach über zwei Jahre lang in um die Füsse gewickelten Provisorien durch die Wälder gelaufen waren. In langen Schlangen standen die Menschen bei den Flickschustern an, die sich ständig über die gewaltige Arbeitsbelastung beklagten. Wer bezahlen konnte, wurde schneller bedient.

In einer anderen Werkstatt fertigten Ledemäher Zaumzeuge, Munitionsgurte und Sättel für die kämpfenden und reitenden Männer an. Daneben erledigten drei Friseure das Haarschneiden und Rasieren bei stark behaarten Lagerbewohnern. Der Friseurladen entwickelte sich bald zu einer Art Treffpunkt, wo die Menschen Gerüchte austauschten und unanständige Witze erzählten. Die Rasiermesser der Barbieri waren allerdings stumpf, sodass eine Waldrasur alles andere als angenehm war. In der Tischlerabteilung wurden Fensterrahmen und Gewehrkolben hergestellt. Ein älterer Tischler hatte die ganze Zeit sein Gewehr neben sich und wartete auf eine Gelegenheit, es zu benutzen, um sich zu verteidigen.

Neben dem Eingang des Gebäudes sassen die Uhrmacher, die mit der Reparatur von Uhren beschäftigt waren, und die Hutmacher, deren Dienste besonders wichtig waren, als der Winter nahte. In dieser Ecke des Gebäudes kam es zu leidenschaftlichen politischen Diskussionen, wobei sich der Vorarbeiter der Uhrmacher, Pinchik, und ein Hutmacher namens Lebowitz häufig in die Haare gerieten. Pinchik, ein ehemaliges Mitglied des Sozialistischen Bundes, vertrat die Auffassung, dass die Auswanderung nach Palästina nach dem Krieg die Probleme des jüdischen Volkes nicht lösen könne; Lebowitz, ein eingefleischter Pessimist, war hingegen der Meinung, dass die Russen den Krieg verlieren würden und dass Juden nirgendwo eine Zukunft hätten.

Andere Werkstätten wurden am Rand des Lagers errichtet. Eine Gerberei stellte das Leder her, das die Schuster und Ledernäher benötigten. Die Tierhäute, die die Gerber von den Metzgern bekamen, wurden in sechs hölzerne Gerbbottiche getaucht. Da mehrere Gerber gläubige Chasiden waren, verwandelte sich ihre Werkstatt praktisch in eine Synagoge, in der die Männer ihre Gottesdienste zwischen den trocknenden Häuten abhielten.

Schmuel Oppenheim, der Mann aus Nowogródek, der bei dem Überfall vom 15. Februar auf das Waldlager einen Schuss in den Nasenrücken abbekommen hatte, errichtete neben dem Badehaus eine Metallwerkstatt. Er beaufsichtigte die Reparatur beschädigter und die Anfertigung neuer Waffen aus weggeworfenen Teilen. «Er hatte goldene Hände», erinnerte sich Jack Kagan. «Seine Schöpfungen waren zuweilen besser als die Originale.» Besonders beliebt war die Werkstatt bei den Sowjets, die gern überzählige Waffen gegen die gelungene Reparatur eines bewährten Gewehrs eintauschten. Oppenheim schien stets in wichtigen Verhandlungen zu stecken.

In der Nähe befand sich eine Schmiede, wo alle möglichen Arbeiten verrichtet wurden, etwa das Beschlagen von Pferden für berittene Partisanen. Der Lärm ihrer Hammerschläge war in jeder Ecke des Lagers zu hören.

Neben den Werkstätten gab es noch weitere Einrichtungen einer bürgerlichen Gesellschaft. Ein Lehrer und eine Lehrerin namens Tsaysha Genish unterrichteten die vielen Kinder des Lagers in einer Schule, an der den Kommunisten nicht genehme Themen wie der Zionismus ausgespart wurden. «Sie brachte uns alle russischen Lieder bei, die in jener Zeit beliebt waren», erzählte Ann Monka, damals dreizehn. Sie leitete die Kinder auch zu Spielen an, unternahm mit ihnen kurze Ausflüge und gab ihnen Milch zu trinken. Allerdings ging es in dieser Schule weniger ums Unterrichten als darum, die Kinder zu beschäftigen, damit sie nicht in Schwierigkeiten gerieten.

Das Lager hatte sogar ein eigenes Gefängnis neben der Schmiede. Es war eine dunkle, unbelüftete Erdhütte, die von einem bewaffneten Posten bewacht wurde. Der Anwalt Solomon Wolkowyski war zuständig für die Untersuchung von Verbrechen und die Festlegung von Gefängnisstrafen. Ein kleines Vergehen wie das unerlaubte Melken von Kühen konnte ein paar Tage Gefängnis nach sich ziehen.

Nahe dem Zentrum des Walddorfs befand sich das Büro der Kommandeure, die *Stawka*, wie alle es nannten – das russische Wort für «Hauptquartier». Tuvia, Asael, Layzer Malbin, Pesach Friedberg, Solomon Wolkowyski und Tanchum Gordon, der vor Kurzem aus dem Ghetto von Schtschuchin geflohen und von General Platon zum stellvertretenden Kommissar ernannt worden war, hielten darin jeden Tag eine Besprechung ab. Die Lagersekretärin Raya Kaplinski und zwei Bürogehilfinnen waren anwesend, um die Sitzungsprotokolle zu führen, Briefe an Partisanenführer aufzusetzen und Berichte über Kampfeinsätze auf einer Schreibmaschine abzutippen, die aus einem der Dörfer stammte.

«Sie bestand aus zwei Räumen», beschrieb Kaplinski die *Stawka*. «Im grösseren Raum gab es einen grossen Tisch, und darauf stand meine Schreibmaschine. An der Wand hing ein Bild von Stalin, das von einem vierzehn- oder fünfzehnjährigen Mädchen im Lager gezeichnet worden

war. Die russischen Partisanen hielten es für ein wunderbares Porträt. Das Gesicht war auf einer Seite geschwollen, und ein Russe wollten wissen, warum. Das Mädchen erklärte, er sei vor Freude ganz erfüllt, weil er dabei sei, die Deutschen aus dem Land zu werfen.»

Alle Schriftstücke wurden in dreifacher Ausfertigung getippt: eine für die Akten des Stützpunkts, die zweite für Platons Stab, und eine dritte, um sie zu vergraben. Ausserdem half sie Malbin dabei, die Sowjets mit umfangreichen Listen der Mitglieder der Einheit zu versorgen. Scherzhaft nannte man sie Rabbi, weil sie so manches Paar als verheiratet ausgab, obwohl nie eine offizielle Trauung stattgefunden hatte. Alle Dokumente enthielten die Unterschriften von Tuvia und von Malbin sowie den offiziellen Stempel der Partisanenabteilung Kalinin.

Direkt vor der *Stawka* befand sich ein Platz, der als Versammlungsort für die gesamte Einheit diente. Hier trafen die Kämpfer zusammen, bevor sie zu einem Einsatz aufbrachen, und die Kommandeure gaben der ganzen Gemeinschaft wichtige Ankündigungen bekannt. Auf dem Platz wurden auch Delegationen sowjetischer Partisanen empfangen, die gekommen waren, um kommunistische Feiertage und andere festliche Anlässe zu begehen.

«Tuvia meinte, es wäre gut, wenn wir den Russen ein wenig Unterhaltung bieten könnten», erzählte Sulia Rubin, die vor dem Einmarsch der Sowjets im Jahre 1939 sieben Jahre lang Ballettunterricht genommen hatte. Unter ihrer Leitung wurde ein Ensemble gegründet, das bei den Veranstaltungen auftrat. Rubin dachte sich eine Varietéshow mit Volkstänzen, beliebten Liedern und Theatersketchen aus. Da es kein Theater gab, sassen die Zuschauer einfach auf dem Boden.

«Die Sketche handelten meist von der Befreiung, vom Kämpfen, von der Liebe», erzählte Rubin. «Ich hatte früher Shakespeare gespielt, aber wen interessierte das? Wir gaben alles. Wir sangen Partisanenlieder und russische Weisen. Wir spielten Akkordeon und manchmal mit Löffeln

und Pfeifen. Wir bastelten Flöten aus Holz! Wir erzählten Witze. Zuweilen bestritten auch die Besucher das Programm, denn unter den Russen gab es viele begabte Leute. Sie hatten wunderschöne Stimmen und kannten andere Lieder. Sie mussten etwas zum Lachen haben und wir auch.»

Rubin übersetzte hebräische Lieder ins Russische und brachte sie den zuschauenden Partisanen bei, die nie erfuhren, dass sie jüdische Lieder sangen.

«Es ging wirklich hoch her», erinnerte sich Ann Monka, eine der Sängerinnen. «Natürlich brachten sich die Russen vor der Darbietung richtig in Stimmung. Sie strotzten vor Kraft und Hoffnung, und ich vermute, dass das Trinken einiges dazu beigetragen hat.»

Rubin lernte einen Mann mit einer schönen Singstimme kennen, der einige Zeit im Lagergefängnis gesessen hatte, und sie engagierte ihn, während der Vorstellungen Soli zu singen. Ausserdem drängte sie Sol Lapidus, einen jungen jüdischen Partisanen, der in einer russischen Einheit diente und ein begabter Tänzer war, vor dem Publikum aufzutreten.

Die Vorstellungen waren nur selten fest eingeplant. Rubin und ihr Team begannen mit dem Programm, wenn sich genügend Zuschauer eingefunden hatten. Irgendjemand begann Akkordeon zu spielen, und Sol Lapidus tanzte mit Rubin. Nach dem Tanz wurden ein oder zwei Lieder gesungen, und dann erzählte vielleicht jemand eine Geschichte.

Ausserdem gab es einen Kinderchor, der bei den Aufführungen grosse Erfolge feierte. «Ich weiss noch, dass wir gern ein russisches Lied sangen, das von einer Frau erzählt, die sich den Partisanen anschliesst und dankbar ist, weil sie bei ihnen sein darf», erinnerte sich Monka. «Vor den Russen mussten wir immer etwas über Stalin singen. Aber wenn wir unter uns waren, hatten wir andere Lieder. Da gibt es zum Beispiel ein jiddisches Lied, ‚Das jüdische Kind‘, das von einer Mutter handelt, die ihr Kind vor den Massakern retten will. Sie beschliesst, es zu einer christli-

chen Familie zu bringen, damit es sich unter christlichen Kindern verstecken kann. Dann erzählt es dem Kind den Grund, warum es sich verstecken muss, nämlich weil es als Jude in Lebensgefahr ist, und dass es ganz brav sein soll und keinesfalls verraten darf, dass es Jude ist. Natürlich weint das Kind, aber sie hat keine andere Wahl und lässt es zurück. Es war ein sehr beliebtes Lied. Ein trauriges Lied.»

Die Besucher staunten über dieses belebte Dorf im Herzen des Nalibocka-Pwsrizd, und bei den Bauern wurde viel darüber geredet. Manche Nichtjuden nannten es verächtlich «Jerusalem», eine Bezeichnung, die laut Tuvia gern von den «grossen Antisemiten» verwendet wurde, weil sie damit zu verstehen geben wollten, dass die Juden nicht bereit seien, im Krieg zu kämpfen. Aber viele Juden erfüllte der Name mit Stolz, ja er spendete ihnen sogar Trost.

«Man fühlte sich wie in einer Traumwelt», schrieb Liza Ettinger über ihre Ankunft im Stützpunkt. «Es waren die gleichen Menschen – aus Fleisch und Blut –, aber stärker und freier. Eine Art unbeschwerter Ausgelassenheit lag in der Luft; unverblümete Reden, die mit Flüchen gewürzt waren; galoppierende Pferde und Kinderlachen. Alles schien zu verschwimmen und durcheinander zu geraten. Plötzlich sah ich mich als Komparse in einem Wildwestfilm mit vielen Mitwirkenden. Ich wusste nicht, ob ich mit allen lachen oder allein weinen sollte.»

An den Unterküften für die vielen Menschen wurde noch immer gearbeitet, als der erste Schnee fiel. Die Erdhütten säumten beide Seiten der Hauptstrasse, die quer durch das Lager verlief, vorbei am Hauptplatz, wo die grossen Werkstätten und der Versammlungsort lagen. Die Strasse ähnelte inzwischen einer ganz normalen Hauptverkehrsstrasse durch eine Gemeinde. Kämpfer, die von Einsätzen zurückkehrten, posierten mit einer neu beschafften russischen (und gelegentlich deutschen) Armeeaus-

rüstung. Junge Frauen, die das Glück hatten, ein neues Paar Stiefel zu ergattern, paradierten damit vor ihren neidischen Nachbarinnen.

Die Erdhütten wurden nummeriert und nach den gleichen gesellschaftlichen Kriterien verteilt, die auch im übrigen Lager galten. Menschen, die aus demselben Dorf stammten oder den gleichen Beruf ausübten, lebten zuweilen zusammen. Die Erdhütte Nummer 11 war der «Intelligenzija» vorbehalten – also Solomon Wolkowyski, Dr. Hirsch und einigen anderen. Die Unterkünfte der Kommandeure waren, wie nicht anders zu erwarten, etwas Besonderes. Tuvia und Asael hatten jeweils eine eigene Hütte, die sie mit ihren Frauen, Lilka und Haya, teilten. Tuvias Hütte war komfortabel genug, um darin Besprechungen mit russischen Besuchern abzuhalten, bei denen seine Frau Speisen und Getränke servierte.

Jeden Tag ging ein Mann namens Max Potashnik alle Erdhütten ab und forderte die Bewohner barsch auf, sämtliche Feuer zu löschen, damit der Stützpunkt nicht von deutschen Flugzeugen entdeckt wurde. Zwar wurde das Lager in diesen Monaten häufig von feindlichen Maschinen überflogen, doch die Gebäude waren im dichten Wald gut versteckt und aus der Luft kaum zu erkennen. Der Wald war so undurchdringlich, dass man sogar tagsüber den Kopf in den Nacken legen musste, um einen Strahl Sonnenlicht zu erhaschen.

Im Laufe der Zeit fand jeder Bewohner seine Nische in der Lagergesellschaft. Ungelernte Kräfte versahen den Wachdienst oder sammelten Brennholz. Jungen Frauen gab man Waffen und schickte sie auf Erkundungsgänge rings um das Lager, um nach feindlichen Aktivitäten Ausschau zu halten.

Schmuel Amaran, ein Fachmann für jüdische Geschichte und Zionismus, der schon als 23-Jähriger promoviert hatte, wurde zum Lagerhistoriker ernannt und war für das Sammeln von Informationen über das Leben im Ghetto und im Wald zuständig. Jeden Tag befragte er in seiner Hütte Mitglieder der Einheit und hatte am Ende 65 Notizbücher mit Ma-

terial beisammen. Er hielt auch Vorträge zu Themen, die mit dem Krieg zusammenhingen.

Zu den am schwersten zu bändigenden Lagerbewohnern gehörten die wenigen Jugendlichen. Sie hatten zwar alle möglichen Pflichten und arbeiteten beispielsweise als Lehrlinge in den Werkstätten, fanden jedoch immer noch Zeit, bei den Kämpfern herumzulungern oder sich an die Fersen von Besuchern zu heften, wenn diese das Lager besichtigten. Sie kannten jeden Winkel und schnappten jedes Gerücht in den verschiedensten Versionen auf. Ausserdem gewöhnten sie sich den derben Jargon der Partisanen an, der zum Entsetzen vieler die Umgangssprache im Lager wurde.

Ein eigenbrötlerischer Jugendlicher namens Yankel galt als einziger geistig Behinderter im Lager; er litt an den Spätfolgen einer schweren Misshandlung durch die Deutschen. Der Junge lief in zerlumpten Kleidern herum und hatte einen wilden Blick. «Yankele, warum flickst du dir denn nicht deinen Ärmel?», fragte ihn jemand. «Ich will dich aus meinem Ärmel schütteln», erwiderte er. «Das kann ich doch nicht, wenn er zugenäht ist.»

Die älteren Menschen – es gab sogar Achtzigjährige – bemühten sich nach Kräften, ihren Beitrag in Bereichen zu leisten, mit denen sie sich auskannten. In den meisten Fällen jedoch waren sie auf die Hilfe anderer angewiesen, ebenso wie die kleineren Kinder, die Drei- und Vierjährigen, die von ihren Müttern gehütet wurden.

«Ich war viel mit meinem Baby zusammen», erinnerte sich Fay Druck, die aus dem Ghetto von Lida geflohen war. «Wir streiften durch die Wälder und suchten Preiselbeeren, die wir an Ort und Stelle verputzten. Wenn wir Pilze fanden, assen wir sie ebenfalls.»

Wie Tuvia im Dezember erfahren musste, hatte Sergej Wassiljew keineswegs vergessen, dass Asael das Hauptquartier der Kirow-Brigade ohne Erlaubnis verlassen hatte. Der Russe war wütend über diesen Ungehör-

sam. Asael war in seinen Augen ein Deserteur, und er forderte seine Hinrichtung.

Aus Angst um das Leben seines Bruders schrieb Tuvia einen Brief an General Platon, Wassiljews Vorgesetzten, und bat darum, die jüdische Einheit aus Wassiljews Brigade auszugliedern und sie damit allen Befehlen zu entziehen, die Asael betrafen. Dies begründete er damit, dass die Pwsr/zti-Gruppe so viele Kilometer von den anderen Abteilungen in Wassiljews Kirow-Brigade (zu denen auch Zus' Ordschonikidse-Einheit gehörte) entfernt sei und daher der Gerichtsbarkeit eines in der Nähe stationierten sowjetischen Kommandeurs unterstellt werden sollte.

Bevor Tuvia darauf eine Antwort bekam, traf eine provozierende Anweisung von Wassiljew ein. Der Russe verlangte, fünfzig von Tuvias besten Kämpfern aus dem *Puscha-Stützpunkt* abzuziehen; die Männer sollten sich zum Dienst im Karow-Hauptquartier melden.

Tuvia und mehrere seiner Mitstreiter sprangen auf ihre Pferde und galoppierten viele Kilometer durch den *Puscha* zu General Platons Hauptquartier. Der jüdische Kommandeur hoffte, dass Platon für seine Notlage Verständnis haben würde. Er durfte nicht zulassen, dass Wassiljew seine Gruppe erneut auseinander riss.

«Wenn ich Wassiljews Befehl gehorche», erklärte Tuvia dem russischen Oberbefehlshaber nach seiner Ankunft, «bin ich wieder wehrlos. Ich werde nicht mehr in der Lage sein, die Geschlossenheit der Gruppe zu gewährleisten, und von meinem Posten zurücktreten müssen. Wassiljews Plan steht nicht im Einklang mit den Zielen des Vaterlands, und die Hunderte von Menschen, die sich mir anvertraut haben, würden über kurz oder lang umkommen.»

Schmunzelnd gab Platon Tuvia Recht. Ausserdem erklärte er sich bereit, Wassiljews Befehle, was die Hinrichtung von Asael und den Abzug der fünfzig Männer anging, aufzuheben.

Erleichtert kehrte Tuvia ins Lager zurück und schickte zwei Reiter mit Platons Stellungnahme zu Wassiljew. Als die beiden nach einigen Tagen

wiederkamen, berichteten sie, Wassiljew sei wegen Platons Anordnung ausser sich geraten. Dann habe er seine Äusserung erbittert wiederholt, Asael habe den Tod verdient. Tuvia erfuhr auch, dass Wassiljew die Lebensmittelvorräte einiger Bielski-Kämpfer beschlagnahmt habe.

Entsetzt über Wassiljews Reaktion stattete Tuvia Platon einen weiteren Besuch ab. Er brachte ihm Speisen mit, die in der Lagerküche zubereitet worden waren. Tuvia erläuterte seine andauernden Meinungsverschiedenheiten mit Wassiljew und wies darauf hin, dass der Brigadekommandeur unnachgiebig Asaels Kopf forderte und ausserdem Lebensmittel konfisziert hatte, die für unbewaffnete «Sowjetbürger» bestimmt gewesen seien.

Aber Platon hatte kein Interesse daran, an diesem Tag irgendwelche Befehle auszugeben. Stattdessen schlug er vor, das Lager der Bielskis persönlich zu besichtigen, um sich ein Bild vom Leben der jüdischen Gemeinschaft zu machen. Seinen Besuch sagte er für den 31. Dezember 1943 an.

Tuvia bemerkte, dass der General ausgefranzte Hosen und abgewetzte Stiefel trug, und meinte zu ihm, ein Mann von seinem Rang verdiene bessere Kleidung. «Ich kann dir helfen», sagte er zu Platon. «Und du wirst zufrieden sein.»

Platon war erfreut über das Angebot.

«In unserer Thora heisst es: ‚Du sollst keine Bestechung annehmen‘», erklärte Tuvia später. «Aber es steht nicht geschrieben, dass du niemanden bestechen darfst.»

Nachdem Tuvia ins Lager zurückgekehrt war, ordnete er an, dieses vor der Ankunft des Generals umfassend zu verschönern. Es war eine grosse Chance zu beweisen, wie nützlich das Lager für die Unterstützung der sowjetischen Kriegsbemühungen war.

Am vereinbarten Tag ritt der «Herr über alle Wälder», wie Tuvia ihn nannte, begleitet von vierzig Partisanen, die mit den modernsten Waffen ausgerüstet waren, ins Lager ein. Platon wurde zur *Stawka* eskortiert und bekam ein fürstliches Mahl vorgesetzt: Würste, Pökelfleisch, Kohlrouladen und reichlich *Samogonka*.

Im Anschluss an die Mahlzeit begleitete Tuvia den General auf einer Besichtigungstour durch das Lager. Als sie das Handwerkergebäude betraten, rief ein Arbeiter seinen Kollegen zu, Haltung anzunehmen. Platon forderte alle auf, sich zu rühren, und ging durch den Raum weiter, wobei er an jedem Arbeitsplatz Halt machte. Zu einem der Ledernäher bemerkte er, dass jeder auf dem Stützpunkt produzierte Sattel einem Überfall auf die Deutschen entspreche. Zu einem der Friseure sagte er, dass die Partisanen in seinem Hauptquartier einen Haarschnitt dringend nötig hätten, und lud ihn ein, sie einmal zu besuchen.

Bevor Platon das Gebäude verliess, machte er den Schneidern wegen ihres handwerklichen Geschicks Komplimente und zeigte sich überrascht über die Künste der Uhrmacher. Dann besuchten Tuvia und der General die Metallwerkstatt von Schmuel Oppenheim, bevor sie die Gerberei inspizierten. Als der Russe sah, dass mehrere religiöse Juden in ihre Nachmittagsgebete vertieft waren, blieb er stehen. «Was soll das denn bedeuten?»

«Weisst du das nicht?», erwiderte Tuvia. «Sie pauken gerade Parteigeschichte.»

Die beiden Männer lachten herzlich und gingen weiter zur Schmiede. Einer der Handwerker war gerade mit der schwierigen Aufgabe befasst, ein Gewehrschloss anzufertigen. Platon hörte zu, als der Mann ihm seine Arbeit erklärte.

«Viele Schlösser, um die deutschen Faschisten anzugreifen!», rief der Russe aus. Nicht weniger beeindruckt war er von der Wurstküche.

«Besuch uns doch öfter», sagte Tuvia, «wir werden gern mit dir teilen, was wir haben.»

Die Besichtigungstour ging weiter – zum Gefängnis, zur Bäckerei, zum Lebensmittelspeicher, zur Seifensiederei und zur Mühle. Platon besuchte auch die Krankenstation, wo Dr. Hirsch sich über den Mangel an Medikamenten beklagte.

Nach dem Rundgang kehrten die beiden Partisanen zur *Stawka* zurück. Platon sprach eine halbe Stunde lang über die Bedeutung der Arbeit

des Lagers und versprach, der Einheit bei Schwierigkeiten mit anderen Partisanengruppen behilflich zu sein. Er verkündete, der Stützpunkt solle in Zukunft als «Quartiermeisterkorps» für die Partisanen im *Puscha* dienen, also als Versorgungs- und Reparaturdepot, das sich um die Bedürfnisse der kämpfenden Männer kümmerte. «Das ist genau das, was jede Armee braucht!», sagte er.

Für Tuvia war es ein Augenblick des Triumphs. Wenn Platon die Arbeit des jüdischen Lagers befürwortete und verstand, wie nützlich es für den Partisanenkrieg war, würde er es bestimmt auch vor sowjetischen Partisanen wie Wassiljew beschützen, die jüdische Zivilisten im Kampf gegen die Deutschen für überflüssig hielten. Mit einem Stützpunkt, der weitgehend sicher vor sowjetischer Einmischung und deutschen Angriffen war, hatten die Bielskis zwei ihrer wichtigsten Anliegen beinahe erreicht. Die Frage war, ob sich all seine diplomatischen Bemühungen um die Partisanenführung nun endlich auszahlen würden.

Allerdings hatte Platon noch nicht entschieden, ob Tuvias Einheit weiterhin der Gerichtsbarkeit von Sergej Wassiljew unterstehen würde oder nicht.

Nach seiner Rede forderte der Russe Tuvia und ein paar seiner Männer auf, ihn zu einigen nahe gelegenen Partisanenlagern zu begleiten.

Die Männer brachen am Nachmittag auf und erreichten bald einen Stützpunkt, der gerade eine Silvesterfeier vorbereitete. Die Männer liessen Dienst Dienst sein und stürzten sich in die Festivitäten, bei denen der Wodka in Strömen floss. Als sie am nächsten Morgen erwachten, genehmigten sie sich noch ein paar Gläschen und ritten dann los, um einen von Platons getreuen Leutnants zu besuchen, Jefim Gapajew, der den Decknamen Sokolow trug.

Am Nachmittag trafen die Männer bei Sokolow ein und feierten dort kräftig weiter. Spätabends setzte man sich schliesslich zusammen, um dienstliche Angelegenheiten zu erörtern; diese Besprechung dauerte bis in die Morgenstunden des 2. Januar.

Während der Sitzung wiederholte Tuvia seine Bitte, die Zivilisten Wassiljews Zuständigkeit zu entziehen. Ausserdem regte er an, die Einheit zu Ehren des Kommandeurs in «Platon» umzubenennen. Platon lehnte zwar den Namensvorschlag ab, erklärte sich aber einverstanden, Wassiljew das Kommando über die Gruppe zu entziehen.

Dann erzählte Tuvia von seinem Bruder Asael und betonte, wie begabt er als militärischer Führer und wie wichtig er für das reibungslose Operieren der kämpfenden Truppe sei. «Ohne diese Truppe», erklärte er, «kann ich meine Leute nicht Zusammenhalten, und wir wissen doch beide, wie wichtig der Fortbestand unserer Gruppe ist. Unsere fleissigen und loyalen Bürger haben es verdient, dass man sie beschützt.»

Platon war bereit, einen weiteren Befehl zu erlassen, der das Todesurteil gegen Asael aufhob.

Am nächsten Tag, dem 3. Januar 1944, unterzeichnete Platon eine schriftliche Erklärung, die die Einheit offiziell aus der Kirow-Brigade ausgliederte. Anstelle von Wassiljew sollte von nun an Sokolow Tuvias direkter Vorgesetzter sein. Die Einheit wurde sogar gänzlich aus der Brigadestruktur gelöst und zu einer «unabhängigen» Abteilung ernannt.

Der letzte Absatz des «streng vertraulichen» Berichts legte dar, worin Platon die Funktion der jüdischen Gruppe sah:

Ich betraue den Kommandostab der Abteilung mit folgenden Aufgaben: die Familien in der Abteilung mit Vorräten zu versorgen und durch bewaffnete Wachen zu schützen; die Bewaffnung der Kampffähigen zu ermöglichen; diese Bewaffneten bei der Zerstörung von Nachrichtenwegen, Brücken und Strassen und bei Aufklärungsmissionen einzusetzen; aus den 150 bewaffneten Mitgliedern der Abteilung mindestens zwei bis drei Ablenkungsgruppen zu bilden, um Eisenbahnstrecken, Militärzüge, Lastwagen und an-

dere militärtechnische Einrichtungen zu sprengen; Hinterhalte zu legen, um die Kampfstärke des Feindes zu untergraben.

Zus' Ordschonikidse-Abteilung, die zu Neujahr aus 117 Partisanen, darunter acht Nichtjuden, bestand, hatte es leichter, ihre Nützlichkeit im Kriegseinsatz zu beweisen. Ihre Aufgabe war es, einen Feind zu bekämpfen, der die Schuld am Tod von Abertausenden von Juden trug – ein Auftrag, den sie nur zu gerne ausführten.

Im November und Dezember, während der Bauarbeiten am Lager im Nalibocka-Pwsr/zti, beteiligte sich Zus' Truppe an typischen Partisaneneinsätzen. Am 7. November sprengten vier Mann eine Eisenbahnbrücke in die Luft und verbrannten eine hölzerne Strassenbrücke. Am 12. Dezember zündeten einige Kämpfer zwei Häuser neben der Eisenbahnstrecke Lida-Baranowitsch an, und am 19. Dezember überfielen mehrere Partisanen aus dem Hinterhalt ein feindliches Fahrzeug auf der Strasse von Nowogródek nach Lida und töteten den Fahrer.

Am Morgen des 21. Dezember, es hatte stark geschneit, traf Zus' Gruppe mit Männern der Oktober-Abteilung zusammen, die von einem der frühen Kriegsverbündeten der Brüder angeführt wurde – dem jungen Russen Viktor Pantschenkow. Sie griffen einen kleinen Konvoi auf der Strasse zwischen Nowogródek und Nowajelna an und töteten vier Deutsche, zwei einheimische Polizisten und einen zivilen Kollaborateur. Allerdings waren die Deutschen in der Überzahl und wehrten sich nach Kräften, sodass die Partisanen in den Wald fliehen mussten.

Ein jüdischer Kämpfer wurde getötet, ein anderer verwundet. Dr. Isler versorgte den Verwundeten zwar, doch seine Verletzungen waren so schwer, dass er bald darauf starb. Da die Angriffe andauerten, blieb den Partisanen nur die Flucht. Am nächsten Tag kehrten mehrere Männer an den Schauplatz des Scharmützels zurück und entdeckten den nackten Leichnam des Toten, der an einen Baum gelehnt war, in den erkalteten Fingern eine Flasche Wodka, die ihm die Deutschen in die Hand gedrückt hatten.

Aber das Glück der Abteilung wendete sich bald. In den kommenden Wochen führten die Ordschonikidse-Kämpfer zusammen mit Viktor Pantschenkows Männern zwei erfolgreiche Einsätze durch.

Am 5. Januar, also nur wenige Tage nach Tuvias Abenteuern mit Platon, befehligte Viktor zwei Einheiten der Ordschonikidse- und Oktober-Abteilungen in einem Anschlag auf die Bahnstrecke Lida-Baranowitsch. Als der Abend anbrach, hoben mehrere Kämpfer die Schienen von den Schwellen, so dass kein Zug mehr durchfahren konnte.

Dann warteten die Männer mehrere Stunden zusammengekauert im Schnee, bis aus Osten eine Lokomotive mit sieben Waggons herandonerte. Als der Zugführer bemerkte, dass mit den Gleisen etwas nicht stimmte, bremste er den Zug ab.

«Ich gab Feuerbefehl», schrieb Viktor später, «und das Schiessen begann. Doch als wir aus dem Zug die Schreie von Frauen und Kindern hörten, liess ich das Feuer einstellen.»

Ein Nazi-Offizier, der später als ein Stellvertreter des Gebietskommisars von Nowogródek, Wilhelm Traub, identifiziert wurde, tauchte aus einem der Wagen auf und schrie etwas zu den Partisanen hinüber. Viktor bat einen seiner Leute, es zu übersetzen, doch der Nazi hatte die Partisanen bloss als «Gesindel» beschimpft. Daraufhin ordnete der Russe an, den Zug wieder unter Beschuss zu nehmen.

Die Partisanen besiegten die deutschen Soldaten und besetzten die Eisenbahnwaggons. Viktor berichtete, dass vierzig Zivilisten sofort auf freien Fuss gesetzt wurden; die vier Soldaten wurden gefangengenommen. Im Ordschonikidse-Bericht hiess es, dass zwei Deutsche getötet und dreizehn verwundet worden seien. Kein Partisan kam ums Leben. Die Beute war beträchtlich – der Zug beförderte vierzig Motorräder, drei Autos und Kisten voller Gewehre und Munition. Nach dem Überfall wurde der Zug in Brand gesteckt.

Sergej Wassiljew war zwar nicht mehr für Tuvias Zivilisten zuständig,

blieb aber Zus' Brigadekommandeur; er lieferte eine Woche später einen Bericht ab, in dem er die Verluste des Feindes offenbar übertrieb – angeblich waren bei dem Einsatz 21 Deutsche gefallen. (Auch Zus gab später eine viel grössere Zahl von Toten an – insgesamt seien fünfzig Deutsche getötet worden.) Jedenfalls war der Überraschungsangriff ein grosser Erfolg gewesen. Partisanenzeitenungen feierten ihn in begeisterten Artikeln, und die Bauern der Region unterhielten sich angeregt darüber. Die Kommandeure beider Abteilungen wurden vom Kirow-Kommandeur ausgezeichnet.

Ein paar Wochen später, am 28. Januar, fand eine weitere Operation statt, die, wie die Partisanen hofften, den Anschlag auf die Eisenbahn noch übertreffen würde. Wassiljews Stab plante einen Überraschungsangriff durch Männer aus vier Abteilungen der Kirow-Brigade. Zehn Partisanen aus der jüdischen Gruppe wurde eine Schlüsselrolle übertragen.

Unter lautem Gebrüll und in die Luft schiessend, stürmten die jüdischen Partisanen das Dorf Wassile witsch. Die Männer hatten Wodkaflaschen bei sich, aus denen sie in grossen Schlucken tranken. Ihr Verhalten versetzte die Bauern, die das Theaterspiel nicht durchschauten, in helle Aufregung. In Wirklichkeit jedoch waren die Männer stocknüchtern – die Flaschen enthielten klares Wasser.

Während alle von diesem Schauspiel abgelenkt waren, bezogen über 150 Partisanen, darunter auch weitere zehn Mann aus der Ordschownikidse-Abteilung, an den Dorfeingängen Stellung und warteten darauf, dass der Feind sich zeigte. Wie die Partisanen erwartet hatten, lief ein Bauer aus Wassilewitsch zum nahe gelegenen deutschen Aussenposten und meldete den Nazis das Treiben der betrunkenen Juden. Nach einer Weile erschienen mehrere Fahrzeuge, in denen insgesamt 34 Mann einschliesslich acht Nazi-Offiziere sassen.

«Wir hatten uns gerade auf den Boden geworfen», berichtete Sergej Schigalo, einer von Viktors Männern, später. «Als ich sie auf uns zukom-

men sah, verständigte ich meine Kameraden mit einem Pfiff.»

Nachdem der Konvoi am Dorfrand angehalten hatte, stiegen die Polizisten aus, um sich mit dem Nazi-Kommandeur zu beraten. Die Partisanen nutzten die Unaufmerksamkeit des Feindes und fielen, wild um sich schiessend, über die Deutschen her. Diese und ihre Kollaborateure konnten zwar noch ein paar Salven abgeben und dabei vier Partisanen töten und drei verwunden, doch sie wurden rasch überwältigt. Schon wenige Minuten später war der Boden von Leichen übersät. Alle Nazi-Offiziere und 21 Polizisten kamen ums Leben. Vier Polizisten, drei davon verwundet, wurden gefangengenommen.

Unter den Toten befand sich auch Kurt Fiedler, ein Nazi-Leutnant und Kommandeur des deutschen Aussenpostens. «Er war kein Mensch, sondern eine Bestie», schrieb Viktor. «Nicht nur die einheimischen Zivilisten waren gegen ihn, er wurde sogar von der Polizei bekämpft.»

Zus untersuchte Fiedlers von Kugeln durchsiebten Leichnam und zog ihm die Uniform aus. «Sie passte mir wie angegossen», erinnerte er sich später. «Ich habe diese Uniform bis Kriegsende getragen.» Es war einer seiner stolzesten Augenblicke – seine Eltern, zwei Geschwister, seine Frau und sein Kind waren von Nazi-Mördern umgebracht worden; nun trug er die Kleidung des verhassten Feindes. Auch wenn er nichts tun konnte, um seine Familie wieder lebendig zu machen, hatte er zumindest die Möglichkeit, die Verbrecher zu demütigen.

Allerdings war die Zusammenarbeit zwischen der jüdischen Gruppe und den sowjetischen Partisanen nicht immer so erfolgreich. Zus' Männer wussten nur zu gut, dass sie vor jedem auf der Hut sein mussten, auch vor ihren Verbündeten. Schliesslich bedrohten die Russen regelmässig jüdische Kämpfer und verbreiteten Gerüchte über sie, zum Beispiel, dass sie Gold und andere Wertgegenstände horteten. Allerdings eilte der Bielski-Einheit der Ruf voraus, dass sie eine Beleidigung nicht lange auf

sich sitzen liess. Zus musste mehr als einmal angeblich befreundete Kämpfer mit der Waffe zur Räson bringen.

Und natürlich hatten Zus' Männer genügend weitere Feinde, deren Zahl mit jedem Tag zuzunehmen schien.

Hauptsächlich handelte es sich um antisowjetische polnische Partisaneneinheiten, deren Einfluss im Gebiet Lida-Nowogródek zwischen Ende 1943 und Anfang 1944 wuchs. Die Kämpfer der Armija Krajowa (AK) oder Heimatarmee wurden als Weisspolen bezeichnet, und die Bielski-Brüder wussten, dass sie eingeschworene Feinde des jüdischen Volks waren. Tatsächlich rief General Bor-Komorowski, der oberste Kommandeur der AK, am 15. September 1943 in einem Befehl zur Vernichtung jüdischer Partisanengruppen auf, die er als Banditen betrachtete.

Einige polnische Partisanen hatten in den Anfangsjahren der Besatzung versucht, sich mit den sowjetischen Kämpfern zu verbünden. Aber die Sowjets hätten gleich die Pistolen entschert, als die Polen sich weigerten, sich in eine Bewegung eingliedern zu lassen, die Loyalität gegenüber Stalin und dem Kommunismus verlangte – dies berichtete jedenfalls ein weisspolnischer Kämpfer aus dem Gebiet Nowogródek. Die Bereitschaft der Polen, die sowjetischen Partisanen zu bekämpfen, führte zu Allianzen zwischen der AK und den deutschen Besatzern, die ihnen Waffen, Munition und medizinische Versorgung anboten. Die Zusammenarbeit zwischen beiden Parteien war ein offenes Geheimnis auf dem Land, und in einem Dokument des Gebietskommissars von Nowogródek ist von «unseren Vereinbarungen mit polnischen Partisanen» die Rede.

Und noch eine andere Gruppe bekämpfte im Einflussgebiet der Bielskis die jüdischen und sowjetischen Partisanen.

Im Herbst 1943 strömten Tausende von deutsch-freundlichen Kosaken, die nach den Siegen der Roten Armee über die Wehrmacht aus ihrer Heimat in der Kaukasusregion geflohen waren, mit ihren Familien in die Region. Die Kosaken, ein Volk mit türkischen, tatarischen, russischen

und ukrainischen Vorfahren, waren als berittene Verteidiger der russischen Steppen, als unerbittliche Beschützer der Zaren und als wüste Feinde der Juden berüchtigt. Unverwechselbar war ihre äussere Erscheinung: zottelige Pelzmützen, Pluderhosen in hohen Lederstiefeln und lange Schaffellmäntel. Aus Dank für ihre Loyalität gestatteten die Nazis ihnen, ihre eigenen militärischen Regimenter zu führen, «Selbstverwaltungsgebiete» zu errichten und dort nach ihrem Gutdünken zu regieren.

Im Gebiet von Nowogródek liess ein charismatischer Kosak namens Sergej Pawlow eine Schule, ein Krankenhaus und eine orthodoxe Kirche bauen. Schliesslich siedelten 25'000 Kosaken in die Region um. Mehrere Kosakenregimenter von je tausend Mann schlossen sich bald dem Kampf gegen die Feinde der deutschen Besatzer an.

Und zu allem Überfluss wurde nun auch noch eine Kavallerieeinheit prodeutscher weissrussischer Soldaten unter Boris Ragula, einem Nazi-Kollaborateur aus Nowogródek, in der Gegend aktiv.

Ragula, ein ehrgeiziger 23-Jähriger aus einer Familie weissrussischer Nationalisten, war vor dem Einmarsch der Deutschen von den sowjetischen Behörden ins Gefängnis gesteckt und gefoltert worden. Er sprach fließend Deutsch und tat sich sogleich mit den Besatzern zusammen, weil er sie zu überzeugen hoffte, dem weissrussischen Volk grössere Autonomie zu gewähren. Im ersten blutigen Jahr der Okkupation diente er dem Gebietskommissar Wilhelm Traub als Dolmetscher.

Im Spätsommer 1943 wurde er von Traub in dessen Privatresidenz gerufen, weil der Gebietskommissar mit ihm über die Bildung einer Antipartisanenruppe sprechen wollte. Der Nazi entschuldigte sich dafür, dass die Deutschen nicht gewillt waren, den nationalistischen Träumen der Weissrussen entgegenzukommen. «Seid ihr immer noch bereit, eine Einheit zu bilden, um die Partisanen zu bekämpfen?», erkundigte sich Traub. Er versprach, Pferde und Munition zur Verfügung zu stellen.

Ragula war einverstanden. Er wurde nach Minsk geflogen, wo ihn ein Nazi-General über den Einsatz informierte.

Schon nach wenigen Wochen befehligte Ragula eine Einheit von 150 Mann, die Nazi-Uniformen mit den weissrussischen Nationalfarben am Kragen trugen.

Dass sich immer mehr Kämpfer mit den Deutschen verbündeten, änderte nichts an der allgemeinen Auffassung, die Deutschen würden den Krieg unweigerlich verlieren. Die Verwirrung auf dem Schlachtfeld wurde noch grösser, als mit den Deutschen kollaborierende einheimische Polizisten zunehmend zu den Partisanen überliefen, weil sie sich auf der Seite der Guerillas eine rosigere Zukunft versprachen. Zus selbst schickte geheime Botschaften an Wolodja Pieta, den Polizeichef von Nowogródek, einen Weissrussen aus Gross-Izwa, der früher eng mit der Familie Bielski befreundet gewesen war. «Bring zwanzig oder dreissig Mann mit und komm zu uns», schrieb Zus, «und alles wird vergeben und vergessen sein.»

Pieta, der zuvor den Brüdern mitgeteilt hatte, dass er bewusst danebenschoss, wenn er den jüdischen Widerstandskämpfern begegnete, traf sich sogar mit Zus an einem neutralen Ort ausserhalb der Stadt. Allerdings blieben die Gespräche ergebnislos.

Botschaften kamen auch von der Gegenseite. Der oberste Nazi von Nowogródek versprach Viktor Pantschenkow schriftlich Amnestie für seine Gruppe, falls sie sich dem Kampf der Nazis anschliesse. Pantschenkows Antwort, die laut Zus von einem jüdischen Arzt bei der Einheit aufgesetzt wurde, fiel ziemlich eindeutig aus.

Pantschenkow sprach ihn als «Herr Vorübergehender Gebietskommissar» an und wies ihn scharf zurecht, weil er es überhaupt gewagt hatte, so ein Schreiben an ihn zu richten. «Strengen Sie Ihren Verstand an... Sie können die Stadt nicht ohne eine Eskorte aus Panzerwagen oder Panzern verlassen. Während Ihres Aufenthalts in Nowogródek konnten Sie nicht telefonieren, und Ihre Züge und Autos verunglückten zu Hun-

dernten, und nachts fahren gar keine Züge mehr. Sie haben keinen Einfluss in den Dörfern, und jeden Tag müssen Sie weitere Gräber ausheben.»

Gerade als Tuvia Bielski sämtliche Probleme zwischen den Sowjets und seiner Gruppe aus der Welt geschafft glaubte, tauchten neue Schwierigkeiten auf, die ihm Kopfzerbrechen bereiteten. Der Zeitpunkt hätte nicht ungünstiger sein können. Nachdem es ihm gelungen war, sich der Befehlsgewalt von Sergej Wassiljew zu entziehen und eine positive Arbeitsbeziehung zu General Platon zu entwickeln, musste er sich nun mit internen Meinungsverschiedenheiten herumschlagen, die sein Werk zunichte zu machen drohten.

Ursache war Israel Kessler, der noch immer das kleine Satellitenlager unweit des Stützpunkts leitete. Obwohl er den Brüdern schon lange kritisch gegenüberstand, hatte sich seine Oppositionshaltung seit der Gründung des neuen Lagers im *Puscha* noch verstärkt. Nun verbündete er sich mit anderen, denen die Herrschaft der Bielskis missfiel, und beschwerte sich bei sowjetischen Kommandeuren.

Tuvia erfuhr von den Machenschaften der Rebellengruppe, als einer von General Platons Stellvertretern ihn zu sich zitierte. Dieser verlangte von ihm eine Stellungnahme zu einem Bericht, demzufolge einige Bielski-Kämpfer nach der Rückkehr von einem Einsatz über die Stränge geschlagen hätten. «Es herrscht keine Disziplin, und sogar deine Leute sagen das!», erklärte der Russe. Tuvia erkannte den Hinweis auf «deine Leute» als beunruhigendes Anzeichen dafür, dass seine Autorität untergraben wurde.

Dann sprach Sokolow, der für das Bielski-Lager direkt verantwortlich war, Tuvia auf diesen Vorfall an. Der Russe hatte von Kesslers Leuten ebenfalls Berichte über den Führungsstil der Bielski-Brüder erhalten.

«Warum kommst du nicht ins Lager und untersuchst die Angelegenheit selbst?», schlug Tuvia ihm vor.

Der Russe, ein imposanter Mann mit einem goldblonden Bart, den Tuvia als «das genaue Gegenteil des typischen russischen Antisemiten» pries, traf ein paar Tage später ein und wurde ähnlich empfangen wie Platon. Als Tuvia ihn fragte, ob er sich eine Vorstellung der Unterhaltungstruppe ansehen wolle, war Sokolow einverstanden. Er und sein Gefolge liessen sich auf dem Boden des Versammlungsplatzes nieder, und viele Lagerbewohner gesellten sich zu den Besuchern.

Das Programm bestand aus sowjetischen Liedern, Volkstänzen und einem Sketch, der einem Stummfilm von Charlie Chaplin nachempfunden war. Eines der älteren Kinder übernahm die Rolle von Chaplin. Dann sang ein achtjähriges Mädchen, sehr zum Wohlgefallen des russischen Kommandeurs, ein Solo. Er küsste die Kleine ab und versprach ihr, sie mit dem Flugzeug nach Moskau zu bringen, damit sie dort eine musikalische Ausbildung erhielt. Dieses Versprechen erfüllte er einige Wochen später – das Mädchen begleitete einige verwundete Partisanen, die in ein Krankenhaus in der Hauptstadt transportiert wurden.

Anschliessend traf Sokolow mit Kessler und seinen Anhängern zusammen, die ihre schriftliche Beschwerde an das Partisanenkommando zum Teil zurücknahmen. Beeindruckt von der Infrastruktur des Lagers und ohne den Klagen über Tuvias Führungsstil Bedeutung beizumessen, verliess der Russe den Stützpunkt.

Allerdings war das Problem damit nicht aus der Welt geschafft. Kessler und seine Verbündeten schrieben weiterhin Briefe an die Sowjets, und im Lager wuchs der Verdacht, dass er es auf Tuvias Posten abgesehen hatte.

JANUAR BIS JULI 1944

«ALS ICH TUVIA BIELSKI zum ersten Mal begegnete, trug er eine Lederjacke und hatte eine Maschinenpistole quer über die Brust geschnallt. Er wurde von Reitern umringt», erinnerte sich Charles Bedzow, der aus dem Ghetto von Lida in den *Puscha* gekommen war. «Für mich war er der grösste Held auf der Welt. Nach dem Ghetto und den Massakern, als wir von einem Augenblick zum andern lebten und nicht wussten, wann die Deutschen uns wegbringen würden, konnte ich mein Glück nicht fassen. Es war die Freiheit.»

Das geschäftige Dorf im Wald war für die Juden, die nach und nach dort eintrafen, eine faszinierende Welt. Die Menschen hatten viel durchgemacht und waren beim Anblick der bis an die Zähne bewaffneten Partisanenkämpfer sehr erleichtert. Einige Flüchtlinge aus Ghettos und Arbeitslagern waren auf der Suche nach dem Lager wochenlang unterwegs gewesen. Andere hatten als Juden in russischen Einheiten gekämpft und hatten genug von der scheinheiligen Haltung ihrer Kameraden. Wieder andere hatten versucht, sich in kleinen Gruppen durchzuschlagen, jedoch von den Sowjets den Befehl erhalten, in das den Juden zugeteilte Lager umzusiedeln.

Ihr Weg führte durch eine vom Krieg verwüstete Landschaft und durch Dörfer mit ausgebrannten Häusern. Verwesende Leichen und Tierkadaver lagen herum, und verwilderte Katzen suchten nach Essbarem. Viele Flüchtlinge mussten sich Anfeindungen russischer Kämpfer gefal-

len lassen, die sich fragten, wie sie so lange für die Deutschen in den Ghettos hatten arbeiten können. Oft wurden sie auch von Bauern verspottet, die sich weigerten, ihnen Lebensmittel zu geben.

Und nun hatten sie endlich einen Zufluchtsort erreicht, wo Menschen wie sie in Sicherheit lebten und reichlich zu essen bekamen. Häufig traten den Neuankömmlingen vor Fassungslosigkeit die Tränen in die Augen: Die Gerüchte und Geschichten, die über das Judenkö nigreich der Bielski-Brüder kursierten, waren also wahr! Niemand musste sich unter den Peitschenhieben der Nazi-Schläger ducken. Niemand flüsterte hinter vorgehaltener Hand, in der Furcht, belauscht zu werden. Es war kein Märchenland, sondern Wirklichkeit.

Viele schilderten den Anblick in religiösen Bildern. Es sei eine Oase mitten in der Hölle gewesen, sagten sie, und Tuvia Bielski, der eine Zeit lang wirklich auf einem weissen Pferd ritt, sei der Messias, der sein Volk vor dem Bösen bewahrte. «Ich denke, dass er von Gott gesandt war, um Juden zu retten», erklärte Beryl Chafetz, der vor dem Krieg eine Rabbinerschule besucht hatte und später Rabbi wurde. «Er war kein Mensch, er war ein Engel», meinte Isaac Mendelson.

Aber seit dem Ende der Ghettos von Nowogródek und Lida – neben dem Bielski-Lager die letzten grösseren jüdischen Siedlungen in der Region, trafen immer weniger Menschen im Wald ein. Der letzte grosse Zustrom bestand aus sechzig bis siebzig Juden, die im März aus dem Arbeitslager Kodytschewo bei Baranowitsch geflohen waren. Die grausige Wahrheit war, dass kaum noch welche übrig waren.

In den ersten Monaten des Jahres 1944 wurde im Lager weiter emsig gearbeitet. Trotz des rauen, schneereichen Wetters bauten die Menschen ihre Erdhütten aus – es gab etwa zwanzig grosse Gemeinschaftsunterkünfte für jeweils rund fünfzig Personen – und richteten zusätzliche Küchen ein.

Eine sechsköpfige Gruppe, darunter auch der Lagerhistoriker Dr. Schmucl Amarant und seine Frau, errichteten neue Wohnquartiere auf höherem, trockenerem Gelände, nachdem ihnen das Stützpunktkommando den Umzug erlaubt hatte. Das kleine Heim der Amarants war mit drei Baumstümpfen als Stühle, einem grossen Fenster, das in den Wald hinausging, und einer kleinen Wanne zum Kochen, Baden und Wäschewaschen ausgestattet. Alle im Wald beneideten sie darum, und es dauerte nicht lange, da bauten auch andere ihre Traumhäuser in dem exklusiven Viertel.

Die Frauen und Freundinnen der Kämpfer und Kommandeure bereiteten die Mahlzeiten auf Feuern neben ihren Erdhütten zu und waren so nicht mehr abhängig von der Verpflegung aus der Gemeinschaftsküche des Stützpunkts. Schmiede stellten aus Material, das von den Dächern der verlassenen Häuser im Dorf Nalibocka stammte, Kochtöpfe her. Die Lagerküche versorgte zwar weiterhin diejenigen, die keine andere Möglichkeit hatten, mit Mahlzeiten, aber die Lebensqualität insgesamt hatte sich erheblich verbessert; weniger Bewohner als je zuvor waren auf die Lagerküche angewiesen.

Tagsüber stapften kleine Gruppen durch den Schnee und hielten nach Birken Ausschau, die sie fällten, in kleine Stücke zersägten und ins Lager transportierten. Das Holz wurde in den Öfen der Erdhütten verbrannt und erwärmte die feuchten Innenräume. Die Menschen verbrachten ihre Zeit mit Geplauder oder starrten schweigend in die lodernden Flammen.

Um neun Uhr abends gingen die Lagerbewohner gewöhnlich zu Bett. Ein paar Feuer durften weiterbrennen, damit diejenigen, die Wachdienst hatten, nicht erfroren. «Wenn jemand angreifen wollte, hätte er erst mit uns zu tun bekommen», berichtete Meyer Bronicki, ein Flüchtling aus dem Arbeitslager Dworzec, der sich im April 1943 der Bielski-Gruppe angeschlossen hatte. «Aber in dieser Zeit gab es nie Schwierigkeiten, weil der Schnee schätzungsweise drei Meter hoch war und unser Lager so tief im Wald lag.»

Der Februar war besonders kalt, und beissende Schneestürme hüllten den *Puscha* in eine weisse Wolke. Die niedrigen Temperaturen führten zu vielen Erkrankungen, zumal Medikamente so knapp waren. Mit Galgenhumor witzelten die Menschen, dass Dr. Hirsch nur zwei Diagnosen kannte: Du wirst leben oder du wirst sterben.

Alle hatten Angst, sich mit Typhus anzustecken, der von den Läusen übertragen wurde, die sich nicht völlig aus dem Stützpunkt verbannen liessen. Das Ungeziefer nistete in den Säumen von Hemden und Hosen – selbst ein Einweichen des Stoffes in kochendem Wasser konnte ihm nicht den Garaus machen. Der Typhus brach aus, nachdem eine sowjetische Gruppe der Bielski-Einheit Vorräte gespendet hatte; mehrere Menschen erkrankten, kurz nachdem Kleidungsstücke, Proviant und Waffen eingetroffen waren. Ein Mann erhielt den Auftrag, die Kranken mit dem Pferdeshlitten aus dem Stützpunkt zur Quarantänehütte zu schaffen.

Wer sich ansteckte, musste für 21 Tage in Quarantäne. Die meisten überlebten die Tortur und kehrten in einem jämmerlichen Zustand der Erschöpfung ins Lager zurück. Mindestens ein Mensch starb. Dieser Todesfall sowie andere Krankheiten und Verletzungen, die ihre Opfer forderten, führten zur Einrichtung eines weiteren unverzichtbaren Bestandteils jeder Gemeinschaft: eines Friedhofs.

Trotz des vielen Schnees und der vielen Kranken kam die Einheit ihren Pflichten im Partisanenkampf nach. Tuvia erhielt von General Platons Stab die Anweisung, einen Trupp Arbeiter zu einer Baustelle im *Puscha* zu schicken, wo ein kleiner «Flugplatz» angelegt werden sollte. Daran war zu erkennen, wie stark Platons Partisanen in den letzten Monaten geworden waren – inzwischen waren sie überzeugt, dass die Deutschen keinen weiteren Vorstoss in den *Puscha* unternehmen würden.

Auf dem etwa eine Tagesreise vom Lager entfernten «Flugplatz» wurden mehrere Erdhütten für das Flugplatzpersonal sowie für die verwundeten Kämpfer benötigt, die auf den Lufttransport zu Krankenhäusern im

Osten warteten. Zu den Arbeitern gehörten auch Partisanen aus einer einhundert Mann starken Abteilung, die von einem Minsker Tischler namens Shalom Zorin befehligt wurde. Er hatte ein paar Kilometer von der Bielski-Siedlung entfernt einen Stützpunkt im *Puscha* errichtet, der das einzige andere grössere jüdische Lager war.

Der primitive «Flugplatz» war eigentlich nichts weiter als eine Waldlichtung. Nachdem die Erdhütten gebaut und eine glatte Rollbahn angelegt worden waren, trafen in den Abendstunden die Versorgungsflugzeuge der Roten Armee ein. Sie wurden durch grosse Feuer rings um das Flugfeld in die richtige Landeposition gelotst. Damit die Deutschen die Flugzeuge nicht in eine Falle locken konnten, wurde die Anzahl der Feuer per Funk durchgegeben: Die Flieger landeten erst, wenn sie die vereinbarte Zahl von Feuern erkannten.

Die Piloten hatten dringend benötigte Waffen und Medikamente sowie weniger begehrte Propagandaflugblätter und Liederbücher im Gepäck. Sie brachten auch Geschichten von der fernen Front mit und erzählten von den Siegen der Roten Armee über die zunehmend in Bedrängnis geratende Wehrmacht. Immer mehr Menschen fragten, ob dieser Krieg vielleicht bald zu Ende gehen würde.

Ausserdem wurden die Kommandeure der jüdischen Gruppe angewiesen, so viele Männer wie möglich ins Feld zu schicken.

Die Kämpfertruppe, darunter auch eine von Asael Bielski geführte Einheit von zehn bis zwanzig Mann, war unermüdlich aktiv. Lebensmittelbeschaffungs- und Kampfeinsätze auf Befehl von General Platons Partisanenkommando führten sie in die Gegend um Stankewitsch, also in das Gebiet, in dem auch Zus' Kämpfer operierten. Zuweilen waren die Männer bei einem Einsatz mehrere Wochen lang unterwegs, sodass Asael kaum noch etwas mit dem Alltagsbetrieb im Lager zu tun hatte.

Der erfolgreichste Schlag gegen den Feind, der es mit den Siegen der Ordschonikidse-Abteilung im vergangenen Monat aufnehmen konnte,

gelang einer Gruppe von acht Bielski-Kämpfern am 4. Februar. Die Männer legten eine vom Sprengstoffspezialisten des Lagers, Lev Ferdman, gebaute Mine an der Eisenbahnstrecke Lida-Baranowitsch unweit vom Bahnhof Jazuki. Gegen 20.30 Uhr liess die Explosion einen Zug entgleisen, der in Richtung Nordwesten nach Lida fuhr. Sieben Waggons wurden zerstört, vier beschädigt. Der Zugverkehr musste für 15 Stunden eingestellt werden. Auf Seiten der Partisanen gab es keine Opfer.

Während die Wochen vergingen, gaben Israel Kesslers Machenschaften Tuvia zunehmend Anlass zur Sorge. Da Tuvia mittlerweile verantwortlich für über 900 Menschen war, beunruhigte ihn der Gedanke an aktiven Widerstand aus den eigenen Reihen. Zwar schien die Gefahr einer Spaltung der Gemeinschaft durch einen Aufstand seit einigen Monaten gebannt, doch Tuvia befürchtete, dass die Sowjets ihm wegen Kesslers Opposition das Kommando entziehen könnten. Wenn die Russen Kesslers Anschuldigungen Glauben schenkten, würden sie Tuvia womöglich Verrat an der sowjetischen Sache vorwerfen, worauf die Todesstrafe stand.

Kessler hatte den Verdacht, dass es sich bei Tuvias Treueschwüren an die Kommunisten nur um eine List handelte – womit er gar nicht so falsch lag. Ausserdem verbreitete er das Gerücht, Tuvia sei seiner Ansicht nach in Wirklichkeit ein kapitalistischer Spekulant – ein absurder Vorwurf. Eins jedoch stand fest: Tuvias Widersacher versuchte, die anderen gegen die Bielskis aufzuhetzen.

Die Situation eskalierte, als Tuvia erfuhr, dass Kessler sich ohne Erlaubnis aus dem Lager entfernt hatte. Das war ein Verstoß gegen die Regeln – interessanterweise der gleiche, der beinahe zu Asaels Hinrichtung geführt hätte. Der Anwalt Solomon Wolkowyski, der für interne Ermittlungen zuständige Leiter der «Sonderabteilung», meinte, Kessler treffe sich gewiss mit Sokolows Stab, um dort seine Beschwerden über Tuvia loszuwerden.

Als Kessler schliesslich ins Lager zurückkehrte, wurden er und seine Frau zum Rapport beim Kommandanten in die *Stawka* beordert. Kessler legte ein Schreiben von Sokolow vor, aus dem hervorging, dass er im Brigadehauptquartier «dienstliche Angelegenheiten» besprochen habe.

Nachdem Tuvia fast alle anderen Männer hinausgeschickt hatte, fragte er Kessler: «Wer hat dir die Erlaubnis gegeben, das Lager zu verlassen und Sokolow aufzusuchen?»

«Ich sehe nicht ein, warum ich das erklären soll», erwiderte Kessler. «Ich habe dir einen Brief von Sokolow überbracht. Das genügt.»

Anstelle einer Antwort schlug Tuvia Kessler mit dem Griff seines Revolvers so heftig ins Gesicht, dass es blutete. Kessler und seine Frau, die beide Revolver trugen, wurden entwapnet, und Kessler wurde in den Gefängnisbunker gebracht. Seine Frau, Rachel Rieff, weigerte sich, ihm von der Seite zu weichen, und wurde ebenfalls eingesperrt.

In Kesslers Satellitenlager wurde einer von Kesslers Stellvertretern, der ihm dabei geholfen hatte, die Briefe an die Sowjets zu schreiben, nervös, als er von der Verhaftung seines Anführers erfuhr. Allerdings war er nach Auffassung der übrigen Bewohner von Kesslers Stützpunkt in erster Linie um seine eigene Sicherheit besorgt, seit sich sein Vorgesetzter in Schwierigkeiten befand.

Kurz darauf kehrten Asael und seine Kämpfer in Hochstimmung von einem Einsatz zurück. Fröhlich sangen und tanzten sie am Abend ums Lagerfeuer. Aber als Asael von Kesslers Vergehen erfuhr, war seine gute Laune wie weggeblasen.

«Wir müssen ihn sofort hinrichten!», sagte er.

Tuvia riet zur Geduld. Er schickte Wolkowyski ins Partisanenhauptquartier, um die von Kessler und seinen Anhängern vorgebrachten Beschuldigungen zu erörtern. Dem Anwalt wurde eine von den Rebellen unterzeichnete Petition gezeigt, aus der hervorging, dass die Führung angeblich nicht genügend kommunistisch sei und dass es den Kommandeu-

ren auf persönliche Bereicherung, nicht auf das Wohl der Gemeinschaft ankäme.

Wolkowyski kehrte voller Besorgnis zurück. Er erklärte Tuvia, seine Führungsposition sei in Gefahr, wenn die Rebellen weiterhin agitieren dürften. Er empfahl, Israel Kessler hinzurichten. Die anderen Kommandeure waren mit diesem Urteil einverstanden.

Die Männer marschierten zum Gefängnis und befahlen den Insassen, sich in einer Reihe aufzustellen. Tuvia wandte eine Technik an, die er in der polnischen Armee gelernt hatte, und forderte jeden auf zu erklären, warum er eingesperrt sei. Der letzte Befragte war Kessler.

«Du weisst, warum ich im Gefängnis bin», sagte dieser. «Es ist ungerecht.»

Asael zog seine Pistole und erschoss Kessler an Ort und Stelle. Er musste davon abgehalten werden, auch Kesslers Frau zu töten.

«Lass sie leben», sagte Tuvia zu seinem Bruder.

Kurze Zeit später wurde einem von Kesslers Anhängern der Prozess gemacht, einem Friseur, dem vorgeworfen wurde, dass er den Nazis von Lida geholfen habe. Auch er wurde für schuldig befunden und zum Tode verurteilt.

Tuvia hielt es für unvermeidlich, diejenigen Männer zu beseitigen, die er als ebenso gefährlich einschätzte wie die äusseren Feinde der Gruppe. Weder schriftlich noch mündlich äusserte er je Zweifel an der Richtigkeit dieser Vorgehensweise. Viele teilten die Meinung, dass die Lage im Wald zu gefährlich war, um derart offene Meinungsverschiedenheiten zu dulden. «Er war ein Unruhestifter», erklärte Jack Kagan. «Wenn Kessler Erfolg gehabt und ein Russe das Kommando übernommen hätte, hätten wir Schwierigkeiten bekommen. Tuvia wusste das. Wir alle hatten die Zeit der russischen Besatzung erlebt, als man am meisten Angst vor Spitzeln haben musste. Man konnte ins Gefängnis gesteckt werden, ohne den Grund je zu erfahren.»

«Man darf nicht alles durchgehen lassen», meinte Beryl Chafetz.

«Man muss Stärke zeigen. Es war zu riskant, diese Dinge einfach hinzunehmen.»

Kesslers Anhänger waren ausser sich. Ihrer Ansicht nach befanden sich die Brüder inzwischen in einem solchen Machtrausch, dass sie bereit waren, jeden aus dem Weg zu räumen, der sich ihnen entgegenstellte. Viele schwiegen zwar, kochten aber vor Wut über Tuvias und Asaels Brutalität. Für Kesslers Witwe, Rachel Rieff, waren und blieben die beiden Ungeheuer. «Ich kann nichts Gutes über sie sagen», erklärte sie Jahrzehnte später.

Aber so umstritten die Hinrichtung auch war, beendete sie doch alle Auseinandersetzungen mit den Sowjets. Solomon Wolkowyski sprach im Partisanenhauptquartier vor, um Sokolow den Vorfall zu erklären. Gegen Tuvia wurden keine disziplinarischen Massnahmen ergriffen.

Für die Ordschonikidse-Kämpfer hingegen kam die Bedrohung im Februar, März und April meist von aussen. Die militärischen Erfolge der Gruppe mehrten sich, und bald gehörte sie zu den wenigen ausschliesslich jüdischen Einheiten, die von den Sowjets als ebenbürtig betrachtet wurden. Zus' Männer beteiligten sich zunehmend an Grossaktionen und töteten viele feindliche Soldaten.

Am 5. März erschoss die Einheit bei einem gemeinsamen Angriff mit russischen Verbänden 47 weisspolnische Kämpfer und verwundete 20 weitere. Am 22. März überfielen rund 20 jüdische Partisanen einen Nazikonvoi aus dem Hinterhalt und töteten zwölf Deutsche.

Aber noch lauerten überall Gefahren. Fünf Partisanen kamen im März bei Einsätzen ums Leben, und auch scheinbar freundlich gesonnene Bauern bereiteten gelegentlich Schwierigkeiten. An einem Abend im April hielten sich mehrere Mitglieder der Einheit im Haus eines Polen am Rand eines kleinen Weilers auf. Wie üblich wurden Wachen um das Anwesen postiert, die nach Feinden Ausschau halten sollten. In den frühen

Morgenstunden wurde einer von den Posten, Avram Movshovich, tot, anscheinend mit einem Eisenrohr erschlagen, aufgefunden.

Funktionäre aus Sergej Wassiljews Brigadestab führten eine Untersuchung durch und gelangten zu der Schlussfolgerung, dass der polnische Hausbesitzer und sein Sohn von dem Verbrechen nichts wussten. Zus war mit diesem Urteil unzufrieden und bat um die Erlaubnis, den Polen zu verhören, während Wassiljews Männer als Zeugen anwesend waren. Schliesslich kam die Wahrheit ans Licht: Der alte Mann gestand, dass sein Sohn den jüdischen Wachposten ermordet hatte.

Wassiljew befahl, den Mann, seinen Sohn und einen dritten Komplizen hinzurichten. Das Urteil wurde am 27. April vor der versammelten Einheit vollstreckt.

Zus und seine Männer konnten sich auch weiterhin auf die Unterstützung des ältesten und besten Verbündeten der Bielski-Brüder verlassen, auf Konstanty Koslowsky, der seit der ersten Begegnung im Sommer 1942 ein wichtiger Helfer geblieben war. Er hatte zur Rettung von vielleicht hundert – möglicherweise sogar mehr – Juden beigetragen, die auf der Suche nach dem Lager der Brüder aus Nowogródek geflohen waren, indem er sie auf seinem Anwesen oder hinter dem Haus versteckt und ihnen Essen und Wodka aus seiner Küche und Kleidung aus seinem Schrank angeboten hatte. Koslowsky war ein frommer Mensch, der nie über seine guten Taten sprach und keine Belohnung dafür verlangte, dass er sich und seine grosse Kinderschar in Gefahr brachte. Unerschütterlich hatte er weiter geholfen, selbst nachdem sein Bruder Iwan, der Polizist, ermordet worden war, weil er die Juden im Ghetto und im Wald unterstützt hatte.

Aber im Frühjahr 1944 bekam der Feind Wind von seinen Aktivitäten.

Eine Abteilung der örtlichen Polizei rückte auf Konstantys Haus bei Makrez vor. Der 47-jährige Weissrusse war zwar nicht da, dafür aber mehrere seiner Kinder, die sich rasch versteckten.

Die Männer stürmten ins Haus und riefen laut nach Konstanty. Als sie

ihn nicht fanden, zerstörten sie den Hausrat der Familie – Konstantys damals sechsjährige Tochter Taisija erinnerte sich noch daran, dass sie einen Küchentisch zerschmetterten.

Anschliessend verliessen die Polizisten das Haus und gingen in die Scheune der Familie, wo sie mit Stangen im Heu herumstocherten, um herauszufinden, ob sich jemand darin verbarg. Taisija lief zu einem Nachbarhaus, das sich Konstantys Brüder Michail und Alexander mit ihren Familien teilten, und kroch mit einer ihrer Cousinen unter ein Bett.

Konstantys ältester Sohn, der ebenfalls Konstanty hiess und damals zwanzig war, sowie ein paar Erwachsene blieben ruhig sitzen.

Nachdem die Polizisten in der Scheune kein Glück gehabt hatten, verschafften sie sich gewaltsamen Zutritt zu Michails und Alexanders Haus und fragten den jungen Konstanty, wo sein Vater sei. Als er sich weigerte, darauf zu antworten, drückten die Männer ihn mit dem Gesicht nach unten auf eine Bank und verprügelten ihn mit den Eisenstäben, die zum Reinigen von Gewehren dienen. Aber Konstantys Sohn schwieg beharrlich. Schliesslich verlor er das Bewusstsein.

Da entdeckte einer der Polizisten die kleinen Mädchen unter dem Bett, zerrte eines von ihnen heraus und sagte: «Ihr seid also die jüdischen Kinder?»

«Es sind unsere Kinder», erklärte einer der älteren Verwandten der Koslowskys. «Rührt sie nicht an.»

«Es sind bloss Kinder», meinte einer der Polizisten zu seinem Kameraden. «Du hast doch auch Kinder. Lass sie in Ruhe.»

Der Mann gab das kleine Mädchen frei und half seinen Kameraden dabei, Konstanty junior aus dem Haus zu schleppen. Sie warfen den jungen Mann auf einen Karren und fuhren mit ihm zu einem nahen Dorf, wo sie ihn am Strassenrand liegen liessen. Er wurde von einem Freund gefunden, zum Haus seines Vaters zurückgebracht und brauchte Monate, um sich von seinen Verletzungen zu erholen.

Allerdings war die Familie Koslowsky nach diesem Vorfall nicht mehr in der Lage, den Bielski-Brüdern und allen anderen Juden eine sichere Zuflucht zu bieten. Konstantys Kinder und ein paar der älteren Verwandten suchten Schutz in den nahen Wäldern. Auch Konstanty tauchte dort unter und nutzte dieselben Verstecke, in denen er zuvor die aus den Ghettos geflohenen Juden untergebracht hatte.

Am 17. April 1944 meldete Tuvia seinen Partisanenvorgesetzten, dass inzwischen 941 Menschen im Lager lebten, darunter 162 bewaffnete Kämpfer. Die Werkstätten wurden vergrössert und ausgebaut, und die sowjetischen Partisanen, die auf Besuch kamen, waren mittlerweile ein so vertrauter Anblick, dass man sie fast nicht mehr beachtete. Aus der Seide von Fallschirmen, die aus sowjetischen Versorgungsflugzeugen abgeworfen wurden, fertigten die Schneider Hemden und Unterwäsche von einer Qualität, wie es sie bis dahin in den Wäldern nicht gegeben hatte. Die Versorgungsflugzeuge brachten auch Zeitungen, die, zusammen mit einer zunehmenden Zahl von Radioapparaten und Partisanenflugblättern, der Gemeinschaft ein gutes Bild vom Kriegsverlauf vermittelten. Auf dem Hauptplatz fanden angeregte Diskussionen über die Strategie auf den Schlachtfeldern statt.

Das warme Wetter erleichterte es, die alten Erdhütten zu sanieren und neue zu errichten. Die «eiserne Reserve», der Speicherbereich, der für Lebensmittel und andere Vorräte bestimmt war, die nur im Falle eines Angriffs verwendet werden durften, schien genügend Getreide und Kartoffeln für einen weiteren Krieg zu enthalten. Die Rinderherde umfasste inzwischen rund sechzig Tiere, und die Zahl der Pferde war auf über dreissig angewachsen. Aron Bielski, inzwischen vierzehn, trommelte manchmal ein paar Kinder seines Alters zusammen und brachte ihnen auf dem Feld heimlich das Reiten bei.

Die meisten Mitglieder der Gemeinschaft wollten durch fleissige Arbeit unbedingt etwas zum Sieg über die Deutschen beitragen. Selbst die

jüngsten Bewohner packten mit an. Willy Moll, der als 13-Jähriger im September 1943 aus dem Ghetto von Lida entkommen war, arbeitete als Schreinerlehrling, obwohl er kaum eine Ahnung von dieser Tätigkeit hatte. Sogar kleinere Kinder brannten darauf zur kämpfenden Truppe zu gehören. So salutierte Carmela Shamirs vieijähriger Sohn jedes Mal, wenn Tuvia der Kommandeur vorbeiging, und leistete damit stumm seinen Fahneid.

General Platon ernannte Iwan Schematowitsch, einen stämmigen Weissrussen aus Minsk, zum neuen Politkommissar, ein Posten, der seit der Aufteilung der Gruppe im Spätsommer 1943 vakant geblieben war. Die Sowjets erhofften sich davon die Aufrechterhaltung einer stramm kommunistischen Gesinnung im Lager und wollten verhindern, dass sich Schwierigkeiten wie die mit Kessler wiederholten. Doch zu Tuvias Erleichterung lag Schematowitsch, der mit einer jungen Jüdin verheiratet war, mehr am *Samogonka* als an der reinen Lehre. Dennoch vermieden die Lagerbewohner jüdische politische oder religiöse Meinungsbekundungen und wechselten am Lagerfeuer erst dann von sowjetischen zu jüdischen Liedern, wenn ganz bestimmt keine Russen in der Nähe waren. Die streng Religiösen hielten ihre Gebete in aller Stille in der abseitsgelegenen Gerberei ab.

Asael war im Frühjahr sehr beschäftigt und leitete eine Reihe von Einsätzen auch in weiter entfernten Gebieten. Im April führte er das Kommando über eine gross angelegte Angriffsserie in der Gegend von Nowogródek, die drei Tage lang andauerte. Am 27. des Monats sprengten die jüdischen Partisanen zwei feindliche Fahrzeuge mit selbst gebastelten Minen in die Luft und töteten drei Deutsche und zwei einheimische Polizisten. Am darauffolgenden Tag liessen sie einen Zug an der Bahnstrecke Lida-Baranowitsch entgleisen und brachten den Zugverkehr für neun Stunden zum Erliegen. Am 29. verübten sie auf der Strasse von Lida nach Nowogródek einen Bombenanschlag auf einen Lastwagen und töteten dabei einen Deutschen und zwei Polizisten.

Asaels Männer, allesamt Ghettoflüchtlinge, zählten inzwischen zu den gefürchtetsten Partisanen der Region.

Viele *Puscha-Bewohner* empfanden den Anblick von Asael, wenn er nach einer seiner Expeditionen auf seinem Pferd durch den Stützpunkt ritt, als ausserordentlich beruhigend. Asael war nicht so kompliziert wie Tuvia, der stets wirkte wie von einer grossen Last niedergedrückt. Im Gegensatz dazu machte der zweite Bielski-Bruder einen selbstbewussten und unbefangenen Eindruck und schien trotz seiner eher zurückhaltenden Art ein offener Mensch zu sein, den man leicht zum Lächeln bringen konnte. Wegen seiner militärischen Erfolge trotz der widrigen Umstände wurde er von seinen Männern verehrt, die bereit waren, ihm überallhin zu folgen.

Am 1. Mai versammelte man sich im *Puscha* zu einer grossen Maifeier; das herrliche Frühlingswetter gab den kriegsmüden Lagerbewohnern neue Zuversicht. Nach dem Mittagessen, bei dem jeder eine Ration Wurst bekam, fanden sich alle am Hauptplatz ein, der mit Dutzenden flatternder roter Fahnen geschmückt war. Die Kämpfer stellten sich militärisch in Reih und Glied auf, und auch die Zivilisten, Frauen wie Männer, Alt und Jung, nahmen Haltung an.

Der Versammlung gegenüber standen die Kommandeure: Tuvia, Asael, Layzer Malbin, Iwan Schematowitsch, Solomon Wolkowyski und Pesach Friedberg. Tuvia, der eine Botschaft der sowjetischen Regierung in Händen hielt, trat vor, um zu sprechen. Er verkündete, die Rote Armee habe die Kaukasusregion zurückerobert, und die Deutschen befänden sich auf dem Rückzug – eine Nachricht, die anhaltende Jubelrufe auslöste.

«Dieser Krieg wird bald das deutsche Kerngebiet erreichen, und dort wird das Nazi-Ungeheuer endlich vernichtet werden», sagte Tuvia. «Die Front nähert sich rasch, und schwierige Tage dürften vor uns liegen. Wir müssen uns darauf einstellen. Der Sieg ist zum Greifen nahe!»

Auch die Gruppe von Zus bemerkte die Anzeichen der bevorstehen-

den Niederlage der Deutschen. Die jüdische Einheit griff zwar weiterhin den Feind an – Zus holte im Mai zu einem Überraschungsschlag aus, bei dem acht Kosaken getötet und zwei verwundet wurden –, aber am Ende des Monats drängten sich auf den Strassen grosse Konvois deutscher Fahrzeuge, die von Kosaken und zuweilen von Weisspolen geschützt wurden und sich auf dem Rückzug zum Deutschen Reich befanden. Zus und seine Männer erhielten den Befehl, im Wald auf die Ankunft der Roten Armee zu warten. Ihre wenigen Einsätze dienten der Beschaffung von Lebensmitteln. Die Anweisungen waren eindeutig: Verhaltet euch unauffällig.

Seit der Niederlage bei Kursk im Juli 1943 befanden sich die Deutschen auf dem stetigen Rückzug über die weiten Steppen der Sowjetunion. Hitler, der nicht bereit war zu kapitulieren, bestand darauf, dass seine Truppen weiterkämpften. Aber immer wieder mussten sie Niederlagen hinnehmen. Im November 1943 hatte die Rote Armee die ukrainische Hauptstadt Kiew zurückerobert –ja, einen Grossteil des Territoriums, das die Deutschen seit Juni 1941 besetzt hatten. Im Winter und Frühjahr stiessen Stalins sechs grosse Panzerarmeen unablässig nach Westen vor.

Im Mai 1944 stand die grösste Konzentration deutscher Streitkräfte, die von Feldmarschall Ernst von Busch befehligte Heeresgruppe Mitte, mitten in Weissrussland. Stalin plante einen grösseren Angriff für Mitte Juni, die so genannte Operation Bagration, benannt nach einem georgischen Helden im napoleonischen Krieg. Währenddessen bereiteten britische und amerikanische Streitkräfte ihre lang erwartete Invasion an der Küste Frankreichs vor, die so genannte Operation Overlord, die grosse Teile der deutschen Truppen von der sowjetischen Front abziehen würde.

Am 6. Juni 1944 landete ein grosses Kontingent der Alliierten in der Normandie und brachte Hitlers Truppen erheblich in Bedrängnis. Und am 22. Juni, drei Jahre und einen Tag nach dem Beginn des Deutsch-

Russischen Kriegs, startete die Rote Armee die Operation Bagration. Die Sowjets waren unaufhaltsam auf dem Vormarsch.

Im *Puscha* konnten die Bewohner des Bielski-Lagers den fernen Schlachtenlärm hören, donnernde Explosionen, die sich in den Ohren der Juden im Wald wie eine herrliche Symphonie anhörten.

Tuvia erhielt den Befehl, sich mit seinen bewaffneten Kämpfern bei einem Treffpunkt am Rande des *Puscha* zu melden. Als er mit seinen Männern eintraf, fanden sie viele hundert Partisanensoldaten vor, die auf die hochrangigen Offiziere aus Moskau warteten. Begleitet von mehreren Stabsoffizieren, ritt ein sowjetischer General an die Spitze der Versammlung. Er blieb auf seinem Pferd sitzen, während er sprach.

«Genossen! 1941 vernichtete die deutsche Armee unsere Westfront», verkündete er mit lauter Stimme. «Die Deutschen bombardierten unsere Fabriken und brannten unsere Städte und Dörfer nieder. Das sowjetische Volk hat Schreckliches erlitten. Aber bald wird der Sieg unser sein!»

Er hielt inne. «Lang lebe die Rote Armee!»

Die Partisanen brachen in Jubelrufe aus.

Der General nahm seine Mütze ab und hob sie hoch über seinen Kopf.

«Die sowjetische Armee hat eine grosse deutsche Streitmacht bei Minsk eingeschlossen», rief er. «Wir sind sicher, dass sie versuchen wird, in kleinen Gruppen aus unserer Falle auszubrechen und sich nach Westen zu den Wäldern hin durchzuschlagen. Unsere Pflicht, Genossen und Mitpartisanen, ist es, die Deutschen daran zu hindern, die Wälder zu erreichen! Ich baue darauf, dass ihr diese Mission mit Feuereifer erfüllen werdet.»

Die Partisanen wurden in Verteidigungs trupp en eingeteilt und entlang dem Ostrand des *Puscha* postiert. Die Männer hoben Gräben aus, die sie mit Zweigen und Unterholz tarnten, um die Nazis dort zu erwarten. Sie wussten, dass es nicht lange dauern würde. Der Rundfunk be-

richtete von überraschenden sowjetischen Erfolgen. Die Deutschen wurden genauso gründlich in die Flucht geschlagen wie die Sowjets während der Operation Barbarossa drei Jahre zuvor. Am 3. Juli hatte die Rote Armee Minsk eingenommen. Die besiegte Wehrmacht bewegte sich rasch in Richtung der Region Nowogródek-Lida.

Einige Tage später bemerkten einige jüdische Kämpfer die ersten deutschen Soldaten, die auf die sicheren Wälder zuhielten. Die Juden eröffneten sofort das Feuer. Erschrocken warfen sich die Deutschen, die nicht wussten, woher die Schüsse kamen, zu Boden.

Einer der deutschen Soldaten hatte genug. «Ich will keinen Krieg!», rief er verzweifelt und wollte sich ergeben. «Ich will leben!»

Aber er durfte nicht kapitulieren: Sein kommandierender Offizier hob seine Waffe und erschoss ihn. Dann richtete er sich selbst.

Da sprangen die jüdischen Partisanen aus ihren Gräben und befahlen den überlebenden Deutschen, die Hände zu heben. Sofort baten die Soldaten um Gnade. «Wir haben diesen Krieg nie gewollt!», sagte einer von ihnen.

Als Isak Nowog, der seit Anfang 1943 bei der Bielski-Gruppe war, ihre Schreie hörte, musste er daran denken, wie die Juden um ihr Leben gefleht hatten, bevor man sie zu den Hinrichtungsgräben schleppte. Doch er liess sich nicht von seiner Verbitterung zur Rache verleiten. Die Männer wurden gefangen genommen und zu einem Sammelplatz gebracht.

Allerdings hatten die meisten deutschen Soldaten nicht so viel Glück. Die Partisanen kannten keine Gnade, wenn ein Nazi nicht sofort seine Waffe fallen liess und sich ergab, und erschossen den Mann ohne Federlesen. Nach wenigen Tagen bedeckten Tausende von Leichen deutscher Soldaten den Rand des Nalibocka-PUSC/ZÆ.

Auch das Bielski-Lager im Wald blieb von den Kriegswirren nicht verschont. Viele Kämpfer brannten darauf, es den zurück weichenden deut-

schen Streitkräften zu zeigen, und verliessen den Stützpunkt, um auf den Feind Jagd zu machen. Tumult brach aus, als vier deutsche Soldaten gefangenengenommen wurden. Nachdem der Anwalt Solomon Wolkowyski und die anderen Kommandeure die Männer in der *Stawka* vernommen hatten, brachte man sie auf den Hauptplatz des Lagers.

Eine wütende Menge versammelte sich um sie. «Schaut uns an, wir sind Juden!», schrie ein Mann. «Wisst ihr, was ihr uns angetan habt?»

Kinder bespuckten die Deutschen und beschuldigten sie lautstark des Mordes an ihren Eltern. Weinende Frauen schlugen auf sie ein und überhäuferten sie mit Verwünschungen. Der 80-jährige Schmucl Pupko prügelte mit einem dicken Stock auf sie ein und verkündete bei jedem Hieb, dieser sei die Rache für seinen Bruder, seine Schwester oder sein Kind.

Drei der Deutschen flehten um ihr Leben und versuchten die Juden davon zu überzeugen, dass sie keine Mörder seien. Der Vierte hingegen zeigte keine Reue, stand stramm und sagte, die Juden hätten bekommen, was sie verdienten.

Nachdem die Deutschen fast zwei Stunden misshandelt worden waren, warf man sie in eine offene Grube und erschoss sie.

Die Hinrichtungen hatten aufgestaute Gefühle freigesetzt, und die Menschen verloren jede Scheu, ihrer Wut freien Lauf zu lassen. Sie sprachen kräftig dem Wodka zu und durchkämmten die Wälder nach Deutschen, um sich für die an ihnen verübten Verbrechen zu rächen. Angesichts der aufgeheizten Stimmung bangten Tuvia und seine Berater um die Sicherheit des Lagers. Er mahnte die Bewohner zur Vorsicht. «Der Krieg ist noch nicht vorbei!», warnte er.

Am darauffolgenden Morgen des 9. Juli gegen sieben Uhr durchbrachen rund zweihundert Deutsche die Linien am Rand des *Puscha* und stürmten auf das Lager der Bielskis zu. Die Soldaten eröffneten das Feuer auf die wenigen verbliebenen Vorposten und drangen durch die Bäume

zu den Erdhöhlen vor. Der Lärm der Schüsse riss die Lagerbewohner aus dem Schlaf, und die Kämpfer setzten sich sofort erbittert zur Wehr.

Als Tuvia erkannte, dass seine Männer keine Chance gegen die deutsche Streitmacht hatten, gab er den Befehl zur Flucht. Hunderte von Menschen hasteten auf der Suche nach einem Versteck in die Wälder und die nahen Sümpfe. Chaos brach aus.

Währenddessen drangen die zerlumpte Deutschen in das Lager ein; sie schossen wahllos um sich und warfen Handgranaten in die Erdhöhlen. Danach suchten sie nach Lebensmitteln und rafften alles Essbare zusammen. Allerdings blieb ihnen dafür nicht viel Zeit. Partisanengruppen in der Nähe eilten, aufgeschreckt von den Schüssen, herbei, sodass die Deutschen in Deckung gehen mussten. Bei dem anschliessenden Gefecht wurden mehrere Nazis getötet.

Als Mitglieder der Bielski-Gruppe aus ihren Verstecken zurückkehrten, entdeckten sie, dass neun ihrer Kampfgefährten ums Leben gekommen waren, darunter auch der stellvertretende Kommissar Tanchum Gordon; er war in der *Stawka* in Deckung gegangen und dort von einem Granatsplitter getroffen worden. Die Sanitäter versorgten die Verwundenen; viele Überlebende irrten niedergeschlagen und benommen herum.

Es war einer der schwärzesten Tage, den die Abteilung je erlebt hatte. Aber es sollte auch einer der letzten sein. Wenige Stunden nach dem Angriff traf die Nachricht ein, dass Soldaten der Roten Armee in den Wäldern unterwegs waren. Die Deutschen waren überrollt worden.

Einige Lagerbewohner eilten zu einer nahen Strasse, um einen Blick auf die sowjetischen Kämpfer zu erhaschen, eine schier endlose Kolonne junger Soldaten, die nach den langen Märschen staubbedeckt waren. Für viele Juden war dies ein überwältigender Anblick, und sie konnten ihre aufgestauten Gefühle nicht länger unterdrücken; die Menschen weinten und lachten – oder beides gleichzeitig –, und der Ruf «Der Krieg ist vorbei!» war in aller Munde. Gern liessen sich die russischen Soldaten die Küsse der jungen Frauen gefallen.

«Ihr könnt nach Hause gehen!», verkündete einer der Soldaten laut.

Das also war das Ende.

Am darauffolgenden Morgen, nachdem sämtliche Habe auf Pferde und Karren gepackt war, versammelten sich alle am Hauptplatz. Jeder hatte eine kleine Tasche mit seinem Besitz dabei.

Zum letzten Mal stand Tuvia vor seinen Leuten. Diese Gemeinschaft, die einmal als kleines Grüppchen von Verwandten in den Wäldern unweit der Mühle der Bielskis begonnen hatte, hatte sich zu einer Kleinstadt von etwa tausend Juden aus ganz Weissrussland und Polen entwickelt, erschaffen von Überlebenden des grausamsten Massakers an einem Volk seit Jahrhunderten. Über zwei Jahre lang hatten die Juden der Bielski-Gruppe in den Wäldern des westlichen Weissrussland die Bedrohung durch eine Übermacht von Feinden überstanden. Auf ihrer panischen Flucht vor Nazis und Polizei hatten sie immer wieder ihre Lager aufgeben müssen. Doch sie hatten sich dieser Herausforderung und noch vielen anderen mutig und voller Lebenswillen gestellt. Ihr Zufluchtsort in den Wäldern war das greifbare Symbol ihrer Tapferkeit; hier hatten sie gebetet, gearbeitet, gesungen und geliebt.

Am 10. Juli 1944 hielt Tuvia Bielski seine letzte Ansprache vor seinen Leuten.

«Meine lieben Brüder und Schwestern», sagte er. «Wir haben sehr schwere Zeiten miteinander durchgemacht. Wir wurden angegriffen und behindert. Wir haben Kälte und Hunger erfahren. Wir hatten ständig Angst um unser Leben. Und nun werden wir der Welt berichten, dass wir, ein winziger Überrest eines Volkes, gekämpft haben, um uns und unsere gefolterten Brüder zu retten. Wir sind Zeugen der Untaten von Hitler und seinen Mördern. Wir werden Zeugnis ablegen von Mord und Vernichtung und von dem Leid, das die Nazis über das jüdische Volk gebracht haben.»

Und dann trat die Karawane den langen Marsch nach Nowogródek an. Einige Partisanen blieben zurück, um das Lager zu zerstören, denn die

Sowjets befürchteten, dass es von aufrührerischen antikommunistischen Gruppen benutzt werden könnte. Tuvia, Asael und die anderen Kommandeure liessen die Kolonne an sich vorbeiziehen. Die Juden brachen zögernden Schrittes auf in ein neues Leben.

Gegen Ende der Kolonne ging ein Mann, der seinen Karren mit Ausrüstungsgegenständen und Vorräten voll beladen hatte, obwohl der Befehl lautete, nur persönliche Habe aus dem Lager mitzunehmen. Tuvia stellte sich dem Mann in den Weg, der ihn beschimpfte und trotzig erwiderte: «Wir sind jetzt befreit, und du bist nicht mehr mein Kommandeur.»

Da ging Tuvias Temperament mit ihm durch. An seinem letzten Tag im Nalibocka-fW/zd zog er den Revolver und erschoss den Mann. Die Umstehenden schnappten angesichts dieses jähzornigen Willkürakts erschrocken nach Luft, und das hysterische Schluchzen der Frau des Getöteten liess sie erschauern.

Im Gegensatz zur Erschiessung Kesslers erwähnte Tuvia diese Tat in späteren Jahren nur selten. 1946 merkte er nur an, er habe den Mann «ohne zu zögern» getötet, sparte sich jedoch eine nähere Erklärung. Viele vermuteten, dass er sein Verhalten bereute, und gaben den angespannten letzten Tagen des Waldlebens oder sogar dem plötzlichen Machtverlust die Schuld.

Selbst Schmuël Amaran, der besonnene Chronist des Waldlebens und ein grosser Bewunderer der Leistungen der Brüder, konnte sein Entsetzen über den Vorfall nicht verhehlen. «Es war ein tragisches Ende der Bemühungen, das Leben von Juden vor den Klauen der Nazis zu retten», schrieb er. «Am letzten Tag des Lagers wurde ein Jude getötet und eine Familie zerstört.»

Am Abend hatten die Menschen den Rand des *Puscha* erreicht, wo man die Nacht zu verbringen beschloss. Viele liefen zur nahen Memel, wo sie zum ersten Mal in drei Kriegsjahren badeten, ohne einen Überfall befürchten zu müssen. Anschliessend fingen sie Fische, indem sie Handgranaten ins Wasser warfen.

Am nächsten Morgen entdeckten sie eine Furt, an der sie den Fluss

überqueren konnten – die schwächsten Mitglieder der Gruppe wurden auf Flößen befördert –, und setzten den Marsch durch die grüne Landschaft fort. Die Kolonne war über einen Kilometer lang. Als die Menschen durch kleine Dörfer kamen, traten die nichtjüdischen Bewohner vor ihre Häuser und starrten die riesige Karawane von Juden ungläubig an. «Wie habt ihr denn überlebt?», fragten sie. «Seid ihr Gespenster?»

Nach einigen Tagen kam der Schlossberg von Nowogródek in Sicht. Die Juden errichteten auf dem Feld eines Bauern am Stadtrand ein provisorisches Lager.

Währenddessen war Zus' Ordschonikidse-Einheit nach Lida marschiert, wo sie beim Löschen von Bränden und bei der Aufrechterhaltung der Ordnung half.

Beide Gruppen wurden bald aus der Partisanenbewegung entlassen. Tuvia berichtete seinen Vorgesetzten, dass seine *Puscha*-Einheit am Ende 991 Mitglieder hatte. Zus meldete, die Ordschonikidse-Einheit bestehe aus 149 Mitgliedern. Am Tag ihrer Auflösung umfasste die Abteilung der Bielski-Brüder also insgesamt 1'140 Juden und war damit die grösste jüdische Partisaneneinheit in der Sowjetunion sowie in allen von den Nazis besetzten Gebieten. (Zwei Jahre später erhöhte Tuvia diese Zahl auf 1'230; wahrscheinlich zählte er jene Mitglieder mit, die sich vor der offiziellen Übermittlung der Zahlen an die Sowjets verabschiedet hatten.) Es war die grösste Rettungsaktion von Juden für Juden während des Zweiten Weltkriegs.

Allen wurde ein Dokument ausgestellt, das sie als Mitglied der Partisanen auswies. Mit Ausnahme der Kämpfer, die in die Rote Armee eingezogen worden waren (etwa ein Drittel der Ordschonikidse-Einheit), durften sie nun gehen, wohin sie wollten.

Aber wohin? Die Juden der Bielski-Gruppe wussten, dass sie kein Zuhause mehr hatten, in das sie zurückkehren konnten. Ihre einzige Heimat war ein Lager in den Wäldern. Alles andere hatte man ihnen genommen.

Nachdem Isak Nowog, einer der Bielski-Kämpfer, dem Massengrab am Rande seines Heimatdorfs Dworzec einen Besuch abgestattet hatte, marschierte er zornig auf den Dorfplatz; dort wimmelte es von Menschen, die ihn sofort wiedererkannten. Unter ihnen bemerkte er einen Mann, der ihm zu Beginn der Besetzung das Leben gerettet hatte. Isak Nowog bat um Ruhe und bedankte sich öffentlich bei dem Mann und seiner Frau für ihre Hilfe.

Dann ging er mit denen ins Gericht, die tatenlos zugeschaut hatten, während Juden ermordet wurden, und die sich herzlos gegenüber Menschen verhielten, die sie seit Generationen gekannt hatten.

«Aber ich habe den Arbeitern im Ghetto Brot gegeben», sagte ein Dorfbewohner.

«Von mir haben sie Kartoffeln bekommen», beteuerte ein anderer.

«Die, die ihr gehasst habt, liegen nun unter der Erde», sagte Nowog, nachdem er erneut um Ruhe gebeten hatte. «Nur Gott weiss, was ihr in diesen Zeiten getan habt. Das Urteil liegt in seiner Hand.»

Raya Kaplinski, die Sekretärin des Lagers, die im August 1942 aus dem Ghetto von Nowogródek geflohen war, ging zu ihrem ehemaligen Haus in der Stadt, das von einem Soldaten der Roten Armee bewacht wurde. Als sie Einlass verlangte, wollte er sie wegschicken, aber sie liess sich nicht abweisen.

«Ich möchte bloss ein Erinnerungsstück an meine Familie mitnehmen – ein Foto oder etwas Ähnliches», beharrte sie. «Ich habe nichts.»

Als ein russischer Kommandeur die Auseinandersetzung hörte, kam er aus dem Haus und fragte, was der Aufruhr zu bedeuten habe. Raya trug ihm ihren Wunsch vor. Der Mann erwiderte, im Haus sei nichts mehr von der Habe ihrer Familie übrig. «Hier drin gibt es absolut nichts», sagte er. «Kommen Sie ruhig herein und überzeugen Sie sich selbst.»

Raya betrat das Haus, in dem sie aufgewachsen war. Es war leer, ge-

nau wie der Mann gesagt hatte. Dann bemerkte sie mitten in einem Zimmer einen Schreibtisch. Er hatte ihrem Grossvater gehört. Raya sah, dass ein Teil eines Beins fehlte, das mit einem Stück Holz ausgebessert worden war. Sofort brach sie in Tränen aus.

«Ich konnte gar nicht mehr aufhören zu weinen», erinnerte sie sich. «Ein alter General fragte mich, was mir denn fehle. Ich brachte kein Wort heraus.»

Taibe, die Schwester der Bielski-Brüder, die mit ihrem Mann Abraham Dziencielski im Wald überlebt hatte, machte sich auf den Weg in das kleine Dorf, in dem ihre kleine Tochter Lola während des Grossteils der Besetzung untergebracht gewesen war. Die Brüder hatten das neun Monate alte Mädchen im ersten Winter bei einer polnischen Familie versteckt. Inzwischen war das Kind fast vier Jahre alt und konnte sich an seine leiblichen Eltern oder seine jüdische Herkunft nicht mehr erinnern. Lola sprach fliessend Polnisch, besuchte die katholische Kirche, deren getauftes Mitglied sie war, und plapperte sogar die antisemitischen Vorurteile nach, die sie in ihrer Umgebung aufschnappte.

An dem Tag, an dem ihre Eltern eintrafen, spielte die Kleine mit ihren Freundinnen im Hof, während ihre polnischen Pflegeeltern unterwegs waren.

Taibe und Abraham waren mit dem Auto gekommen und sprachen mit einem Erwachsenen, den sie vor dem Haus trafen. Bei dieser Unterhaltung, so erfuhr Lola von einer ihrer Freundinnen, ging es um das Baby, das im Winter 1941 bei dem polnischen Ehepaar zurückgelassen worden war.

«Die ist es!», sagte eine ihrer Spielgefährtinnen, als das jüdische Paar das Mädchen sehen wollte.

Die beiden fragten ihre Tochter, ob sie zu ihnen ins Auto einsteigen wolle, um ihnen den Weg nach Nowogródek zu zeigen – sie waren gezwungen, ein Kind zu entführen, das sich nicht an sie erinnern konnte. Sie müsse nur ein kurzes Stück mitfahren, versprach Taibe, und würde dann eine Tüte Bonbons für ihre Hilfe bekommen.

Eine Nachbarin drängte Lola, zu tun, was von ihr verlangt wurde.

Das kleine Mädchen kletterte in den Wagen, aber als er losfuhr, wurde ihm mulmig. Das Kind begann zu weinen, schlug nach seinen Eltern und verlangte, aussteigen zu dürfen.

Lola wurde nach Nowogródek gebracht, wo das Ehepaar eine Unterkunft gefunden hatte. In den nächsten Wochen versuchte sie mühsam, sich an ein Leben ohne ihre Pflegeeltern zu gewöhnen. Sie kniete nieder, um zu beten, wenn sie die Kirchenglocken läuten hörte, und wollte unbedingt den katholischen Gottesdienst besuchen.

Die verzweifelten Dziencielskis trafen eine Vereinbarung mit den Pflegeeltern, die es der Polin gestattete, einige Abende mit Lola zu verbringen, so dass sich die Ängste des Mädchens legten. Allerdings hatte Taibe Bedenken, denn sie befürchtete, dass die Polen ihre Tochter entführen könnten. Nachdem die Dziencielskis sich Reisedokumente beschafft hatten, verliessen sie mit dem Mädchen das Land, ohne sich von der Pflegefamilie zu verabschieden.

Im Laufe der Zeit entdeckte die kleine Lola ihre wahre Identität als Jüdin. Sie erlernte die Sprache ihrer Eltern und machte sich mit ihrer religiösen Herkunft vertraut. Aber noch Jahre später erinnerte sich Lola an den ohrenbetäubenden Lärm der deutschen Bomben und an die glänzenden Stiefel der Furcht erregenden Nazisoldaten, die das Haus besuchten, in dem sie Unterschlupf gefunden hatte. Mitten in der Nacht wachte sie schreiend auf, weil sie geträumt hatte, die Nazis wären gekommen, um sie abzuholen. Wie alle anderen, die bei den Bielski-Brüdern überlebt hatten, war sie nun frei – aber weder sie noch ein Einziger der zwölfhundert Juden wurde die Erinnerung an die drei schrecklichen Jahre von Juni 1941 bis Juli 1944 je wieder los.

NACH ISRAEL UND AMERIKA

FÜR DIE BIELSKI-BRÜDER schienen die schweren Prüfungen der Kriegszeit vorbei zu sein. Sie fanden Arbeit bei der noch jungen sowjetischen Verwaltung vor Ort und bezogen mit den Frauen, die sie im Wald geheiratet hatten, drei Zimmer im selben Haus in Lida.

Tuvia war beim Elektrizitätswerk beschäftigt und für die Wiederherstellung des Stromnetzes im stark geschrumpften Lida zuständig. Zus war mit der Beschaffung von Fleisch und Getreide für das Militär betraut, während Asael beim Aufbau einer Kantine für die in der Gegend gebliebenen Partisanen und Soldaten half. Der gerade vierzehnjährige elternlose Aron wurde an einer Schule der Stadt eingeschrieben. Es war die traurigste Zeit in seinem Leben: Seine Brüder hatten Frauen und Arbeitsplätze, während er ein einsamer Waisenjunge war.

Die meisten der Führungskader im Lager der Brüder waren aktiv am Wiederaufbau der Region beteiligt. Layzer Malbin arbeitete als Buchhalter in Lida, Pesach Friedberg war als Wirtschaftsoffizier in Nowogródek tätig. Solomon Wolkowyski kehrte nach Baranowitsch zurück, um seine Anwaltskanzlei wieder zu eröffnen. Auch die wichtigsten russischen Verbündeten der Bielskis blieben vor Ort. Viktor Pantschenkow, der seine 298 Mann starke Abteilung auflöste, übernahm einen hohen Parteiposten in Nowogródek. Er erfuhr, dass die Deutschen in seiner Heimat bei Smolensk seinen Vater und zwei seiner Brüder getötet hatten.

Wassily Tschernyschew, der seinen Decknamen «General Platon» abgelegt hatte, trat in Baranowitsch einen ähnlich bedeutenden Parteiposten an.

Die Brüder waren, was die Tätigkeit ihrer Abteilungen anging, der Regierung rechenschaftspflichtig. Tuvia wurde dafür kritisiert, dass er seine Truppe aufgelöst hatte, ohne dass dafür die offizielle Erlaubnis vorlag. Das habe es (ganz seiner Absicht entsprechend) erschwert, die Kämpfer in die Rote Armee einzuziehen. Bei seiner Befragung durch die Sowjets erwiderte er nur: «Ich habe sie ohne Genehmigung um mich geschart, also konnte ich sie auch ohne Genehmigung wieder fortschicken.»

Tuvia wie Zus wurden nach Minsk zitiert, um den Sowjets umfassend Bericht über die Ereignisse während des Kriegs zu erstatten. Im September traf Tuvia in Begleitung seines ehemaligen Stabschefs Layzer Malbin in der weissrussischen Hauptstadt ein. Am 15. September übergab er den Sowjets einen handgeschriebenen Bericht mit der Überschrift «Die Geschichte der Entstehung der Partisanenabteilung Kalinin, Zone Lida, Distrikt Baranowitsch» – es war die erste ausführliche historische Darstellung des Lagerlebens. Darin wurden die Sabotageeinsätze der Einheit, die Hinrichtungen der mit den Nazis verbündeten Informanten, der Bau der Waldwerkstätten und die Bemühungen der Kämpfer geschildert, «sowjetische Bürger» aus den Ghettos zu retten.

Nach Tuvias Schätzung hatten 60 Kinder die Kriegsjahre im Wald überlebt und 200 Menschen in den Werkstätten gearbeitet; 20 Prozent der Gemeinschaft hatte aus Frauen bestanden. Im Zusammenhang mit den militärischen Aktivitäten der Gruppe berichtete er, dass Bielski-Kämpfer 34 Eisenbahnwaggons, 18 Brücken und acht landwirtschaftliche Lagerhallen der Deutschen zerstört hätten. Insgesamt 261 feindliche Kämpfer seien getötet worden, schrieb er. Nach anderen, späteren Schätzungen waren während der Zeit in den Wäldern etwa 50 Mitglieder der jüdischen Einheit ums Leben gekommen.

Im Bericht der Abteilung Ordschonikidse wurden deren militärische Aktionen vom Herbst 1943 bis zum Sommer 1944 detailliert dargestellt. Sie hatte – allein oder zusammen mit anderen Abteilungen – insgesamt 33 Kampfeinsätze durchgeführt, bei denen 120 feindliche Kämpfer gefallen waren. Die jüdischen Partisanen hatten ausserdem zwei Lokomotiven, 23 Waggons, 32 Telegrafmasten und vier Brücken zerstört. Zus legte auch seine persönliche Akte vor, aus der hervorging, dass er selbst 14 Nazis, 17 Gendarmen und 33 Spione und Provokateure getötet hatte.

Beiden Männern wurden von ihren Partisanenvorgesetzten Orden verliehen – und beide hatten bei ihrer Rückkehr nach Lida zunehmend das Gefühl, dass es an der Zeit war, das Land zu verlassen. Sie wussten, dass Juden in der Sowjetunion keine Zukunft hatten.

Währenddessen erhielt Asael eine andere Art von Ehrung durch die sowjetische Regierung – er wurde in die Rote Armee eingezogen.

Manche gaben Sergej Wassiljew die Schuld, der noch immer grollte, weil Asael der Todesstrafe entgangen war. Dieser jedoch hatte gar kein Interesse daran, sich zu drücken. Loyal wie immer, erklärte er seiner Frau Haya, dass er nicht desertieren wolle. «Ein Bielski geht keinem Kampf aus dem Weg», sagte er.

Die Einberufung erreichte Asael, kurz nachdem seine Frau festgestellt hatte, dass sie schwanger war; der zukünftige Vater war begeistert und Haya schwor, sie werde nach der Geburt in Weissrussland auf ihn warten, bis er aus dem Krieg heimgekehrt sei.

Tuvia, Zus, ihren Frauen und Aron erschien es immer verlockender, die Sowjetunion zu verlassen und in das von den Briten kontrollierte Palästina auszuwandern. «Wir dachten ständig an Israel», sagte Zus nach einem Streit mit sowjetischen Funktionären, die er bei der Durchsuchung seines Zimmers ertappt hatte. «Warum sollte ich mir hier etwas aufbauen, das nicht mir gehörte? Wir wollten uns unseren Brüdern anschliessen.»

Tuvia wurde von sowjetischen Funktionären aufgefordert, sich zu weiteren Befragungen und Ordensverleihungen einzufinden, doch er reagierte nicht darauf Stattdessen tat er – «vorsichtig», wie er es formulierte – seine tägliche Pflicht und bemühte sich, nicht aufzufallen.

Im Winter wurde er eines Nachts von einigen sowjetischen Beamten geweckt, die seine Papiere sehen wollten. Nachdem die Männer, die Tuvia aus den Wäldern kannte, die Papiere kontrolliert hatten, verliessen sie wortlos seine Wohnung. Tuvia war sicher, dass der Besuch ein Vorspiel zu seiner Verhaftung war. Am nächsten Morgen machten sich alle auf den Weg zur Grenze. Das Radio lief noch, als Lilka ihre Zimmertür zum letzten Mal schloss.

An einem frostigen Dezembertag sprangen die fünf auf einen Güterzug, der in nördlicher Richtung nach Wilna fuhr. Ausser der Kleidung, die sie am Leib trugen, hatten sie kaum etwas bei sich. Bei ihrer Ankunft in der litauischen Hauptstadt traf Tuvia einen Mann, den er kannte, ebenfalls ein Jude, der inzwischen bei der sowjetischen Regierung arbeitete. Der Mann besorgte den Bielskis eine Bleibe und versprach, ihnen Papiere zu verschaffen, mit denen sie nach Polen reisen konnten. Ein paar Tage später waren die Papiere fertig, und die Bielskis nahmen den nächsten Zug in Richtung Polen.

Dank der Dokumente konnten sie die sowjetischen Kontrollen unbehelligt passieren. Nach einem Zwischenaufenthalt in Bialystok kamen sie in der polnischen Stadt Lublin an, wo sich auch mehrere Mitglieder der Bielski-Gruppe aufhielten. Sie statteten dem befreiten Konzentrationslager Majdanek einen erschütternden Besuch ab und erfuhren, dass die Weisspolen weiterhin Übergriffe auf Juden verübten. Ein jüdischer Kämpfer berichtete, dass polnische Partisanen Tuvia suchten.

Deshalb liessen sich die Bielskis rasch überzeugen, Polen den Rücken zu kehren. Die Familie erhielt gefälschte Papiere von einer jüdischen Untergrundagentur, deren Ziel es war, den Überlebenden des Holocaust die

Auswanderung nach Palästina zu ermöglichen. Mit griechischen Pässen bestiegen sie einen Zug, der sie nach Ungarn im Süden bringen würde.

Als Beamte ihre Papiere kontrollierten, antworteten die Bielskis mit Sätzen aus dem Talmud, in der Hoffnung, dass es für einen des Hebräischen unkundigen Nichtjuden wie Griechisch klingen würde. Doch die argwöhnischen Beamten trieben einen Griechen auf und verlangten von ihm, die Worte zu übersetzen. «Ich verstehe sie nicht», erklärte er. «Ich bin aus Ostgriechenland, und sie sind aus Westgriechenland.» Daraufhin durfte die Familie weiterfahren.

In Ungarn stiegen die Bielskis aus dem Zug und mussten feststellen, dass die dortigen Juden ihnen mit Misstrauen begegneten. Obwohl sie fließend Jiddisch sprachen, verlangten die Ungarn Beweise dafür, dass sie wirklich Juden waren. Nach einer Woche reiste die Familie weiter, Richtung Osten, nach Bukarest. Tuvia und Zus sowie ihre Frauen wurden in ein Lager für Emigranten nach Palästina aufgenommen, während Aron trotz seiner erst fünfzehn Jahre ganz allein in eine Einrichtung für jugendliche Flüchtlinge im italienischen Triest geschickt wurde.

Ein halbes Jahr später erhielten die vier Erwachsenen echte Papiere, mit denen sie in Palästina einreisen durften. Sie fuhren mit dem Schiff übers Mittelmeer und trafen im Oktober 1945 in Haifa ein. Da das Schiff an einem Sabbatabend anlegte, konnten die Passagiere erst am nächsten Tag von Bord gehen. Aron folgte kurz darauf – er reiste nach dreiwöchiger Fahrt auf einem Frachter illegal ein.

Haya blieb, schwanger und allein, in Lida zurück und fühlte sich einsam und verlassen. In den ersten Monaten nach Asaels Versetzung an die Front hatten sie einander häufig geschrieben und zuweilen auch ihre Zukunftspläne erörtert. Während Haya von einer Auswanderung nach Israel träumte, war ihrem Mann gleichgültig, wo sie in Zukunft leben würden.

Und dann kamen keine Briefe mehr. Verzweifelt bemühte Haya sich, etwas über das Schicksal ihres Mannes zu erfahren. Sie suchte alle sowie-

tischen Funktionäre auf, von denen sie sich eine Antwort erhoffte. In einem Pelzmantel gehüllt, fuhr sie verschiedene Städte ab, um Hinweise über seinen Verbleib zu erhalten. Niemand schien etwas zu wissen. Enttäuscht kehrte sie nach Hause zurück, wo man ihr die Wahrheit sagte.

«Ich ging zu einem Beamten, um ihn zu fragen, was mit meinem Mann passiert sei», berichtete sie. «Er holte ein Dokument hervor, in dem stand, dass er am 7. Februar bei Marienburg gefallen war. Ich weiss nicht mehr, was dann geschah. Ich weiss nicht einmal mehr, wie ich nach Hause gekommen bin.»

Asael hatte an der grossen Belagerung der alten ostpreussischen Stadt Königsberg teilgenommen, die im Januar begann. Seine Einheit war eine von vielen, die den sich zurückziehenden Deutschen bis in das Gebiet um Marienburg im Südwesten folgten, wo es Ende Januar, Anfang Februar zu heftigen Gefechten kam. Asaels Leichnam wurde zusammen mit tausenden anderer Soldaten auf einem Militärfriedhof begraben.

Voller Trauer packte Haya ihre Sachen und zog von Lida nach Nowogródek, wo sie noch ein paar Verwandte hatte. Als sie sich gerade häuslich eingerichtet hatte, setzten die Wehen ein. Eine Krankenschwester, die zur Bielski-Gruppe gehört hatte, half bei der Entbindung. Am 7. April 1945 brachte Haya ihr Kind zur Welt. Es war eine schwere Geburt.

In den ersten Sekunden seines Lebens rang das Neugeborene nach Atem und lief wegen des Sauerstoffmangels blau an. Verzweifelt bemühten sich die Geburtshelfer, das Kind zum Atmen zu bringen, und schliesslich war die Gefahr gebannt. Die 26-jährige Witwe hatte ein Mädchen geboren, das sie zu Ehren seines Vaters Asaela nannte.

Mehrere Monate später traten Haya und ihr Baby die Reise nach Palästina an, eine entsetzliche Irrfahrt, die sie mitten durch das zerstörte Europa führte. Die erste Etappe mussten sie, versteckt zwischen Schweinen, in einem Güterwaggon zurücklegen. Wenn die Polizei nach blinden

Passagieren suchte, trat Haya die Schweine, bis sie quiekten und das Geschrei der kleinen Assi übertönten.

Der Krieg war nun vorbei. Von den Russen im Osten und von den Amerikanern und Briten im Westen vernichtend geschlagen, hatten die Deutschen am 8. Mai 1945 kapituliert – an Tuvia Bielskis 39. Geburtstag. Die Japaner, die auf den Pazifikinseln besiegt wurden, willigten am 14. August 1945 in die bedingungslose Kapitulation ein, nachdem Atombomben auf die Städte Hiroshima und Nagasaki abgeworfen worden waren. Doch vor der Niederlage Deutschlands hatte Hitler die jahrhundertealte jüdische Kultur in Osteuropa praktisch ausgelöscht. Sechs Millionen Juden waren ums Leben gekommen.

Tuvia, Zus und ihre Frauen brannten darauf, etwas zum Wiederaufleben des Judentums beizutragen. Sie bemühten sich nach Kräften, in einem neuen Land Fuss zu fassen. Nach einigen Umzügen liessen sie sich in Holon, damals eine Neubausiedlung am Stadtrand von Tel Aviv, nieder, wo die beiden Ehepaare sich ein kleines Haus teilten.

Unterstützt von einem professionellen Schriftsteller, schrieben die Brüder ihre Kriegserlebnisse auf. Das Ergebnis war ein dünnes Buch auf Hebräisch. Es erweckte die Aufmerksamkeit von Moshe Shartok, einem der Anführer im Kampf für die Gründung eines jüdischen Staats; er las es, während er den Sommer und Herbst 1946 in einem Gefängnis der britischen Behörden verbrachte. Nach seiner Freilassung machte er die Bielskis ausfindig und versprach, ihnen zu helfen, wo er nur konnte. Tuvia, der sämtliche Angebote, an den damals im Land wütenden politischen und militärischen Auseinandersetzungen teilzunehmen, ausgeschlagen hatte, eröffnete mit Shartoks Unterstützung einen kleinen Lebensmittelladen. Er wollte nichts weiter als ein ruhiges Leben führen.

Zus erledigte weiterhin mit einem Lieferwagen, der ihm gehörte, Fahren zwischen Jerusalem und Tel Aviv. Die beiden Bielski-Paare, die in-

zwischen jeweils ein Kind hatten, bezogen zwei Wohnungen in Ramat Gan, einer anderen Vorstadt von Tel Aviv.

Als die Gewalt zwischen jüdischen Bewohnern und palästinensischen Arabern zunahm, beteiligten sich Tuvia und Zus anfangs widerstrebend an dem Kampf. Allerdings steigerte sich ihr Engagement beträchtlich, als benachbarte arabische Länder kurz nach der Staatsgründung im Mai 1948 in Israel einmarschierten. Tuvia, Zus und der mittlerweile 18-jährige Aron meldeten sich freiwillig zum Militärdienst. Alle drei Männer erlebten gefährliche Situationen, die es mit denen im Zweiten Weltkrieg durchaus aufnehmen konnten. Tuvia galt sogar eine Zeit lang als vermisst und vermutlich tot. Er war von seiner Einheit getrennt worden, tauchte jedoch nach ein paar Tagen unverletzt wieder auf.

Shartok, der inzwischen seinen Namen in Sharett geändert hatte und zum ersten Aussenminister der israelischen Regierung ernannt worden war, tat nach dem Krieg erneut, was er konnte, um den Brüdern zu helfen. Tuvia, der mit dem Lebensmittelladen und mit einer vorübergehenden Anstellung als Lastwagenfahrer wenig Glück gehabt hatte, bat Sharett, ihm eine der schwer erhältlichen Taxilizenzen zu besorgen. Auch Zus bat um eine Taxilizenz, obwohl er als Lieferwagenfahrer genügend verdiente, um sich ein Haus kaufen zu können. Beide Männer bekamen DeSoto-Limousinen von ihrem ältesten Bruder Velvel, der sich mittlerweile Walter nannte und vor dem Krieg nach Amerika ausgewandert war, und bauten die Autos zu Taxis um.

Wie schon bei früheren Unternehmungen erwies sich Zus auch diesmal verglichen mit seinem älteren Bruder als der bessere Geschäftsmann. «Wie oft hat mein Mann Leute mitgenommen und kein Geld von ihnen verlangt», berichtete Tuvias Frau Lilka. «Und dann hatte er nicht genug, um zu Hause seine eigene Familie zu ernähren.»

Nachdem Tuvia sich jahrelang abgemüht hatte, um über die Runden zu kommen, verschlechterte sich Anfang der Fünfzigerjahre sein Ge-

sundheitszustand. Die Ärzte stellten ein Magengeschwür fest – «Ich war magen- und nervenkrank», erzählte er. 1955 reiste er allein in die USA, um sich dort einer medizinischen Behandlung zu unterziehen, die es im jungen Staat Israel nicht gab. Ein Jahr später folgten seine Frau und seine Kinder ihm nach New York, genauso wie Zus samt Frau und Kindern. Bald fanden beide Familien, nur ein paar Strassen voneinander entfernt, Wohnungen im Midwood-Viertel von Brooklyn und konnten ihre Kinder nun endlich in einer Umgebung grossziehen, in der man nichts von den Schlachtfeldern in Europa und im Nahen Osten ahnte.

Die Lebenswege der anderen Bielski-Partisanen entwickelten sich nach dem Krieg ganz ähnlich. Nur wenige von ihnen waren darauf erpicht, in der Sowjetunion zu bleiben. Die meisten begannen in Israel, den USA oder in Westeuropa ein neues Leben. Viele mussten einige Jahre in Vertriebenenlagern in Deutschland und Italien verbringen, bevor sie in die Länder einreisen durften, die ihre neue Heimat werden sollte.

Pesach Friedberg und seine Frau wanderten nach New York aus, wo Pesach, der nun Paul hiess, im Gebäude 147 West 35th Street in Manhattan *Paul's Luncheonette* eröffnete. Layzer Malbin ging nach Israel und liess sich in der Negev-Wüste nieder, wo er, unverheiratet und einsam, jahrelang als Bauleiter beim Strassenbau arbeitete. Der Anwalt Solomon Wolkowyski zog nach Brooklyn, wo er eine Frau fand und Vermögensverwalter bei einer Hilfsorganisation wurde, die Israel unterstützte. Schmuel Amarant, der Lagerhistoriker, erreichte Israel, nachdem er von den sowjetischen Behörden eingesperrt worden war, weil er jüdischen Überlebenden bei der Flucht aus dem Land geholfen hatte. Die Gefängnisverwaltung beschlagnahmte die 65 Notizbücher mit dem Material, das er während seiner Befragungen im Wald gesammelt hatte. Sie sind nie wieder aufgetaucht.

Haya Bielski wanderte nach Israel aus und heiratete dort zum zweiten Mal. Die kleine Assi erfuhr erst mit sieben Jahren, wer ihr Vater gewesen

war. Ihre Mutter erzählte ihr die ganze Geschichte am Hafen von Haifa, aber das kleine Mädchen wollte einfach nicht glauben, dass sein Vater nicht mehr am Leben war. Als 1957 eine Welle von Immigranten aus Polen eintraf, begrüßte Assi die Neuankömmlinge mit Blumen in den Händen, in der Hoffnung, dass der verschollene Vater seine Tochter bestimmt wiedererkennen würde.

Nachdem sie in der Neuen Welt heimisch geworden waren, taten die meisten Überlebenden alles, um ihre Familien zu ernähren, und viele von ihnen gründeten quasi aus dem Nichts erfolgreiche Unternehmen. Die meisten blieben telefonisch und durch gelegentliche Bar-Mizwa-Feiern, Hochzeiten oder Jubiläen miteinander in Verbindung. Besonders bewegend waren diese Ereignisse für Tuvia, der vor Rührung die Tränen nicht zurückhalten konnte, wenn er sah, wie aus Partisanenkindern Jugendliche und Erwachsene wurden.

Mitte der Sechzigerjahre reisten einige Mitglieder der Bielski-Gruppe nach Deutschland, um gegen Leopold Windisch und Rudolf Werner auszusagen, die beiden Nazis, die im Mai 1942 bei den Massakern im Gebiet von Lida eine entscheidende Rolle gespielt hatten. Die juristischen Winkelzüge dauerten jahrelang an, bevor Werner aus gesundheitlichen Gründen für prozessunfähig erklärt und Windisch, bis zuletzt ein unverbesserlicher Nazi, zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt wurden. Werner starb 1971, Windisch 1985. Der befehlshabende Offizier der beiden Männer, Hermann Hanweg, war nach Ansicht der deutschen Staatsanwaltschaft während der letzten Kriegsmonate gefallen.

Auch die beiden verhassten Nazis von Nowogródek, der Gebietskommissar Wilhelm Traub und der Judenreferent Reuter, konnten gerichtlich nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden. Traub starb 1946 in einem jugoslawischen Kriegsgefangenenlager. Reuters Schicksal ist unbekannt.

Wie die Überlebenden der Bielski-Gruppe trafen sich auch die Russen aus den Wäldern im Laufe der Jahre regelmässig, oft im Rahmen von so-

wjetischen Feiern zum Gedenken an den Grossen Vaterländischen Krieg. Auf Fotografien erkennt man sie, wie sie stolz in Veteranenparaden mitziehen, mit lichterem Haar und beleibter als in ihrer Partisanenzeit und die Brust voller Orden. Jefim Gapajew (Sokolow), der nach dem Krieg in Lida wohnte, marschierte zuweilen mit Viktor Pantschenkow und seinen Männern. Wassily Tschernyschew (Platon) und Fjodor Sinitschkin, dem ersten Brigadekommandeur der Brüder, wurde die höchste militärische Auszeichnung verliehen – man ernannte sie zu Helden der Sowjetunion. Tschernyschew starb 1969. In Baranowitsch wurden eine technische Hochschule und eine Strasse nach ihm benannt. Sinitschkin starb 1962. Eine Strasse in Slonim trägt seinen Namen.

Sergej Wassiljew leitete nach dem Krieg eine Fabrik. Bei Pantschenkow, der viele Jahre lang die Aufsicht über die Wiederaufbauarbeiten in Lida führte, wurde 1976 Krebs diagnostiziert, und seine Gesundheit verschlechterte sich zunehmend. 1996 erlag er seiner Krankheit.

Selbst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion blieb Pantschenkow ein überzeugter Kommunist. In seinen unveröffentlichten Memoiren schrieb er, der Krieg sei aus zwei Gründen geführt worden: um die UdSSR zu schützen und um «Chauvinismus und Rassismus gegen die Juden» zu verhindern. Er rühmte die Partei wegen ihrer «organisatorischen Genialität und Ausdauer» und ihrer tiefen «Verbundenheit mit dem Volk». Seine Frau Nadeschda, eine gläubige Christin, teilte seine Begeisterung nicht. Nach seinem Tod sorgte sie dafür, dass der lebenslange Atheist auf eine Weise bestattet wurde, wie es sich für einen gläubigen orthodoxen Christen gehörte. Statt auf seinem Grabstein, wie er es gewünscht hatte, einen roten Stern anbringen zu lassen, schmückte sie ihn mit einem Kreuz.

Konstanty Koslowsky kehrte nach dem Krieg in seinen Beruf zurück und erwähnte seine guten Taten für die Juden nicht. Seine jüngste Tochter, Taisija Doroschkina, hat nie gehört, dass er ein Wort darüber verlor.

Er starb 1982. Mehrere Jahre später ehrten jüdische Überlebende aus dem Gebiet Nowogródek sein Andenken. Yad Vashem, die Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem, verlieh ihm 1994 den Titel eines Gerechten unter den Völkern.

Als Weissrussland 1991 unabhängig wurde, unternahmen einige Überlebende der Bielski-Gruppe die aufwühlende Reise in die alte Heimat, oft einfach nur, um die Gräber ihrer Verwandten zu besuchen. Man liess in jeder Stadt an den Schauplätzen der Massaker Steintafeln aufstellen und organisierte Reisen, um die in alle Welt verstreuten Familien zu Gedenkgottesdiensten ins Land zu holen.

Aron, der jüngste Bielski-Bruder, der in den USA seinen Namen in Bell geändert hatte, wagte sich sogar schon vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion nach Stankewitsch. Er entdeckte, dass das kleine Dorf seiner Kindheit verschwunden und nur das Flüsschen geblieben war, das die Mühle der Familie angetrieben hatte. «Ich sage Ihnen, wenn ich die Möglichkeit hätte, auf diesem Stück Land an jenem See in Stankewitsch zu leben, würde ich sofort losfahren, sei es Tag oder Nacht», erklärte er. «Aber nur, wenn ich wüsste, dass niemand mir etwas antun würde. Die Mehrheit der Menschen würde mich hassen. Es gibt dort keine Juden mehr. Aber es ist meine Heimat für den Rest meines Lebens.»

In seinen letzten Jahren sprach Tuvia nur von seiner Rückkehr nach Israel, wo er begraben zu werden hoffte. Er arbeitete als Lastwagenfahrer und war nur einer von vielen namenlosen Einwanderern, die auf den Strassen von New York unterwegs waren. Die schmerzlichen Erlebnisse während des Krieges lasteten schwer auf ihm, und er brüstete sich nie mit seinen Heldentaten. Als er 1987 starb, war er nahezu mittellos. Ein Jahr später wurde sein Leichnam auf einem Friedhof in Long Island exhumiert und auf den Har-Hamenuchot-Friedhof oberhalb von Jerusalem umgebettet; an dem Gottesdienst nahm auch eine Ehrenwache des israelischen Militärs teil.

Der letzte der drei Brüder, Zus, der sich in den USA Alexander nannte, betrieb eine Tankstelle in Brooklyn, die er schliesslich verkaufte, um ein Speditions- und Taxiunternehmen zu eröffnen. Er starb 1995, nicht lange nachdem er von Vertretern des neu errichteten United States Holocaust Memorial Museum interviewt worden war. Schwer vom Alter gezeichnet, hatte der 82-Jährige Mühe, den Fragen zu folgen. Aber als man wissen wollte, was ihm von den Deutschen in Erinnerung geblieben sei, erwiderte er mit der für ihn so typischen Un Verblümtheit: «Ich erinnere mich, dass sie Schweinehunde waren.»

EPILOG

ES LÄSST SICH SCHWER ABSCHÄTZEN, wie viele Menschen den Bielski-Brüdern ihr Leben verdanken. Viele der 1'200 Juden, die im Sommer 1944 die Wälder verliessen, sind seither gestorben. Aber ihre Kinder haben Kinder bekommen, die ihrerseits Kinder bekommen haben. Tausende von Menschen, die in den USA, Israel, Grossbritannien, Frankreich, Deutschland, Australien und Russland wohnen, verdanken ihre Existenz der Entscheidung der Brüder, die Tuvia so beharrlich durchgesetzt hat, nämlich jedem Juden Schutz zu bieten, der im Waldlager eintraf.

Im Talmud heisst es: «Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt.» Allerdings hat der Mut der Brüder ihnen zu Lebzeiten nie die Anerkennung eingetragen, die wir heute ganz selbstverständlich weitaus bedeutenderen Männern zuteil werden lassen. Insgeheim wurmte es Tuvia, wenn er hinter dem Steuer seines Lastwagens sass und Kunststoffteile an Firmen in Queens und Brooklyn lieferte, dass er ausser von den überlebenden Waldbewohnern und ihren Kindern nie irgendwelche Ehrungen erhielt. Obwohl er über alle nötigen Fähigkeiten verfügte, um verzweifelte Menschen durch die Wälder Weissrusslands zu führen, fehlte ihm die Gabe der Selbstvermarktung, für griffige Sprüche oder geläufige Werbefloskeln. Wenn er vor amerikanischen Studenten sprach – in englischer Sprache, die er nie so gut beherrschte wie Jiddisch, Hebräisch, Polnisch und Russisch –, brach er unweigerlich in Tränen aus, überwältigt

von der Erinnerung an die Leiden seines Volkes. Oft konnte er dann nicht mehr weiterreden.

Am 6. Dezember 1986, nur wenige Monate vor seinem Tod, fand ihm zu Ehren ein vom Touro College und von mehreren Überlebenden aus den Wäldern finanziertes Abendessen im New Yorker Hilton Hotel statt. Auf dem dabei aufgenommenen Video erkennt man sofort, wie gerührt er war, im Mittelpunkt zu stehen. Er trug eine Rose am Revers seines Smokings, als er leicht gebeugt zu seinem Platz auf dem Podium ging. Nachdem der Conférencier seinen Namen genannt hatte, erhoben sich sechshundert Menschen von ihren Plätzen und spendeten tosend Beifall. Tuvia Bielski hob die rechte Hand und dankte der Menge, indem er wie ein stolzer Monarch aus dem Handgelenk heraus winkte.

In den nächsten Stunden wechselten sich die Redner am Podium mit leidenschaftlichen Lobreden auf den Ehrengast ab, der nervös mit den Krümeln auf seinem Teller spielte, an seinem Namensschild herumnestelte und eine Zigarette nach der anderen rauchte. Er konnte die Tränen nicht unterdrücken und weinte mindestens einmal während jeder Rede, was ausser seiner fürsorglichen Frau Lilka kaum jemand mitbekam. Der alte Löwe erhielt einen kleinen Teil dessen, was ihm zustand.

Kurz vor dem Ende des Abends, nachdem die Ballsaalgäste Geburtstagslieder gesungen hatten, griff er zum Mikrofon, um ein paar Worte zu sagen. Im Wald waren seine gefühlsbetonten Ansprachen, die er nach einem Angriff oder vor einem langen Marsch zu einem neuen Standort hielt, oft das Einzige gewesen, was den Menschen Kraft gab. An diesem Abend jedoch liess er wenig von dem Charisma erkennen, das ihn zu einer der grossen natürlichen Führungspersönlichkeiten im Zweiten Weltkrieg gemacht hatte. Vielmehr brachte er schlicht seine Dankbarkeit in holprigem Englisch mit starkem Akzent zum Ausdruck.

«Ich bin sehr glücklich an diesem Abend, von allen das Beste zu hören, das sie zu sagen wissen», begann er. Er sprach davon, wie sehr er

sich freue, alle Nachkommen der Menschen zu sehen, die während des Kriegs bei ihm gelebt hätten. «Ich habe hier Menschen vor mir, die ich zwanzig, dreissig Jahre oder noch länger nicht getroffen habe. Ich danke Gott, dass sie am Leben sind, dass sie leben und gedeihen. Es werden immer mehr. Hier steht eine herrliche Familie – eine Mutter, eine Tochter und zwei Söhne.

Das sind vier Menschen.»

Er verwies noch auf eine andere anwesende Familie und staunte über die Grösse der Gruppe, bevor er seine kurze Rede mit einem Nicken beendete. Als er das Mikrofon hinlegte, eilten mehrere ältere Mitglieder der Brigade aufs Podium, um ihn zu umarmen. Der körperliche Kontakt liess ihn schlagartig jünger erscheinen, und seine bekümmerte Miene wich einem Strahlen. Sein Lächeln verstrahlte Energie, die erahnen liess, welche Kraft er einst besessen hatte; sein natürliches Charisma und sein Grossmut machten ihn zu einem Mann, der von den Hunderten, die das Glück gehabt hatten, seine Bekanntschaft zu machen, geliebt und bewundert wurde. Es war das Gesicht eines Kommandanten.

ANMERKUNGEN

PROLOG

Die meisten Quellen schreiben Oskar Schindler die Rettung von 1'000 bis 1'200 Juden zu. Auf seinem Grabstein auf dem Berg-Zion-Friedhof in Jerusalem steht, dass er 1'200 Juden rettete. Die Kämpfer im Warschauer Ghettoaufstand töteten 16 feindliche Soldaten und verwundeten 85, so die offizielle deutsche Zählung, die in *Die Vernichtung der europäischen Juden* (1985) von Raul Hilberg zitiert wird. Einige polnische Quellen setzen die Zahl höher an – bis zu 700 Tote laut *The Warsaw Ghetto Revolt* von Reuben Ainsztein (1979, S. 167-171; deutsch: *Revolte gegen die Vernichtung. Der Aufstand im Warschauer Ghetto*).

Die Einheiten Kalinin und Ordschonikidse der Bielski-Brüder umfassten laut den Akten im Archiv des weissrussischen Stabs der Partisanenbewegung im Nationalarchiv der Republik Weissrussland in Minsk (Fundus 3'500; Opus 4; Akte 241/2, S. 287f.) bei ihrer Auflösung im Juli 1944 insgesamt 1'140 Mitglieder. Die Akten sind auch in den Yad-Vaschem-Archiven in Jerusalem zugänglich (MO.41/124, S. 28f.). Die Bielski-Kämpfer beider Einheiten töteten laut Partisanendokumentation insgesamt 381 feindliche Kämpfer, zuweilen während gemeinsamer Aktionen mit sowjetischen Einheiten. Die Zahlen werden zitiert in der Partisanengeschichte der Einheiten Ordschonikidse (Fundus 3'618; Opus 1; Akte 23) und Kalinin (Fundus 3'500; Opus 4; Akte 272) in den Minsker

Archiven. Die Geschichte der Einheit Kalinin ist auch im Yad-Vashem-Archiv zugänglich (M0.41/ 120).

Das bedeutendste Buch, das die Leistungen der Brüder würdigt, stammt von der Soziologin Nechama Tec, *Defiance: The Bielski-Partisans* (1993, deutsch: *Ich wollte retten. Die unglaubliche Geschichte der Bielski-Partisanen*, 2002). Ausführlich befassen sich mit den Brüdern auch: *Fugitives of the Forest: The Heroic Story of Jewish Resistance and Survival during the Second World War* von Allan Levine (1998) und: *The Jewish Resistance: The History of the Jewish Partisans in Lithuania and White Russia during the Nazi Occupation 1940-1945* von Lester Eckman und Chaim Lazar (1977).

1 VOM ZAREN ZUM FÜHRER

Was die Aussagen, Gedanken und Handlungen von Tuvia Bielski betrifft, stützt sich der Autor in erster Linie auf drei Quellen. Die erste Quelle sind Tuvias unveröffentlichte Memoiren, *Yerushalayim in Vald (Jerusalem in the Forest: Memoirs of the Stormy Days of the Partisans in the Forests of Western White Russia during World War II)*, geschrieben 1955 (YIVO Institute for Jewish Research, #RG 104, Eyewitness Accounts, Series III [Partisaner 2]) und für den Autor aus dem Jiddischen übersetzt von David Goldman und James Loeffler. Die zweite Quelle ist Tuvias Interview von 1970 mit Yitzhak Alperovitz (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/3607), für den Autor aus dem Jiddischen übersetzt von Tina Lunson. Die dritte Quelle sind die mündlichen Berichte der Bielskis in *Yehudai Yaar (Jews of the Forest): The Recollections of Tuvia and Zusya Bielski, Sonia and Lilka Bielski and Abraham Weiner as Recorded by Y. Ben-Dor* (1946), für den Autor aus dem Hebräischen übersetzt von Charles Ronen.

Andere Quellen sind die Abschrift eines Interviews von Tuvia Bielski durch seinen Sohn Michael Bielski von 1986, das dieser dem Autor überliess, und ein auf Video aufgenommenes Interview von Dr. Lester Eck-

man und Dr. Monty Noam Penkower vom Touro College vom 19. Mai 1987, das Dr. Eckman dem Autor zur Verfügung stellte.

Was die Aussagen, Gedanken und Handlungen von Zus Bielski betrifft, hat der Autor ebenfalls drei Hauptquellen herangezogen: seine mündlichen Erklärungen in *Yehudai Yaar*, sein Interview von 1980 mit Yitzhak Alperovitz (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/4165), für den Autor aus dem Jiddischen übersetzt von Judie Ostroff-Goldstein, und sein Interview von 1988 mit Iris Berlitzki (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/4165), für den Autor aus dem Hebräischen übersetzt von Charles Ronen. Eine weitere Quelle ist ein auf Video aufgenommenes Interview von Dr. Lester Eckman und Dr. Noam Penkower vom Touro College vom 25. Juni 1987, das Dr. Eckman dem Autor überliess.

Die Materialien zur frühen Geschichte der Familie Bielski stammen aus Interviews mit Estelle (Bielski) Hersenthal (Pompano Beach, Florida, 9. Januar 2000), Aron (Bielski) Bell (mehrere Interviews in New York und Palm Beach, Florida), Haya (Bielski) Dziencielski (5. und 12. Mai 2001 in Haifa sowie die von ihrer Tochter Assi Weinstein übersetzte Korrespondenz) und Lilka Bielski (mehrere Interviews in New York und Hallandale, Florida). Hilfreich waren auch Interviews mit den Weissrussinnen Maria Nestor (26. Juni 2001, Kaminke, Weissrussland) und Julia Tischuk (10. Juli 2001, in Gross-Izwa, Weissrussland).

Die Materialien zur Geschichte des Gebiets Nowogródek im heutigen Weissrussland stammen aus mehreren Quellen: *Belarus: At a Crossroads in History* von Jan Zaprudnik (1993), *A History of Twentieth Century Russia* von Robert Service (1997), *Belorussia: The Making of a Nation* von Nicholas P. Vakar (1956) und *Byelorussian Statehood: Reader and Bibliography*, hrsg. von Vitaut Kipel und Zora Kipel (1998). Hilfreich waren auch Gespräche mit Tamara Verschizkaja, Direktorin des Museums für Regionale Studien, Nowogródek, Weissrussland.

Das Material über die Mussar-Bewegung und Rabbi Joseph Yozel Horowitz stammt in erster Linie aus dem Aufsatz «The Musar Movement

in Interwar Poland» von David E. Fishman, in: *The Jews of Poland Between the Two World Wars*, hrsg. von Yisrael Gutman, Ezra Mendelsohn, Yehuda Reinharz und Chone Smeruk (1989, S. 248-251). Eine Darstellung der jüdischen politischen und Bildungsinstitutionen in Polen zwischen den beiden Weltkriegen enthält *God's Playground: A History of Poland, Volume II: 1795 to the Present* von Norman Davies (1984, S. 407ff.). Das Elend der Juden im Polen zwischen den Weltkriegen schildert *A People Apart: A Political History of the Jews in Europe, 1789-1939* von David Vital (1999, S. 769-774).

Das Material über die jüdische Geschichte von Nowogródek und den Städten der Umgebung stammt aus mehreren Artikeln in *Pinkas Navaredok* (Buch der Erinnerungen an Nowogródek), hrsg. von E. Yerushalmi (1963, Alexander Harkavy Navareder Relief Committee in den USA und Israel), nämlich «Old Navaredok» von Shimon Yosefon, «The History of the Jews of Navaredok» von Yaakov Goldberg und «The History of Navaredok» von einem anonymen Autor. Diese Artikel wurden für den Autor von David Goldman aus dem Jiddischen und Hebräischen übersetzt. Einzelheiten über die Verhältnisse in Nowogródek zwischen den Kriegen erfuhr der Autor auch in Interviews mit ehemaligen Bewohnern der Stadt wie Sonya Oshman (mehrere Interviews in Hillside, New Jersey), Jack Kagan (mehrere Interviews in New York und London, England, sowie eine ausführliche E-Mail-Korrespondenz), Raya (Kaplinski) Kalmanovitz (3. und 7. Mai 2001 in Kfar Saba, Israel) und Morris Schuster (Telefongespräch vom 16. August 2001). Hilfreich war auch das Buch, das Jack Kagan zusammen mit seinem Vetter Don Cohen schrieb: *Surviving the Holocaust with Russian Jewish Partisans* (1998).

Informationen über die sowjetische Besetzung von 1939 bis 1941 erhielt der Autor in Interviews mit mehreren Zeugen, unter anderem mit Charles Bedzow (11. Januar 2001 in Miami Beach, Florida) und Bella Goldfischer (14. Oktober 2001 in New York). Hilfreiche Texte waren:

Revolution from Abroad: The Soviet Conquest of Poland's Western Ukraine and Western Belorussia von Jan T. Gross (1988, S. 17-70) und *Collaboration in the Holocaust: Crimes of the Local Police in Belorussia and Ukraine, 1941-44* von Martin Dean (2000, S. 1-16). Das Zitat von Alan Clark hinsichtlich des Einmarschs der Deutschen steht in: *Barbarossa: The Russian-German Conflict, 1941-45* (1965, S. 44-46).

2 JUNI BIS DEZEMBER 1941

Asael Bielskis Verhalten im Anschluss an den Einmarsch schildern Tuvia und Zus in: *Yehudai Yaar*, ausserdem sprach der Autor darüber mit Asaels Witwe Haya (Bielski) Dziencielski und seinem Bruder Aron (Bielski) Bell.

Jossif Stalins Radioansprache vom 3. Juli 1941 ist teilweise nachgedruckt in: *The Soviet Partisan Movement, 1941-1994* von Leonid Grenkevich (1999, S. 75).

Das Material über die Anfänge der Nazibesatzung in Nowogródek stammt aus mehreren Quellen, zum Beispiel Interviews mit den Überlebenden Jack Kagan, Raya (Kaplinski) Kalmanovitz und Sonia Bielski (mehrere Interviews in New York und Hallandale, Florida). Hilfreich waren auch Abschriften von Interviews mit den Überlebenden Pesach Friedberg (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/3780) und Eliahu Berkowitz (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/2774), die beide von Yitzhak Alperovitz geführt wurden. Sie wurden für den Autor von Judie Ostroff-Goldstein aus dem Jiddischen übersetzt. Informativ war auch ein Interview mit dem Überlebenden Rae Kushner, geführt vom Kean College des New Jersey Holocaust Resource Center, das im Archiv des US Holocaust Memorial Museum (USHMM) in Washington, D.C., zugänglich ist (RG-50.002*0015). Zu den veröffentlichten Quellen gehört *Partizanim {Partisans: The Story of a Jewish Partisan Brigade in the Forests of White Russia}* von Yehoshua Yaffe (1952, Kap. 1). Es wurde für den Autor von Charles Ronen aus dem Hebräischen übersetzt.

Die Schilderung der Ermordung von 52 Juden auf dem Marktplatz von Nowogródek geht auf mehrere Quellen zurück: *Surviving the Holocaust with Russian Jewish Partisans* von Jack Kagan und Dov Cohen (1998, S. 140), Rae Kushners Aussage vor dem USHMM und Zus Bielskis Bemerkungen in *Yehudai Yaar. No Greater Love*, von Rev. Aleksander Zienkiewicz, einem polnischen Priester, der die Kriegsjahre in Nowogródek verbracht hatte und ebenfalls das Massaker beschreibt (1968, S. 18).

Die Details der Massaker im Juli in Mir und Slonim stammen aus *Collaboration in the Holocaust* (S. 28f.), ebenso wie die Details über die Tötungen im November in Mir und Slonim (Mir S. 46-50, Slonim S. 50f.).

Die Details über das Massaker vom 5. Juli 1941 in Lida sind den deutschen Prozessakten im Kriegsverbrechensverfahren gegen Kurt Schulz-Isenbeck am 30. Juni 1970 entnommen, die vom Zentralbüro für die Ermittlung nationalsozialistischer Massenverbrechen in Nordrhein-Westfalen dokumentiert wurden (Dokument 45 Js 15/62, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen, Ludwigsburg).

Die Informationen über den Gebietskommissar von Nowogródek, Wilhelm Traub, stammen aus mehreren Quellen, auch aus Interviews mit den Überlebenden Murray Kasten (6. Februar und 9. Oktober 2001 in Hollywood, Florida), Sonya Oshman (mehrere Interviews in Hillside, New Jersey) und Boris Ragula, einem weissrussischen Dolmetscher von Traub (23. Juni 2002 in London, Kanada). Weitere Einzelheiten wurden Ragulas unveröffentlichten Erinnerungen *Reflections from My Past* entnommen, die Ragula dem Autor in einer Kopie zur Verfügung stellte. Die persönlichen Details über Traub stammen aus Dokumenten, die er im Juni 1940 für das «Rasse- und Siedlungshauptamt-SS» ausfüllte, die heute im Bundesarchiv in Berlin aufbewahrt werden.

Das Zitat aus den Richtlinien für Gebietskommissare wurde dem Urteil im Kriegsverbrecherprozess gegen Leopold Windisch und Rudolf-

Werner entnommen, das am 15. Dezember 1966 am Landgericht Mainz verkündet wurde (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, TR-10/646).

Das Massaker vom 8. Dezember 1941 in Nowogródek wurde dem Autor von den Überlebenden Raya (Kaplinski) Kalmanovitz, Jack Kagan, Sonya Oshman, Sulia Rubin (6. Dezember 2000 in Fort Lee, New Jersey) und anderen geschildert. Die Angabe «4‘500 Tote» ist einem Dokument entnommen, das am 20. März 1942 von drei prominenten Mitgliedern der jüdischen Gemeinde geschrieben und einem Nichtjuden zur Aufbewahrung übergeben wurde. Es befindet sich heute im Museum für Regionale Studien in Nowogródek. Ferner herangezogen wurde das Urteil vom 11. Januar 1966 im Kriegsverbrecherprozess gegen Johann Artmann, einem Oberleutnant der Wehrmacht (Dokument 202 AR-Z 94C/59, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen, Ludwigsburg). Teile daraus sind nachgedruckt in: *Surviving the Holocaust with Russian Jewish Partisans* von Jack Kagan und Dov Cohen (S. 142-147). Die Reaktion der nichtjüdischen Bevölkerung auf das Massaker und die Einrichtung des Ghettos sind ausführlich beschrieben in Sulia Rubins Buch *Against the Tide: The Story of an Unknown Partisan* (1980, S. 74).

3 DEZEMBER 1941 BIS JUNI 1942

Die Informationen über den Verlauf des russisch-deutschen Kriegs im Winter 1941 stammen aus: *Russia's War* von Richard Overy (1997, S. 114-118) und aus: *Penguin History of the Second World War* von Peter Calvocoressi, Guy Wint und John Pritchard (1972, S. 479-512). Die Vergasungen in Chelmnó werden geschildert in: *The Holocaust: A History of the Jews of Europe during the Second World War* von Martin Gilbert (1985, S. 239f.). Das Zitat von Karl Jäger und die Schilderung von Himmlers Anwesenheit bei den Tötungen von Minsk finden sich in: *Masters of Death: The SS-Einsatzgruppen and the Invention of the Holocaust* von Richard Rhodes (2002, S. 152 und 215). Das Zitat von French

L. MacLean steht in seinem Buch *The Field Men: The SS Officers Who Led the Einsatzkommandos – the Nazi Mobile Killing Units* (1999, S. 19f.).

Die Informationen über die jüdische Geschichte von Lida stammen in erster Linie aus Artikeln, die in *Sefer Lida* (Buch von Lida) erschienen, das von Alexander Manor, Yitzhak Ganuscovitz und Aba Lando herausgegeben wurde (1970, Former Residents of Lida in Israel and the Committee of Lida Jews in USA): «Jewish Business Before World War II», von Abraham Gelman, «Memories» von Yakov Ilitowitz und «The Lida Rabbi Aron Rabinowitz» von Henia Rabinowitz. Die Einzelheiten über die Nazi-Zivilverwaltung von Lida (unter der Leitung von Hermann Hanweg, Leopold Windisch und Rudolf Werner) sowie die Ereignisse vom 8. bis 12. Mai 1942 finden sich in der Urteilsbegründung gegen die Kriegsverbrecher Leopold Windisch und Rudolf Werner. Sie wurde am 15. Dezember 1966 am Landgericht Mainz verlesen (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, TR-10/646).

Der Partisan mit dem Decknamen Gromow wurde von Tamara Verschizkaja vom Museum für Regionale Studien in Nowogródek, Weissrussland, als Wladimir Ugrimow identifiziert. Mit Gromows Ruf befasst sich *Partizanim* (*Partisans: The Story of a Jewish Partisan Brigade in the Forests of White Russia*) von Yehosha Yaffe (1952, 1. Kap.). Verschizkaja zufolge wurde Ugrimow im Juni 1942 zusammen mit vielen seiner Männer getötet, was zur Auflösung seiner Abteilung führte.

Die Nazi-Besetzung von Lida und die Tötungen im Frühjahr wurden dem Autor von den Überlebenden Lilka Bielski, Charles Bedzow, Bella Goldfischer, Mike Stoll (12. Januar 2001 in Fort Lauderdale, Florida), Ann Monka (10. Januar 2001 in Fort Lauderdale, Florida), Fay Druck (27. Januar 2001 in Toronto, Kanada) und mehreren anderen geschildert. Eine weitere wichtige Quelle waren die in *Sefer Lida* gesammelten Schriften von Schmuël Amarant, darunter der Artikel «Dafilda – Vor dem Massaker», der die Ereignisse bis zum 8. Mai beschrieb. Die Artikel wurden für den Autor von David Godman aus dem Hebräischen übersetzt.

Das Plakat, das die Bemühungen der Nazis bei der Verfolgung der Juden auf dem Land darstellt, ist abgedruckt in: *Surviving the Holocaust with Russian Jewish Partisans* von Jack Kagan und Dov Cohen (1998, S. 156-158). Die Anfänge des Lebens im Wald wurden dem Autor von den Überlebenden Haya (Bielski) Dziencielski, Aron (Bielski) Bell, Lilka Bielski und Pinchas Boldo (3. Mai 2001 in Haifa, Israel) geschildert.

4 JUNI BIS OKTOBER 1942

Die persönlichen Informationen über Konstanty Koslowsky und seine Familie basieren auf den Interviews des Autors mit Konstantys Tochter Taisija Doroschkina (5. Juli 2001 in Grodno, Weissrussland), seiner Enkelin Swetlana Koslowsky (5. Juli 2001 in Grodno, Weissrussland) und seiner Nichte Irina Koslowsky (2. und 7. Juli 2001 in Makrez, Weissrussland). Swetlana Koslowsky überliess dem Autor einen Erinnerungsbericht an Konstantys Aktivitäten im Krieg, niedergeschrieben mit Hilfe ihres Vaters Wladimir Koslowsky, Konstantys Sohn. Ausführliche Informationen über das Verhältnis zwischen den Familien Koslowsky und Bielski finden sich in beiden Aussagen von Zus Bielski für das Yad Vashem-Archiv, in allen schriftlichen und mündlichen Aussagen von Tuvia sowie in den Interviews des Autors mit Aron (Bielski) Bell.

Das erste Treffen der Bielski-Brüder mit Konstanty Koslowsky und den Inhalt des Briefs, den Tuvia an Yehuda Bielski schrieb, schildern Tuvia Bielskis Erinnerungen *Yerushalayim in Vald (Jerusalem in Forest: Memoirs of the Stormy Days of the Partisan in the Forests of Western White Russia during World War II, S. 96)*. Der Autor hat den Brief zur Verdeutlichung leicht bearbeitet.

Informationen über die zweiten Tötungen von Nowogródek verdankt der Autor unter anderem den Überlebenden Lea (Berkowsky) Friedberg (mehrere Interviews in Flushing, New York), Jack Kagan, Sonya Oshman und Raya (Kaplinski) Kalmanovitz.

Die Informationen über den Ausbruch aus dem Ghetto von Yehuda Bielski und Pesach Friedberg wurden Yehuda Bielskis mündlicher Aussage in *Partizanim*, 1. Kap., und Pesach Friedbergs Interview für Yad Vashem (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/2774) entnommen.

Einzelheiten über die Ansichten von Zus und Asael Bielski, was die Erweiterung der jüdischen Gruppe angeht, erfuhr der Autor in Interviews mit den Augenzeugen Aron (Bielski) Bell und Pinchas Boldo. So erklärte Aron Bell: «Asael und Zus hätten niemals die alten Menschen und die Frauen aufgenommen. Sie hätten ihre Frauen und Freundinnen geduldet, aber um nichts auf der Welt all diese anderen Leute.» In seinem Interview für Yad Vashem von 1970 erwähnt Tuvia, dass seine Brüder gegen eine Vergrößerung der Gruppe gewesen seien (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/3607). «Sie konnten sich das auch nicht vorstellen», erklärte er. «Wie sollen wir mit so vielen Menschen im Wald überleben?» Die Einzelheiten des Organisationstreffens stammen aus Pesach Friedbergs Interview für Yad Vashem, Yehuda Bielskis Aussagen im 1. Kapitel von *Partizanim* und vor allem aus Tuvia Bielskis *Yerushalayim in Vald*, 25. Kapitel.

Die Informationen über die Fluchten aus dem Ghetto erhielt der Autor bei seinen Interviews mit den Überlebenden Lea (Berkowsky) Friedberg, Sonia (Boldo) Bielski, Michael Leibowitz (mehrere Interviews in Sunrise, Florida) und Ike Bernstein (mehrere telefonische Interviews mit ihm in seinem Haus in Winnipeg, Kanada). Raya (Kaplinski) Kalmanovitz' Flucht wird ausführlich dargestellt in ihrem Interview von 1970 mit Yitzhak Alperovitz (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/4055), für den Autor übersetzt von Judie Ostroff-Goldstein.

Die Gerüchte, dass Flüchtlinge für eine Aufnahme im Bielski-Lager bezahlen mussten, stehen in: *Defiance: The Bielski Partisans* von Nechama Tee (1993, S. 181f). Tee behauptet, dass einige Bielski-Kämpfer, die ins Ghetto eindringen, gegen Tuvias Wunsch Geld von Flüchtlingen ge-

fordert haben könnten. Sie merkt auch an, dass die überwiegende Mehrheit der Ankömmlinge im Bielski-Lager mittellos war.

Die persönlichen Informationen über Viktor Pantschenkow (der von Bielski-Überlebenden oft Pantschenkow genannt wird) stammen aus den Interviews des Autors mit Pantschenkows Witwe Nadeschda Pantschenkow (6. Juli 2001 in Lida, Weissrussland) und seiner Schwester Tatjana Pantschenkow (30. Juni 2001 in Nowogródek, Weissrussland). Die Witwe überliess dem Autor mehrere Schriftstücke ihres Mannes, unter anderem seinen Artikel «Oktober-Abteilung» aus dem Buch *Vorinemanskich lesach (In den Wäldern an der Memel. Erinnerungen an die Partisanen und den Untergrund, 1975)*, sowie seine undatierten Erinnerungen (ohne Titel) an seine Zeit als Partisan.

Das Dokument, in dem die Partisanenführung auf die Doppelmoral im Zusammenhang mit jüdischen Partisanen verweist, befindet sich im Yad-Vashem-Archiv in Jerusalem (Akte MO.41/250).

Die gemeinsamen Aktionen der Bielski- und Pantschenkow-Einheiten sind ausführlich dargestellt in Tuvias Schriften und in Pantschenkows Artikel *Vprinemanskich lesach*. Informationen lieferten auch die Interviews mit den Überlebenden Michael Leibowitz und Pinchas Boldo.

Alter Tiktins Versuch, Rosch ha-Schana zu feiern, schildert der Artikel «Rosch ha-Schana in den Wäldern» von Israel Yankelewitsch, aus: *Luhtsch ve-Delatitsch: Sefer Zikaron* (Lubtsch und Delatitsch. Zum Gedenken an die jüdische Gemeinde), hrsg. von K. Hilel (1971), für den Autor übersetzt von David Goldman.

Das Zitat von Tuvia, das das Kapitel beschliesst, stammt aus seinen Erinnerungen *Yerushalayim in Vald*, 31. Kapitel.

5 OKTOBER 1942 BIS FEBRUAR 1943

Das Zitat von Martin Gilbert stammt aus: *The Holocaust: A History of the Jews of Europe During the Second World War* (1985, S. 389). Gilbert

nennt auch die Zahl der Toten im Todeslager Belzec (a.a.O., S. 417). Die Details über die Schlacht von Stalingrad stammen in erster Linie aus Richard Overys Buch *Russias War* (1997, 6. Kapitel). Die Informationen über den Krieg im Pazifik sind der *Penguin History of the Second World War* von Peter Calvocoressi, Guy Wint und John Pritchard entnommen (1972, S. 1030-1072).

Die persönlichen Angaben zu Layzer Malbin stammen aus einem Interview mit Yitzhak Alperovitz (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/3549), für den Autor übersetzt von Judie Ostroff-Goldstein, und seiner mündlichen Aussage, die in *Publication of the Museum of the Combatants and Partisans* (Bd. 9, Dezember 1989) abgedruckt ist.

Ausführlich wird der Status der Frauen im Bielski-Lager dargestellt in: *Defiance: The Bielski Partisans* von Nechama Tee (a. a.O., 12. Kap.).

Die Details über den Bau einer Erdhütte – auf Russisch «Semljanka» genannt – verdankt der Autor dem Überlebenden Meyer Bronicki (Interview vom 15. Januar 2001 in Marco Island, Florida, und mehreren Telefoninterviews mit ihm in seinem Haus in Indianapolis, Indiana). Er war einer der am Bau der Erdhöhlen beteiligten Arbeiter.

Die Informationen über den Angriff der Deutschen auf den Lipitschanska-Pwsc/w stammen aus: *Jewish Resistance in Nazi-Occupied Eastern Europe* von Reuben Ainsztein (a.a.O., S. 321-325). Zusätzliche Informationen über Partisanen aus dem Ghetto Djatlowo (auch Zhetel genannt) lieferte Jack Kagan. Er besorgte dem Autor eine Übersetzung des Artikels «Die Partisanen von Zhetel» von Avram Alpert, Lipa Glickman, Avrom Magid und Yichiel Yoselevitz aus dem *Buch von Zhetel* (1957).

Die Details über die Chanukka-Feier und die Gesänge am Lagerfeuer stammen aus: *Partizanim* (a.a.O., 3. Kap.).

Die Konfrontation mit den Lubtschansky-Brüdern wird ausführlich dargestellt von Tuvia Bielski in: *Yehudai Yaar* (a.a.O., 10. Kap.) wie in *Yerushalayim in Vald* (a.a.O., 38., 39. Kap.). Zus Bielski ging ebenfalls

darauf ein in seinen Interviews für Yad Vashem. Auch Sonia (Boldo) Bielski erinnerte sich an den Vorfall.

Die Informationen über den Angriff vom 5. Januar 1943 basieren auf Interviews mit Sonia (Boldo) Bielski, Haya (Bielski) Dziencielski, Ike Bernstein (dessen Bruder dabei getötet wurde) und einem weissrussischen Bewohner des Weilers, Iwan Koreniuk (2. Juli 2001, in Tschrapinjewo, Weissrussland).

Details über die Entdeckung der Kessler-Gruppe und die Tötung der weissrussischen Spitzel lieferten Interviews mit den Augenzeugen Michael Leibowitz, Isak (Nowogrudsky) Nowog (26. August 2001 in Los Angeles, Kalifornien) und Israel Kesslers Witwe Rachel (Reiff) Zyskind (Telefoninterview vom 26. Juli 2001 mit ihr in ihrem Haus in Israel; Daphne Algom war als Dolmetscherin tätig). Nowog schildert den Vorfall ausführlich auch in seinen unveröffentlichten Erinnerungen *Experiences of a Jewish Partisan: My Journal 1941-1945*, von denen er dem Autor eine Abschrift überliess. Pesach Friedberg und Zus Bielski äusseren sich darüber detailliert in ihren Interviews für Yad Vashem. Tuvia Bielski schildert seine Erlebnisse in all seinen Schriften und Interviews.

Die persönlichen Informationen über Fjodor Sinitschkin stammen aus: *Navjetschno v sjerdze narodnom {Für immer im Herzen des Volkes}*, 1984, S. 474). Dieses Buch enthält auch biographische Informationen über die «Helden der Sowjetunion».

Stalins Zitat, alle «ehrbaren Bürger und Bürgerinnen» in den Kampf gegen die Deutschen einzubeziehen, stammt aus dem Artikel «The Soviet Partisan Movement and the Holocaust» von Kenneth Slepyan in der Zeitschrift *Holocaust and Genocide Studies*, Bd. 14, Nr. 1, Frühjahr 2000, S. 11.

6 FEBRUAR BIS APRIL 1943

Das deutsche Flugblatt, das eine Belohnung für die Gefangennahme von Tuvia Bielski aussetzte, wird in Eliahu Dameseks Artikel «Die deutsche

Besatzung» in *Sefer Lida* (*Buch von Lidd*) erwähnt (a.a.O., S. VIII). Details über die Ghettoanführer Altman und Alperstein finden sich in Schmuël Amarants Artikel «Unser Leben im Ghetto» in: *Sefer Lida* (a.a.O., S. 288). Die Fluchtversuche sind dargestellt in: *The Jews of Belorussia during World War II* von Shalom Cholawsky (1998, S. 120f, 129f).

Details über die Familie Bobrowsky stammen aus Interviews mit den Überlebenden Jack Kagan und Sulia Rubin sowie einer Stieftochter eines der Bobrowsky-Kinder, Anja Woronowitsch (4. Juli 2001 in Nowogrodek, Weissrussland). Die Informationen über den Tod von Iwan Koslowsky sind Interviews mit seiner Nichte Irina Koslowsky entnommen.

Himmlers Zitat über den Bedarf an mehr Zügen für die Deportation von Juden ist *The Holocaust* von Martin Gilbert entnommen (a.a.O., S. 526). Der Hinweis, dass 80 Prozent der Holocaust-Opfer in den frühen Monaten von 1943 getötet worden seien, steht in: *Ordinary Men: Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland* von Christopher Browning (1992, S. XV).

Die Hinrichtungen von Vatyá Kushel und Aloysha Stischok sind in Tuvia Bielskis Erinnerungen *Yerushalayim in Vald* (a.a.O., 33. Kap.) ausführlich dargestellt. Sie wurden dem Autor auch von den Augenzeugen Aron (Bielski) Bell und Haya (Bielski) Dziencielski berichtet.

Mehrere Überlebende der Bielski-Gruppe haben den Angriff vom 15. Februar 1943 geschildert, nämlich Sulia Rubin, Ike Bernstein und Raya (Kaplinski) Kalmanovitz. Ausführlich wird er auch in *Partizanim* (a.a.O., 3. Kap.) sowie in allen Schriften und Aussagen von Tuvia Bielski beschrieben. Die Verwundungen von Schmuël Oppenheim wurden dem Autor von Miriam Stepel, Oppenheims Tochter, geschildert (Telefoninterview vom 20. Mai 2001). Das Tier, dessen Blutspur sich im Schnee befand, wird von den Überlebenden unterschiedlich als Schwein, Kuh, Ochse oder Huhn ausgegeben.

Stalins Ansichten über Partisanen werden in mehreren Quellen dargestellt, auch in Richard Overys Buch *Russia's War* (a.a.O., S. 142-150).

Der Konflikt mit den Komsomolzen wird in Tuvia Bielskis *Yehudai Yaar* (a.a.O., 10. Kap.) ebenso ausführlich erläutert wie in seinem Interview für Yad Vashem (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/3607).

Die Lebensgeschichte von Solomon Wolkowyski wurde in einem Interview mit seiner Schwester, Genia Pinski, rekonstruiert (30. Juni 2002, New York).

Einzelheiten des von den Belous-Brüdern begangenen Massakers von Dobreja Pole wurden in mehreren Interviews mit ehemaligen nichtjüdischen Bewohnern des Weilers ermittelt. Der Autor sprach mit Anna und Wladimir Oleschke witsch, Jewgeni und Iwan Schulak sowie Wladimir Karawajski, die zur Zeit des Vorfalls alle in Dobreja Pole gelebt haben und mittlerweile in Nachbardörfern wohnen.

Die Errichtung des Lagers im Stara-Huta-Wald wird in mehreren Quellen erklärt, auch in *Partizanim* (a.a.O., 5. Kap.). Eliahu Dameseks Flucht aus dem Ghetto in den Wald wird in seinem Artikel «Die deutsche Besetzung» in *Sefer Lida* beschrieben (a.a.O., S. VIII). Der Vergeltungsangriff auf Dobreja Pole wurde dem Autor von den nichtjüdischen Bewohnern des Weilers geschildert, ebenso von Michael Leibowitz und Isak Nowog. Er wird auch in jedem Interview und in allen Erinnerungen von **Tuvia und Zus Bielski erwähnt**.

7 MAI BIS JULI 1943

Details über das Ghetto von Lida erfuhr der Autor in Interviews mit den Überlebenden Willy Moll (3. Dezember 2000 in Toronto, Kanada), Charles Bedzow, Fay Druck und anderen. Informationen lieferten auch die unveröffentlichten Erinnerungen von Liza Ettinger, *From the Lida Ghetto to the Bielski Partisans*, die im Archiv des USHMM aufbewahrt werden (RG-02.133, 1984). Das Zitat von Hermann Hanweg stammt aus *The Jews of Belorussia during World War II* von Shalom Cholawsky (a.a.O., S. 129).

Die Einzelheiten der Tötungen vom 7. Mai 1943 in Nowogródek ent-

stammen mehreren Quellen, beispielsweise den Interviews mit den Überlebenden Jack Kagan und Sonya Oshman. Weitere Informationen wurden der anonymen Aussage eines Überlebenden des Ghettos von Nowogródek entnommen, die 1945 in einem Vertriebslager in Deutschland abgegeben wurde und in *Jewish Responses to Nazi Persecution* von Isaiah Trunk enthalten ist (1979, S. 252f). Hilfreich waren auch Zeugenaussagen im Kriegsverbrecherprozess von 1964 gegen den Leutnant der Wehrmacht Johann Artmann (Dokument 202 AR-Z 94C/59, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg), übersetzt für den Autor von Rita Falbel.

Die disziplinarischen Massnahmen von Viktor Pantschenkow wurden dem Autor von drei Partisanen geschildert, die in seiner Abteilung gedient haben: Nikolai Kostriminow (30. Juni 2001 in Nowogródek, Weissrussland), Valentina Nerownaja (26. Juni 2001 in Nowogródek, Weissrussland) und Sergej Schigalo (2. Juli 2001 in Buzkewitsch, Weissrussland). Zu Tuvias disziplinarischem Stil äusserten sich mehrere Interviewpartner, etwa der Überlebende Peretz Shorshaty (15. Mai 2001 in Eilat, Israel).

Die Bestrafung von Partisanen beschreibt: *Soviet Partisans in World War II*, hrsg. v. John A. Armstrong (1964, S. 191-194).

Die Ansprache, die Tuvia vor der Übersiedlung aus dem Stara-Huta-Wald hielt, wurde dem Autor von der Überlebenden Leah Kotier geschildert (14. November 2000 in New York). Überlebende der Bielski-Gruppe nennen Stara-Huta zuweilen auch Huta-Sklana, wie der Wald auf Polnisch heisst.

Der Angriff auf den Jasinowo-Wald wurde dem Autor von mehreren Zeugen geschildert, so zum Beispiel von Michael Leibowitz und seiner Frau Naomi. Die umfassendste Darstellung findet sich in: *Yehudai Yaar* (a.a.O., 12. Kap.). Überlebende der Bielski-Gruppe nennen Jasinowo zuweilen auch Zurawelnik. Beide Wälder liegen dicht beieinander.

Die persönlichen Informationen über General Platon sind dem Buch *Navjetschno vsjerdze narodnom* entnommen (a.a.O., S. 568).

Ausmass und Geltungsbereich seines Kommandos werden ausführlich in Viktor Pantschenkows unveröffentlichten Erinnerungen (a.a.O., S. 19) geschildert sowie in einem Artikel von Jefim Gapajew (Sokolow) dargestellt (in: *V prinemasich lesach*, a.a.O., S. 63-73).

Der Autor sprach mit Russen, die mit General Platon zusammengearbeitet haben, u.a. mit einem guten Freund, Gregori Schewela (21. Juni 2001 in Minsk, Weissrussland). Von ihm stammt die Information über Platons Verbannung in den Osten der Sowjetunion 1937.

8 JULI BIS SEPTEMBER 1943

Die Informationen über Oskar Dirlewanger stammen aus: *The Cruel Hunters: SS Sonderkommando Dirlewanger, Hitler's Most Notorious Anti-Partis an Unit* von French L. MacLean (1998). Die deutschen Befehle für die Operation Hermann sind zugänglich im Bundesarchiv in Berlin (Dokumentengruppe R70 SU/14).

Der Angriff auf die Einheit im Nalibocka-Puscha und die anschließende Flucht nach Krasnaja Gorka wurden dem Autor von mehreren Überlebenden geschildert: Murray Kasten, Lilka Bielski, Sonia Bielski, Meyer Bronicki, Isak Nowog, Leah Johnson (10. Januar 2001 in Hallandale, Florida) und Frieda Feit (28. November 2000 in New York). Zusätzliche Informationen stammen aus: *Yehudai Yaar* (a.a.O., 13. Kap.) sowie aus Tuvia Bielskis Interview für Yad Vashem.

Die Aktionen von Kesslers Einheit wurden von Isak Nowog, einem Mitglied, ausführlich geschildert, und zwar in Interviews mit dem Autor sowie in seinen unveröffentlichten Erinnerungen. Hilfreich waren auch das Interview des Autors mit der Überlebenden Rachel Rieff, Israel Kesslers Witwe, und die Aussage des Überlebenden Abraham Weiner in: *Yehudai Yaar* (a.a.O., 16. Kap.).

Im Anschluss an die Aufteilung der Bielski-Gruppe in Zus Bielskis Ordschonikidse-Abteilung und Tuvia Bielskis Kalinin-Abteilung muss-

ten beide Einheiten der Partisanenführung ausführliche Berichte über all ihre Aktivitäten zukommen lassen. Der Autor hat auf diese Berichte zurückgegriffen, um die Grösse der Gruppen, ihre Kampftätigkeiten und ihre Bewegungen zu ermitteln. Die Akten sind im Archiv des weissrussischen Stabs der Partisanenbewegung am Nationalarchiv der Republik Weissrussland zugänglich. Einige Dokumente wurden auch vom Yad Vashem-Archiv in Jerusalem zur Verfügung gestellt.

Die Einsatzberichte, Aufzeichnungen und Aufklärungstagebücher von Zus Bielskis Ordschonikidse-Abteilung sind in den Minsker Archiven zugänglich (Fundus 3618; Opus 1; Akten 23, 28, 30, 90 und 91). Zus Bielskis Personalakte liegt ebenfalls in Minsk vor (Fundus 3500; Opus 1; Akte 20).

Auch die Aufzeichnungen über Tuvia Bielskis Kalinin-Abteilung befinden sich im Minsker Archiv. Sie enthalten die umfassende Geschichte der Abteilung, die am 15. September 1944 von Tuvia Bielski der Partisanenführung übergeben wurde (Fundus 3500; Opus 4; Akte 272), eine detaillierte Liste aller Mitglieder der Abteilung (Fundus 3617; Opus 1; Akte 20), Einsatzberichte (Fundus 3623; Opus 6; Akte 6) und Personalakten (Fundus 3500; Opus 7; Akte 300). Jedes der vorstehenden Dokumente ist auch im Yad Vashem-Archiv zugänglich (die Akten MO.41/120; MO.41/200; MO.41/156 und MO.41/225). Weitere Bielski-Akten über militärische Aktivitäten liegen im Minsker Archiv vor (Fundus 3500; Opus 4; Akte 60 und Fundus 3500; Opus 4; Akte 251).

Die Übersetzungen für den Autor wurden von David Goldman sowie Tamara und Olga Verschizkaja angefertigt.

Der Tod von Kaplan wird in *Yehudai Yaar* (a.a.O., 14. Kap.) und in *Partizanim* (a.a.O., 6. Kap.) ausführlich dargestellt. Ausserdem wurde er dem Autor von Sonia (Boldo) Bielski geschildert.

9 SEPTEMBER 1943

Bei der Darstellung des Warschauer Ghetto-Aufstands stützt sich der Autor auf *The Destruction of the European Jews* (a.a.O., S. 500-515).

Die Geschichte von Layzer Stolicki, der Juden zur Flucht aus dem Ghetto von Lida verhalf, steht in: *Judenrat: The Jewish Councils in Eastern Europe Under Nazi Occupation* von Isaiah Trunk (1972, S. 523).

Das Dokument, in dem ein Nazi-Funktionär erklärt, dass «über 2'000» Juden im Ghetto von Lida verblieben sind, ist zugänglich im Bundesarchiv, Berlin (Dokument R70 SU/14, S. 77).

Die Fluchtaktionen aus dem Ghetto von Lida wurden in den Interviews mit den Flüchtlingen Willy Moll, Mike Stoll und Bella Goldfischer ausführlich geschildert. Liza Ettingers Aussage steht in ihren unveröffentlichten Erinnerungen, *From the Lida Ghetto to the Bielski Partisans*, die im Archiv des USHMM aufbewahrt werden (RG-02.133,1984).

Der Ausbruch aus Nowogródek durch den Tunnel wurde dem Autor von den Flüchtlingen Jack Kagan, Sonya Oshman und Aaron Oshman beschrieben. Kagan stellt das Erlebnis in *Surviving the Holocaust with Russian Jewish Partisans* (a.a.O., S. 172-183) ebenfalls ausführlich dar. Rae Kushner spricht davon in ihrem Interview mit dem Kean College of New Jersey Holocaust Resource Center, das im Archiv des USHMM in Washington D.C. (RG-50.002*0015) vorliegt. Viele wertvolle Informationen enthält das Interview des Überlebenden Eliahu Berkowitz mit Yitzhak Alperovitz (Yad-Vashem-Archiv, Jerusalem, 03/2774), ebenso wie die anonyme Aussage, die ein Überlebender des Ghettos von Nowogródek 1945 in einem Vertriebenenlager in Deutschland machte und die in *Jewish Responses to Nazi Persecution* von Isaiah Trunk abgedruckt ist (a.a.O., S. 252f).

Die Ansichten von Wilhelm Traub, was die Möglichkeit eines Ghetto-Ausbruchs betrifft, gibt ein Dokument im Bundesarchiv Berlin wieder (Dokument R70 SU/14, S. 76-78).

Die Aktionen gegen die polnischen Nonnen und die polnische Bevölkerung sind beschrieben in: *No Greater Love* (a.a.O., S. 23-36). Die elf Nonnen, schreibt Pater Zienkiewicz, beteten darum, an Stelle polnischer

Bürger von den Nazis als Geiseln genommen zu werden. «Ach, Herr, wenn Leben geopfert werden müssen, dann nimm dieses Opfer von uns an, die wir frei von familiären Verpflichtungen sind, und verschone die, die sich um Frau und Kinder kümmern müssen», berichtete eine der Schwestern dem Priester. «Wir beten sogar darum.» 1991 leitete die katholische Kirche die Heiligsprechung der Frauen ein. Am 5. März 2000 sprach Papst Johannes Paul II. die elf Frauen als ersten Schritt in diesem Verfahren bei einer Feier in Rom selig.

10 OKTOBER 1943 BIS JANUAR 1944

Das *Puscha-Lager* wird in Schmuël Amarants Artikel «The Tuvia Bielski Partisan Company» beschrieben, der in *Pinkas Navaredok* enthalten ist (a.a.O., S. 333) und für den Autor von Charles Ronen aus dem Hebräischen übersetzt wurde. Hilfreich waren auch *Partizanim* (a.a.O., 8. Kap.) und *Yehudai Yaar* (a.a.O., 19. und 20. Kap.) sowie Interviews mit den Überlebenden Carmela Shamir (13. Mai 2001 in Tel Aviv, Israel), Sol Lapidus (16. Januar 2001 in Fort Lauderdale, Florida), Moshe und Pesia Beirach (13. Mai 2001 in Tel Aviv, Israel), Gregori Chasid (10. Juli 2001, Telefongespräch mit Chasid in Grodno, Weissrussland) und Isak Pitluk (18. Mai 2001 in Netanya, Israel).

Einzelheiten über das Leben in der Ordschonikidse-Abteilung stehen in: *Yehudai Yaar* (a.a.O., 17. Kap.) und in beiden Aussagen von Zus Bielski für Yad Vashem. Auch Murray Kasten, ein Ordschonikidse-Kämpfer, lieferte wertvolle Informationen. Der Autor stützt sich ferner auf die in den Anmerkungen zum 8. Kapitel erwähnten ausführlichen Einsatzberichte.

Die Information, dass die Desertion eines Partisanen zu Vergeltungsmassnahmen gegen die Familie des abwesenden Soldaten führten, findet sich in *Soviet Partisans in World War II* (a.a.O., S. 193).

Der Umgang von Tuvia Bielski mit der sowjetischen Partisanenführung wird ausführlich im 20. und 21. Kapitel von *Yehudai Yaar geschil-*

dert. Belege für viele seiner Handlungen enthalten auch die in den Anmerkungen zum 8. Kapitel erwähnten sowjetischen Dokumente. Platons Ansichten, was die Nützlichkeit des Bielski-Stützpunkts als «Quartiermeisterkorps» angeht, werden in *The Minsk Ghetto: Soviet-Jewish Partisans Against the Nazis* von Hersh Smolar geschildert, einem jüdischen Partisan, der eng mit General Platon zusammengearbeitet hat (1989, S. 129).

Das von Platon am 3. Januar 1944 unterzeichnete Dokument befindet sich im Minsker Archiv (Fundus 3500; Opus 1; Akte 244) sowie im Yad-Vashem-Archiv in Jerusalem (Dokument MO.41/126).

Der Angriff der Deutschen auf das Dorf Wassile witsch wurde dem Autor von verschiedener Seite geschildert, unter anderem von zwei Partisanen aus Viktor Pantschenkows Abteilung, Sergej Schigalo und Nikolai Kostrimow. Viktor Pantschenkow schreibt über den Angriff in seinem Artikel «Die Oktober-Abteilung» in *V prinemanskich lesach*. Ebenfalls sehr hilfreich war der beim Partisanenkommando zu den Akten genommene Einsatzbericht, zumal er den deutschen Offizier Kurt Fiedler, dessen Jacke Zus konfiszierte, namentlich erwähnt. Er befindet sich im Minsker Archiv (Fundus 3618; Opus 1; Akte 30, S. 100). Zus erwähnt den Vorfall in *Yehudai Yaar* (a.a.O., 17. Kap.).

Das Zitat von General Bor-Komorowski stammt aus *The Holocaust in Historical Perspective* von Yehuda Bauer (1978, S. 58). Der Bericht über die in Nowogródek dienenden Weispolen befindet sich in: *The Unseen and Silent: Adventures from the Underground Movement Narrated by Paratroops of the Polish Home Army*, aus dem Polnischen von George Iranek-Osmecki (1954, S. 141-157). Das deutsche Dokument, das «unser Paktieren mit polnischen Partisanen» erwähnt, ist im Räumungsbericht des Generalkommissariats Minsk vom 18. Juli und 3. August 1944 enthalten. Er liegt im Bundesarchiv Berlin vor (Dokument R93 13, S. 146).

Die Anwesenheit von Kosaken im Gebiet von Nowogródek wird dargestellt in: *Cossacks in the German Army 1941-1945* von Samuel J.

Newland (1991, S. 127-137). Die Informationen über Boris Ragula stammen aus einem Interview mit ihm sowie aus seinen unveröffentlichten Erinnerungen *Reflections from My Past*, die er dem Autor zur Verfügung stellte.

Viktor Pantschenkows Brief an den Gebietskommissar von Nowogródek befindet sich bei den Akten im Museum für Regionale Studien in Nowogródek, Weissrussland. Die Übersetzung für den Autor stammt von David Goldman.

11 JANUAR BIS JULI 1944

Das Zitat von Isaac Mendelson stammt aus einem auf Video aufgenommenen Interview von Dr. Lester Eckman und Dr. Monty Noam Penkower vom Touro College. Das Band wurde dem Autor von Dr. Eckman überlassen.

Die Hinrichtung von Kessler wurde dem Autor von mehreren Überlebenden geschildert: von Lilka Bielski, Haya (Bielski) Dziencielski, Beryl Chafetz (30. Oktober 2000 in Brighton, Massachusetts), Chaim Basist (9. Mai 2001 in Tel Aviv, Israel), Meyer Bronicki, Jack Kagan und Kesslers Witwe Rachel (Rieff) Zyskind. Die Aussagen der Kessler-Anhänger stehen in: *Sefer Hapartizanim Hayehudim (Das Buch der jüdischen Partisanen, 1958, S. 457-460)* und wurden für den Autor von Rana Samuels aus dem Hebräischen übersetzt. Die Stimmung in Kesslers Lager vor und nach seinem Tod wurde unter anderem von Isak und Genia Nowog beschrieben.

Die Misshandlung von Konstanty Koslowskys Sohn wurde dem Autor von den Zeuginnen Irina Koslowsky und Taisija Doroschkina geschildert.

Das Partisanendokument, in dem Tuvia die Grösse der Gruppe mit 941 Mitgliedern angibt, liegt im Minsker Archiv (Fundus 3500; Opus 4; Akte 241/2) sowie im Yad-Vashem-Archiv in Jerusalem (MO.41/124). Die Maifeier im *Puscha* wird ausführlich vom Augenzeugen Schmueel Amarant in «The Tuvia Bielski Partisan Company» geschildert (in: *Pinkas Navaredok, a.a.O.*).

Die Idee, Iwan Schematowitsch zum Bielski-Stützpunkt zu schicken, weil sich die Sowjets Sorgen wegen des Problems mit Kessler machten, wird erwähnt in: *The Minsk Ghetto* (a.a.O., S. 129).

Die Ansprache des Partisanenkommandeurs zur Vorbereitung auf den Rückzug der Nazis wurde von Isak Nowog in Interviews mit dem Autor und in seinen unveröffentlichten Erinnerungen ausführlich wiedergegeben.

Die Tötung der gefangenen Deutschen im Bielski-Lager wurde dem Autor von mehreren Augenzeugen geschildert: Genia Pinski, Leah Johnson (10. Januar 2001 in Hallandale, Florida), Frieda Feit, Willy Moll und Meyer Bronicki. Tuvia Bielskis letzte Ansprache wurde von Isak Nowog in seinen unveröffentlichten Erinnerungen zitiert.

Tuvia Bielskis Aussage, was die Tötung am letzten Tag im Wald angeht – «Ich erschoss ihn, ohne zu zögern» –, steht in: *Yehudai Yaar* (Juden im Wald): *The Recollections of Tuvia and Zusya Bielsky, Sonia and Lilka Bielski and Abraham Weiner as Recorded by Y. Ben-Dor* (1946, Am Oved, Kap. 21). Für den Autor aus dem Hebräischen übersetzt von Charles Ronen. Das Zitat von Schmuël Amarant stammt aus seinem Artikel «The Tuvia Bielski Partisan Company» in: *Pinkas Navaredok*.

Die letzte Angabe der Zahl der Überlebenden von Tuvias Kalinin-Abteilung und von Zus' Ordschonikidse-Abteilung findet sich in sowjetischen Dokumenten im Minsker Archiv (Fundus 3500; Opus 4; Akte 241/2, S. 287f.) und im Yad-Vashem-Archiv in Jerusalem (MO.41/124, S. 28f).

Die Einzelheiten über das Leben von Lola (Dziencielski) Kline erfuhr der Autor bei einem Interview mit Ms. Kline (6. August 2001 in Freehold, New Jersey).

12 NACH ISRAEL UND AMERIKA

Die Geschichte der Ordschonikidse-Abteilung findet sich im Minsker Archiv (Fundus 3618; Opus 1; Akte 23). Zus' Personalakte liegt eben-

falls dort (Fundus 3500; Opus 8; Akte 20). Die Geschichte der Kalinin-Abteilung (Tuvias Puscha-Gruppe) befindet sich in Minsk (Fundus 3500; Opus 4; Akte 272) sowie im Yad-Vashem-Archiv (M0.41/120).

Die Zahl von 50 Toten während der Zeit in den Wäldern wird erwähnt in: *Defiance: The Bielski Partisans* von Nechama Tee (a. a.O.,S. 207f.).

Das Leben der russischen Partisanenführer Tschernyschew und Sinitschkin nach dem Krieg wird in dem Buch *Navjetschno v sjerdze narodnom* beschrieben. Das Leben von Gapajew, Wassiljew und Pantschenkow nach dem Krieg wurde dem Autor von Viktor Pantschenkows Witwe Nadeschda geschildert.

Das Todesdatum von Wilhelm Traub erfuhr der Autor von Dr. Stefan Klemp, der ein Privatarchiv unterhält, das mit dem Simon-Wiesenthal-Zentrum in Jerusalem in Verbindung steht.

Zus Bielskis Interview vom 11. Juli 1994 liegt im USHMM-Archiv vor (RG-50.030*0024).

EPILOG

Ein Videoband des Dinners zu Ehren von Tuvia Bielski im New Yorker Hilton wurde dem Autor von Murray Kushner zur Verfügung gestellt.

DANK

VIELE MENSCHEN IN ALLER WELT waren so freundlich, mich bei meiner Arbeit an diesem Buch zu unterstützen.

Die Witwen von Tuvia, Asael und Zus Bielski – Lilka, Haya und Sonia – haben mir sehr grosszügig ihre Zeit geopfert und stundenlang meine Fragen beantwortet. Ausserdem halfen sie mir dabei, Interviewtermine mit anderen Überlebenden zu vereinbaren und Dokumente und Fotos ausfindig zu machen, die mit den Kriegserlebnissen ihrer Männer im Zusammenhang stehen. Es war mir eine grosse Ehre, sie so gut kennen zu lernen, dass sie mir ihre Geschichte anvertrauten. Leider ist Lilka Bielski September 2001 gestorben und hat das Erscheinen dieses Buches nicht mehr erlebt.

Aron (Bielski) Bell, das einzige noch lebende Kind von David und Beyle Bielski, war unglaublich geduldig und hilfreich. Er war stets bereit, über alle Einzelheiten seiner Jahre im Wald zu sprechen, sogar über die schwerste Zeit seines Lebens, die Ereignisse also, die zum Tod seiner Eltern führten. Dieses Buch hat dank seiner Unterstützung erheblich gewonnen.

Die Familie Bielski – einschliesslich der Söhne und Töchter von Tuvia, Zus, Asael, Aron und Taibe – stand mir stets mit Rat und Tat zur Seite. Besonders hervorheben möchte ich hier die Unterstützung von Assi Weinstein aus Tel Aviv in Israel, die Tochter von Haya und Asael; sie hat Hunderte von Fragen übersetzt, die ich per E-Mail an ihre Mutter

schickte. Ausserdem danke ich Michael Bielski aus Bonita Springs in Florida, dem ältesten Sohn von Lilka und Tuvia, der mir sein privates Archiv öffnete und mir Einblick in das Leben seiner Eltern gewährte. Auch Zvi Bielski, ein Sohn von Zus, und Robert Bielski, Tuvias jüngerer Sohn, waren mir eine grosse Hilfe.

Ewigen Dank schulde ich den Überlebenden des Holocaust, die mir von ihren Erinnerungen erzählten: Carmela Shamir, Moshe und Pesia Beirach, Pinchas Boldo, Luba Segal, Estelle (Bielski) Hershtal, Frieda Feit, Lea Friedberg, Willy Moll, Ike Bernstein, Beryl Chafetz, Meyer Bronicki, Gitel Morrison, Sol und Ruth Lapidus, Mike Stoll, Lola Kline, Sulia Rubin, Ignats Feldon, Ela Zamoschik, Gregori Chasid, Chaim Baisist, Raya Kalmanovitz, Peretz Shorshaty, Isak Pitluk, Rachel Zyskind, Rivka Bernstein, Tamara Katz, Miriam Stepel, Genia Pinski, Tamar Amarant, Isak und Genia Nowog, Murray Kasten, Harry Finkelstein, Fay Druck, Rae Kushner, Charles Bedzow, Leah Johnson, Leah Kotier, Bella Goldfischer, Jack Kagan, Ann Monka, Sonya und Aaron Oshman, Michael und Naomi Leibowitz, Yehuda Levin, Esia Shor, Judi Ginsberg, Alexander Garelick, Arkady Teif, Lev Kravets, Sofia Zaleskaya, Michael Treyster, Pavel Rubinchik und Lubov Abramovich.

Jack Kagan, ein Überlebender des Ghettos von Nowogródek und des *Puscha-Lagers* der Bielskis, stellte mir eine wahre Fundgrube von Dokumenten und schriftlichen Aussagen zur Verfügung, die er während der Arbeit an seinem Buch über den Krieg zusammengetragen hatte. Selbst unermüdlich mit Recherchen beschäftigt, beantwortete er stets bereitwillig meine Fragen und machte konstruktive Vorschläge. Seine Hilfe war ein Gottesgeschenk.

Tamara Verschizkaja vom Museum für Regionale Studien in Nowogródek war mir während meiner Reisen in Weissrussland eine unschätzbare Hilfe. Ohne ihre Dienste als Dolmetscherin, Fremdenführerin und bei der Recherche hätte die Qualität meiner Arbeit in Weissrussland erheblich gelitten. Ihre Tochter Olga, die ebenfalls als Dolmetscherin für

mich tätig war, hat mir ebenso sehr geholfen wie Jekaterina Netschai, Nikolai Putschilo und Alexander Zaruk.

Wertvolle Unterstützung bekam ich von den Dolmetscherinnen Hilah Ronen, Daphne Algom und Assi Weinstein bei meinen Interviews mit Überlebenden in Israel.

Charles Ronen, David Goldman, Irene Newhouse, Judie Ostroff-Goldstein, James Loeffler, Tina Lunson, Rita Falbel und Rana Samuels haben mit ihren Übersetzungen von Schriftstücken aus dem Jiddischen, Hebräischen, Deutschen und Russischen ins Englische ausgezeichnete Arbeit geleistet.

Barbara Serfozo entdeckte viele nützliche Dokumente über die Nazizeit in deutschen Archiven. Jill Berry fertigte mit Bravour Abschriften von Interviews an, Seth Kaufman leistete wichtige Computerarbeit, und Jeffrey Cuyubamba trug Entscheidendes zur Gestaltung der Fotos und Karten bei.

Dr. Lester Eckman vom Touro College, ein langjähriger Freund von Tuvia und Zus Bielski und Autor bedeutender Werke über den jüdischen Widerstand, war während des gesamten Projekts ein unentbehrlicher Helfer und Berater. Seit Jahrzehnten erzählt er in seinen Seminaren über den Holocaust die Geschichte der Bielski-Partisanen. Sein unermüdliches Wirken im Gedenken an die Brüder hat mich inspiriert.

Weitere wissenschaftliche Unterstützung erhielt ich von Leonid Smilovitsky vom Diaspora Institute of Research an der Universität Tel Aviv, von Martin Dean am United States Holocaust Memorial Museum und von David Melzer, einem ehemaligen Professor für Geschichte an der Staatsuniversität von Weissrussland. Danken möchte ich an dieser Stelle auch Jerrold Schecter, Zach Levin, Mark Stamey, Janon Fisher, Andrew Page, John Stamey, Patrick Weaver, Frank Flaherty, Miriam Kuperstock, John Driscoll, Jon Hart, Dennis Heaphy, Joe Foder, Frank Shattuck und Alan Goldberg.

Dieses Buch wäre ohne die Ermutigung durch Connie Rosenblum von der *New York Times*, die meinen Artikel über die Bielski-Brüder vom Mai

2000 redigierte, und ohne den unermüdlichen Zuspruch meiner Agentin Mary Evans nie geschrieben worden. Dan Conaway, mein Lektor bei HarperCollins, hat dem fertigen Text den nötigen Schliff gegeben. Seine Begeisterung für das Projekt war mir in den gut zwei Jahren, die ich dafür benötigte, eine grosse Hilfe.

Meine Frau Laura hat mir mit unerschöpflicher Liebe und Unterstützung zur Seite gestanden. Ohne sie wäre alles nicht der Mühe wert gewesen.